Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorh. Tafeln: vorderer u. rückseit. Originalumschlag

1	nach S. 66	in Kol. Kupferstich.
eine ungez.	nach S. 112	
4	" "	118
5	" "	122
5	" "	120
6. 7.	" "	146
9–11	" "	150
12. 13	" "	154
14	" "	156
13. 14	" "	166
17	" "	170
18	" "	174
19	" "	180

Nicht ausleihbar

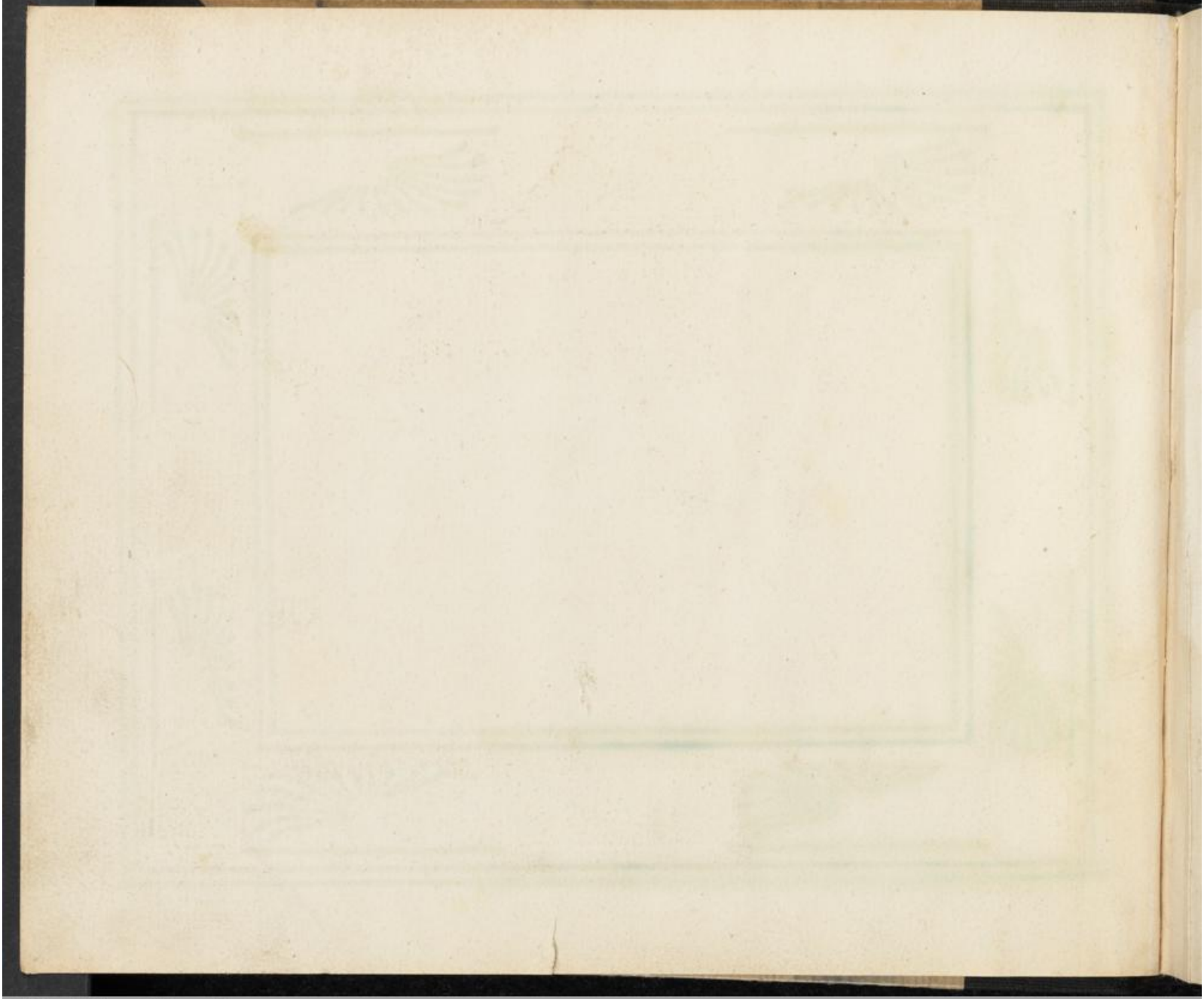
BUCHBINDEREI
C... SCHULTZE
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zweites Toiletten-Geschenk für Damen

1806.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zweites

Toiletten-Geschenk.

Ein Taschenbuch

für

Damen

1806.

Leipzig, bei Georg Voß.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rara
Z 1000
2

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

38.4184

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Beyfall, schöne Julie, den Sie der ersten Gabe gewährten, gibt mir den Muth, mich bey Ihnen mit einer zweyten zu melden. Sie werden auch dieser unter der Fülle von duftenden Blumen, die ich in Ihrem Boudoir umher gestreut finde, den reitzenden Platz nicht versagen. Ja, darf ich es Ihnen gestehen, manches, was ich unter den Kindern Florens hier wahrnehme, erinnert mich an den Blumenstrauß, den ich bey unserer ersten Bekanntschaft auf Ihren Putztisch legte. Sie pflegten der holden Wesen mit Muttertreue, Julie, und keines sollte das andere verdrängen. Neben der duftenden Nelke finde ich das stille Veilchen wieder, und neben der jungfräulichen blendenden Lilie, die sanfte Anemone.

Leicht vernehmbar sollte damals die Sprache dieser Blumen Ihrem feinfühlenden Herzen werden — ein tieferer Sinn liegt in den zarten Worten verborgen, womit eine rührende Mädchenstimme Sie jetzt anredet. — Aber auch diese werden Sie zu deuten wissen, Julie —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Ernst, den Sie größtentheils in diesen Blättern antreffen, bedarf bey Ihnen keiner Entschuldigung; denn ich weiß es, nur dadurch kann man bey Ihrem Geschlechte gewinnen, daß man ihm das Höchste und Edelste mit vollem Glauben zugestehet, und nie anders, als in einer Sprache zu ihm redet, die den Schein weit von sich abhält, als strebte sie das Heilige zu parodiren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

P r o l o g.

Trügt mich mein Aug? Ists Amor, der in Thränen
Die Händlein ringend irrt auf öder Flur?
Du, schönes Kind, ich sollte krank Dich wähnen!
Entsagst Du Deiner göttlichen Natur?
„Wohl bin ich krank an hoffnungslosem Sehnen;
Ich suche pfadlos die geliebte Spur!
Ach, wehe mir! ich hab' erzürnt die Holden
Die meines Daseyns Morgentraum vergolden!

Die Grazien, die harmonisch durch das Leben
Mich leiteten an holder Schwesternhand.
Sie hatten sanfte Fesseln mir gegeben,
Gewebt von Rosen aus dem Heimathsland.
Ich durfte frey den leichten Flug erheben,
Und doch gezähmt vom zarten Himmelsband.
Ach konnt' ich nicht das schöne Joch ertragen?
Und durft' ich kühn den ärgsten Frevel wagen?

Ach ich zerriß die sanften Rosenbande,
Floh zügellos in die berauschte Welt.
Ich flammte Herzen an zu wildem Brande
Dem rohen Streben war kein Ziel gestellt.
Doch müde kehrt' ich nach dem Vaterlande,
Das eine schönre Frühlingsglut erhellt.
Und unbefangen naht' ich mich den Reinen,
Mich brüderlich den Schwestern zu vereinen.

Doch, ach! sie wenden, leisumwölkt von Zähren,
Die schönen Augen zürnend von mir ab:"
Wie? kommst Du so zurück zu reinen Sphären?
Wo sind die Blumen, die die Huld Dir gab?
Wir werden nie zur Erde wiederkehren!
Sie ist ja nur der heil'gen Unschuld Grab!
„So flohn sie hin; ich sah sie trostlos schwinden,
Und irre nach, die theure Spur zu finden."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er sprichts, und schlägt die süßen Augen nieder;
Die schönen Flügel sinken kraftlos hin;
Erloschen ist das farbige Gefieder,
Das Schöne flieht vor dem verirrten Sinn.
Er hebt den Blick und senkt ihn bebend wieder;
„Weh mir, daß ich der Feind der Schönsten bin!
Sie flohn zurück zu alten goldnen Zeiten,
Und werden nie der Liebe Pfad begleiten!"

Jetzt tritt sein Fuß in dunkle Götterhaine;
Ein heilig Rauschen säuselt um sein Ohr;
Er sieht entzückt bey leisem Zauberscheine
Ein wunderbar, ein himmlisch Mädchenchor.
Es sind die Neun' im seligen Vereine,
Die schönen Schwestern, Phöbos Blüthenflor.
Sie nahn sich ihm mit mitleidsvollen Blicken,
Das holde Kind ans weiche Herz zu drücken.

Wir hörten, tönt's von ihrem Göttermunde,
Den tiefen Gram, der Dich zu Boden drückt.
Wir wollen heilen die verborgne Wunde;
Aufs neue sey durch Dich die Welt beglückt!
Aufs neue mit den Grazien im Bunde,
Die lang nicht mehr den todten Sinn entzückt.
Wir wollen mit den Holden Dich versöhnen,
Und Liebe sey im ew'gen Bund des Schönen!

Louise Brachmann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalt.

I. Bildung zur Kunst und zum schönern weiblichen Leben.

1. Die Flüchtlinge, oder das Tagebuch. Seite 3—22
2. Ueber das ehelose Leben eines Frauenzimmers. Von St. Schütze . — 23—29
3. Das Weib im geselligen und häuslichen Kreise. Von M. Hesse . — 30—38
4. Ueber Unterhaltung in weiblichen Zirkeln — 39—49
5. Toilettenscene zwischen einer geistreichen Dame und ihrem Kammermädchen. Von L. Brachmann — 50—52
6. Ueber die Mode. Von E. M. Arndt — 53—65
7. Etwas über Tanzspiele und pantomimische Gemählde . . . . . — 66—73
8. Weibliche Kunst. Von P. Lemitoir — 74—77
9. Ueber Kostümirungen . . . . . — 78—84

II. Zeichenkunst und Mahlerey.

1. Briefe über Zeichenkunst und Mahlerey. Von V. H. Schnorr . . . . — 87—96
2. Ueber Zeichnen und Mahlen, besonders in Beziehung auf Blumen-Fabrikation . . . . . — 97 ff.

A. Materialien zum Zeichnen und Mahlen . . . . . Seite 98
B. Zubereitung der Farben . . . — 98—99
C. Einige allgemeine Regeln beym Zeichnen und Mahlen . . . — 99—100
D. Von den verschiedenen Zeichenmanieren . . . . . — 100—107
E. Das Schattiren mit Bleystift . — 107
F. Das Tuschen oder Laviren . . — 108
G. Das Ausmahlen . . . . . — 108—109
H. Von der Mahlerey auf Seide — 109—110

III. Tanzkunst.

1. Ueber die körperliche Bildung zur Tanzkunst. Von Roller . . — 113—115
2. Versuch einer Theorie der Tanzkunst. Von demselben . . — 116—123
3. Das Verhältniß der körperlichen Ausbildung zum guten Tone. Von demselben . . . . . — 124—125
4. Nutzen der ehemals getragenen Stelzenschuhe. Von demselben — 126—127
5. Etwas über die gymnastischen Uebungen der Griechinnen . . . — 128—130

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IV. Musik.

1. Was ist Deutsche, was Italienische Musik, und welche verdient den Vorzug? Von A. Wagner Seite 133—137
2. Ueber musikalische Uebungen . . — 138—142
3. Die Guitarre . . . . . — 143—144
4. Singstücke von von Göthe, Mücheler, Esra Edem, Ernesta de Krosigk, A. Wall, Streckfuß und Voß; komponirt von Seidel, Reinicke, von Lehmann und Harder.
5. Allegros für das Fortepiano. Von F. A. von Lehmann.
6. Walzer. Von A. Harder.
7. Variationen für die Guitarre. Von Reinicke.

V. Weibliche Kunstarbeiten. Von Netto und Philipson.

1. Drey neue Arten zu stricken
   a. Das Golddrath-Stricken . Seite 147—148
   b. Das Bouillon-Stricken . . . — 148
   c. Das wattirte Stricken . . . — 148—149
   d. Tapisserie oder Carre'-Strickerey — 149—150
2. Stickerey
   a. Das Musselin-Sticken mit durchbrochenen Knötchen . . . . — 150—152
   b. Das Zugsticken in Musselin . — 152
   c. Das Marly- oder Gaze-Sticken — 152—153
3. Künstliche Näharbeiten . . . Seite 153—155
4. Ueber Blumen-Fabrikation . . — 156—165
5. Ueber Stroharbeiten . . . . . — 166—169
6. Ueber Papparbeiten . . . . . — 169—172
7. Arbeiten mit Klöppeln und Schifschen — 173—176

VI. Häusliche Oekonomie. Von Netto.

1. Ueber Zimmerputz, Gardinen, Modefranzen, Krepinen, Frisuren und Modequasten . . . . . — 179—180
2. Ueber Tischzeug, feine Wäsche und Betten . . . . . — 180—181
3. Konservirung der Kupferstiche vor Rauch, Staub, Oel- und Moderflecken, und Reinigung des Glases — 181
4. Ueber Konservirung der Rauchwaaren — 182
5. Englische Delikatessen.
   a. Behandlung des Fleisches . . — 183
   b. Fisch-Sauce zu gebackenem oder geröstetem Fisch . . . . . — 184
   c. Sauce zu Carbonnade . . . — 184
   d. Mandel-Creme . . . . . — 185
   e. Schokolaten-Creme . . . . — 185
   f. Vanille-Creme . . . . . — 185
   g. Gebrannter Rahm . . . . . — 185
   h. Komponirte Essige . . . . — 185—186
   i. Einmachen der Früchte . . . — 186
   k. Fruchtsäfte . . . . . — 186
6. Einige der vorzüglichsten Regeln zur Erhaltung und Vervollkommnung der weiblichen Schönheit . — 187—192

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I.

Bildung zur Kunst

und

zum schönern weiblichen Leben.

---

1. Die Flüchtlinge oder das Tagebuch.
2. Ueber das ehelose Leben eines Frauenzimmers.
3. Das Weib im geselligen und häuslichen Kreise.
4. Ueber Unterhaltung in weiblichen Zirkeln.
5. Toilettenscene zwischen einer geistreichen Dame und ihrem Kammermädchen.
6. Ueber die Mode.
7. Etwas über Tanzspiele und pantomimische Gemählde.
8. Weibliche Kunst.
9. Ueber Kostümirungen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Flüchtlinge, oder das Tagebuch.

Eine Erzählung.

Erstes Kapitel.

Julie, Rose und Emma erwarteten Viktorn im Gartensaale. Sie hofften heute sehnlich auf die Stunde, denn Göthe's Faust sollte gelesen werden, und Julie bedauerte nur, daß nicht sie, sondern Emma dieß Mal die Reihe des Vorlesens traf.

— Wie kann man nur die herrlichen Worte so ohne alle Seele vortragen, sprach Viktor, als er der Kleinen eine Weile zugehört hatte, nahm ihr das Buch aus der Hand, und las:

„Meine Ruh' ist hin,
mein Herz ist schwer,
ich finde sie nimmer und nimmermehr.

schwermüthig hing sein dunkles Auge, während er diese Worte mehr sprach als las, an Juliens holdem Gesicht, die ihrer Schwester Emma durch Mienen einen Verweis gab, daß sie eben jetzt so gedankenlos mit ihren Fingern auf den Tisch mahlen konnte.

Viktor fuhr fort:

„Sein hoher Gang,
seine edle Gestalt,
des Mundes Lächeln,
der Augen Gewalt,
und seiner Rede Zauberfluß — — —"

Ein paar schwarze Augenbraunen, die recht drohend durch die Thür zu den Kindern hinein blickten, unterbrachen bey dieser Stelle die Vorlesung zum zweiten Male. Es war Fräulein Kunigunde, deren Ohren durch den regeren Zauberfluß in Viktors Vortrage gelockt, sich eiligst an die Oeffnung der Thüre begaben, um besser zu hören, wovon eigentlich die Rede war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

— „Das heißt mir aber auch eine Lehrstunde!“ murmelte sie dabey halb laut für sich hin. — „Die schöne Zeit könnte auch wohl zu etwas Bessern angewendet werden. Und wenn denn doch die Mädchen aus den Liebesbüchern einmal lernen — — —“ Allein in eben dem Augenblicke erschrack das Fräulein über ihre eignen Worte, denn der Geheime Rath, ihr Bruder, stand dicht hinter ihr, dem Viktor's poetische Lektionen ohnehin schon ein Gräuel waren, und hielt ihr ein beschriebenes Blatt unter die Augen.

— „Kennst du die Hand?“ fragte er mit einem recht grimmigen Tone seine Schwester.

— „Es ist Rose'ns Hand, wie ich an den ungewissen Buchstaben sehe,“ antwortete die Erschreckte, „aber du — —“ Doch der Geheime Rath schien keine Zeit zu haben, ihre Antwort abzuwarten, sondern entfernte sich sogleich wieder mit der spöttischen Aeußerung, „er habe nur wissen wollen, ob es mit dem Schreiben des Mädchens wirklich immer noch nicht besser gehen wollte.“

Das Fräulein stand noch ganz in Gedanken vertieft über diese Erscheinung, als Viktor bereits seine Lehrstunde geschlossen hatte, und sie ihn mit den Mädchen im Garten herum schwärmen hörte. Es wurde zur Tafel gerufen, allein die frölichen Gesichtchen verloren sich bald, als man des Vaters üble Laune bemerkte, die unter allen Rosen am bedenklichsten vorkommen mußte, denn dieser konnte man es fast ansehen, wie ungestüm ihr das kleine Herzchen bey des Geheimen Rathes sichtbarem Unwillen zu pochen anfing. So viel war gewiß, daß etwas Außerordentliches vorgefallen seyn mußte, denn selbst seinem Lieblinge, Julien, gönnte der Vater heute keinen Blick, und eines so betrübten Mittags konnten sich die Kinder nicht erinnern, so lange Viktor im Hause war, dessen muntre Einfälle der Geheime Rath heute alle zu überhören schien.

Der ganze Nachmittag verging, ohne daß die guten Kinder auch nur ein einziges Mal gelacht hätten, so daß es der Tante schwer aufs Herz fiel, und sie beschloß, ihnen für den nächsten Morgen endlich einmal den Spaziergang zuzusagen, warum sie sich schon so lange vergeblich hatte bitten lassen.

Zweites Kapitel.

Das Fräulein war freilich noch ein wenig nach der alten Art, und hielt tausend Mal mehr auf eine saubere Hemdenath, als auf Göthe's sämtliche Werke; aber das hinderte keinesweges, daß sie nicht eine sehr gute Tante gewesen wäre, die man nicht recht aufrichtig hätte lieben können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was würde auch aus den armen Kleinen geworden seyn, wenn sich die Gute ihrer nicht angenommen hätte, denen die Mutter starb, da sie noch recht hülflos um des Vaters Knie hingen, und Emma kindisch in die Thränen lächelte, die der sonst so feste Mann — dieß Mal seinen Kindern nicht verbergen konnte!

Freilich war ihnen damals Rose, das kleine Bauermädchen, lieber, das der Vater jetzt auf immer zu ihnen gesellte, damit sie bey ihren Spielen nicht bemerken sollten, wie still und öde nun alles um sie her geworden war, und sie fürchteten sich beynahe vor der Ankunft der Tante, als der Geheime Rath sie aus dem benachbarten Stifte abholen ließ, und der Wagen, der sie brachte, in den Schloßhof gefahren kam. Ja, es wären vielleicht viele Tage hingegangen, ehe sie dem ernsten männlichen Ansehen des Fräuleins und ihren seltsamen großen Gesichtszügen Zutrauen abgewonnen hätten, hätte sie nicht immer so herzlich geweint, wenn der Geheime Rath ihrer todten Mutter erwähnte.

Das rührte die Kinder, besonders Julien, die schon recht verständig war, für die sieben Jahre, die sie gelebt hatte.

Drittes Kapitel.

Die Familie bewohnte einen Landsitz in einer reitzenden Gegend Schwabens, nahe bey einer berühmten alten Stadt, in welcher der Geheime Rath ehemals einen ehrenvollen Posten bekleidete. Aber die eigensüchtigen Ränke gemeiner Menschen hatten ihm das Stadtleben so sehr verleidet, daß er es schon vor Emma's Geburt vorzog, auf diesem friedlichen Dorfe unter seinen Bauern zu leben.

Es war aber auch hier ein so reitzender Aufenthalt, so mit allem ausgestattet, was einem liebenden Gemüthe zusaget, daß es Niemanden in der Familie, und selbst den drei Mädchen, als sie schon größer wurden, möglich war, sich ein anderes Glück zu denken, als das, welches ihnen hier angehörte.

Und wer die drei holden Wesen so innig froh im Glanz der Abendsonne auf dem hohen Altane des Schlosses stehen sah, in die mahlerische Weite hinaus blickend, und die goldgesäumten Wolken am tiefen Himmel so still gerührt betrachtend, der mußte selber an ein Paradies auf Erden glauben, zu dem Engel niederschweben, und sich an ihm ergötzen wollen. —

Das Schloß lag am Abhange eines stolzen, mit dunkeln Fichtenwäldern umkränzten Felsens. Der kräftige Strom wälzte sich aus der Ferne zu ihm hinüber, und jeden Morgen begrüßten die guten Kinder aus den Fenstern ihres Schlafzimmers das frische Thal, in welches er mit fröhlichem Toben hinabstürzte.

Wer hätte es den lieblichen Mädchen, die hier

in so stiller Eintracht glücklich waren, wohl mißdeuten mögen, wenn sie zuletzt ganz und gar vergessen konnten, daß es noch Städte in der Welt gäbe, in denen man auf Bälle gehen und Schauspiele aufführen sehen könnte? — —

Viertes Kapitel.

Dafür war aber auch das Innere des Schlosses ganz außerordentlich schön, und Alles darin deutete auf den hohen Sinn der frühern Besitzer und ihre stolze Prachtliebe. Zimmer und Säle waren mit herrlichen Gemählden ausgeschmückt, wobey jeder Fremde gern verweilte, und die vielen geharnischten Ritterbilder, welche rund herum am gewölbten Saale aufgestellt standen, und mit ihren edlen Mienen jeden Eintretenden huldreich bewillkommten, zeugten von dem alten Geschlechte der Familie.

Wenn nun in den langen Herbstabenden Tante Kunigunde mit ihren Lieblingen, worunter jetzt auch Rose, das kleine Bauermädchen, gehörte, deren sanfte blaue Augen sich recht unvermerkt einen Weg in das etwas adelstolze Herz des Fräuleins gebahnt hatten, am Kaminfeuer saß, und ihnen Mährchen erzählte: so wurde Allen dabey nur um so schauerlicher ums Herz, je sichtbarer die hohen Bilder an den reich verzierten Wänden, auf welchen meistens Heiligen- und Märtyrergeschichten vorgestellt waren, sich zu dem kleinen Kreise herabzulassen schienen; je zweifelhafter sich der zitternde Schein des Lichts in den hohen Gothischen Fenstern brach; oder je ungestümer der brausende Strom in der Tiefe unter ihnen sein Wesen trieb. Die schüchterne Rose versteckte dann gewöhnlich das blonde Köpfchen in Juliens Schooß, die still und lächelnd aus ihren verständigen Augen schaute, während Emma mit neugierigem Antheil die Tante in ihrer Erzählung fortzufahren ermunterte, denn in ihr war keine Furcht; ihr wäre es im Gegentheil eine Lust gewesen, einmal so einen Riesen, oder gar den feuerspeyenden Drachen selbst bey lebendigem Leibe in Augenschein zu nehmen.

Fünftes Kapitel.

Selbst den höchst prosaischen Geheimen Rath hatte noch Niemand darüber klagen gehört, daß die Winterabende auf dem Lande langwieriger ausfielen, als in der Stadt, und wer ihn nicht in der Nähe beurtheilen konnte, mußte sich natürlich außerordentlich darüber wundern.

Seine Angehörigen konnten sich dieses indeß schon eher erklären, da sie wußten, welchen Werth er auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Namen eines Beschützers der Wissenschaften legte, den er von allen seinen Titeln am liebsten hörte, und ihm in seinem Leben wohl mehr aufgeopfert hatte, als das, was man in großen Städten so gewöhnlich den Lebensgenuß zu nennen pflegt. Sogar in frühern Jahren hatte der thätige Mann diesen wenig vermißt, wo er seine Bücher und Apparate aufstellen konnte, wenn sich nur alle Mal die Gelegenheit dabey fand, die neuesten Produkte der Litteratur in der gehörigen Ordnung und Zeitfolge zu benutzen. Denn der Geheime Rath erfüllte die Pflicht, mit dem Zeitalter fortzuschreiten, fast eben so gewissenhaft, als die der Wohlthätigkeit und Milde gegen seine Bauern, und wenn man ihm gleich eben keine große Vorliebe für die sogenannte schöne Litteratur nachsagen konnte, so benutzte er dafür die ökonomische nur um so redlicher und gewissenhafter für die löblichsten Zwecke.

Sein größtes Leidwesen war, daß er keinen Sohn hatte, auf welchen er diesen philosophischen Geist, diesen Eifer für Alles, was zur Aufklärung gehört, forterben lassen konnte. Seine beyden Töchter kamen bey dieser Vorstellung in gar keine Betrachtung; er hatte einmal das Vorurtheil, daß der weibliche Beruf mit so etwas gar nicht zusammen treffe; und gefiel sich außerordentlich in der Lieblingssentenz: die Frauen hüllten sich in den philosophischen Mantel, nicht eben, weil er schütze gegen den Sturm, sondern weil die Wolle beßre Falten werfe, als der Linon.

Sechstes Kapitel.

Julie fing indessen an, hierin etwas anders zu denken, als sie älter wurde, und ließ ihrem Vater, dessen Liebling sie ohnehin war, nicht eher Ruhe, bis er ihr zuweilen den Schlüssel zu seiner weitläuftigen Bibliothek anvertraute. Dieß ließ sich hier um so eher thun, da der Geheime Rath sicher seyn konnte, sie werde keinem einzigen modernen Romanschreiber oder Dichter darin begegnen; denn außer den alten Griechischen und Römischen, in der Originalsprache, war gewiß kein Vers in der ganzen Büchersammlung zu finden.

Dessen allen ungeachtet saß indeß das sonderbare Mädchen oft so vertieft bey den übrigen Büchern, daß sie zu Zeiten das Schlafengehen darüber vergessen konnte, und von der ordnungsliebenden Tante mit einer Strafpredigt daran erinnert werden mußte.

Was aber dem Geheimen Rathe am allerunbegreiflichsten dabey vorkam, war, daß seine Tochter oft auf den ersten Blick Dinge aus einem Schriftsteller heraus las, die ihm bey seinem vielen Lesen noch in keiner einzigen Ausgabe darin aufgestoßen waren. Da mußte er denn als ein verständiger Vater wohl einsehn, daß hier eine Ausnahme gemacht und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf einen geschickten Lehrmeister für das Mädchen gedacht werden müsse. Auch bestärkte ihn zu diesem Entschluß noch der Umstand, daß die biblische Weisheit, in welcher Fräulein Kunigunde die Kinder unterrichtete, mit seiner aufgeklärten Denkungsart in gar zu großem Widerspruche stand; wobey er sich der Bemerkung nicht enthalten konnte, wie nur Julie bey ihrem hellen Kopfe es noch so lange damit hatte aushalten können.

Siebentes Kapitel.

So lange die Kinder denken konnten, war im Schlosse von einem Brudersohne des Geheimen Rathes die Rede gewesen, den sein Schicksal eben so interessant machte, als die ausgezeichneten Talente, welche er besaß. Denn wahrscheinlich hätte er ohne die Unterstützung seines Oheims hülflos die Welt durchirren müssen, da ihm der Leichtsinn eines verschwenderischen Vaters von einem überaus ansehnlichen Vermögen auch nicht die unbedeutendste Summe hinterlassen hatte. Es war ganz dem edlen Charakter des Geheimen Rathes gemäß, sich seines Neffen von ganzem Herzen anzunehmen, und er that es, ohne sich im mindesten etwas darauf zu gute zu thun. Auf Schulen und Akademien erhielt ihn der gute Oheim, und fand den schönsten Lohn vieler Aufopferungen in den rühmlichen Zeugnissen, die über die Geschicklichkeit und gute Aufführung seines Neffen von allen Seiten einliefen. Ob der Geheime Rath noch andre Plane mit dem jungen Manne hatte, den er eben so väterlich liebte, als er einst seinen thörichten Bruder verachtete, oder ob es nur so ein plötzlicher Einfall war, sich in der Geschwindigkeit aus einer Verlegenheit zu helfen, er beschloß, Viktorn eine Zeit lang in seinem Hause aufzunehmen, und ihm, in welchem das edle Blut seiner Vorfahren wallete, den Unterricht seiner Töchter anzuvertrauen.

Bey der nächsten Mittagstafel wurde dieser Entschluß der Familie bekannt gemacht, und den drei Mädchen, besonders aber der kleinen vorlauten Emma, der gehörige Respekt für den neuen Lehrmeister empfohlen, worauf unverzüglich ein Einladungsschreiben an diesen erfolgte.

Achtes Kapitel.

In Tante Kunigundens Gemüthe schien die Sorge für die vielen Zubereitungen, welche der Empfang des neuen Gastes erforderte, vor der Hand gar nicht Raum für die Hauptsorge zu lassen: welch ein gefährlicher Zuwachs ihres Hausstandes unter den drei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mädchen ein junger ein und zwanzigjähriger Lehrmeister wohl werden dürfte. Auch schien es den Mädchen gar nicht einzufallen, ihr diese Sorge etwa abzunehmen, wenigstens waren dieser ihre Sorgen, wenn sie des Vetters wegen welche hatten, von ganz anderer Beschaffenheit.

Die einzige, etwas träumerische Rose schien zuweilen in tiefem Nachdenken versunken, wenn sie der Tante bey ihren Geschäften für Viktors Empfang hülfreiche Hand leisten mußte. Sie konnte seit einiger Zeit die Geschichte vom verlornen Sohne nicht aus dem Kopfe los werden, so oft sie an den Vetter dachte. Ihre Phantasie trug unwillkührlich auf Viktor das Bild seines Vaters über, von dessen wildem Jugendleben sie das fromme Fräulein so oft mit Beziehung auf die schöne Bibelerzählung hatte reden hören. Es war ihr immer, als müßte bey seiner Ankunft eine solche Szene erfolgen, wie dort, wo dem Zurückkehrenden Vergebung wurde für alles sein Irren, und niemand war bereiter, ihm Vergebung wiederfahren zu lassen, als eben Rose.

Zuweilen indessen, wenn sie das Fräulein zu dem mächtigen Säulenschranke begleitete, aus welchem diese das glänzendweiße Linnen für den Erwarteten hervor langte, fielen ihr auch wohl die schönen Ritter aus der Tante Mährchen ein. Wie sie so von Abenteuern müde zurück kehrend zu ihrer Heimath, auf einsamen Bergschlössern Herberge suchten, wo wunderschöne Prinzessinnen hauseten, die das fromme Gastrecht mit ihren eignen schwanenweißen Händen an ihnen ausübten, und Viktor kam ihr vor wie so ein Ritter. Solche Gedanken schienen indessen Rosen ganz und gar nicht traurig zu machen, im Gegentheil ein süßes Lächeln schwebte dabey um die holden Lippen des sonderbaren Mädchens.

Neuntes Kapitel.

„Wir sollen sehr viel Respekt für Sie haben!" — so plapperte die kleine Emma, als sie alle drei einige Tage nach des Vetters Ankunft mit dem neuen Lehrmeister am runden Tischchen im Gartenhause Platz genommen hatten. —

Viktorn, dem ohnedieß schon etwas warm war, sich in der ungewohnten Würde des Meisters diesen sechs sprechenden Augen gegenüber zu sehen, stieg bey diesen Worten das Blut noch höher in's Antlitz, und Julie theilte seine Verlegenheit redlich, denn sie berührte in der Angst mit ihrem spitzigen Schuhe Emma's kleine Fußzehe so empfindlich, als es ihre sanfte Weise sonst nimmermehr zugelassen haben würde.

— „Hat denn eine oder die andre von Ihnen so

etwa eine Lieblingswissenschaft," fragte endlich Viktor eines schicklichen Anfangs wegen.

— „Das sollte ich meinen," antwortete Emma, noch ehe die übrigen Zeit zum Besinnen hatten. „Ich halte es mit solchen, durch die man etwas Neues erfährt; — von dem, was heut zu Tage auf der Welt vorgeht. Julien hingegen ist das Alte lieber — sie hat es mit lauter Griechischen und Römischen Graubärten zu thun, und, unter uns gesagt, schon selbst einmal so ein Trauerspiel angefangen — — — — „verbieten Sie doch der Schwätzerin das Reden, lieber Viktor," bat Julie sehr ernsthaft.

— „Bitte, bitte, nur noch ein einziges Wörtchen; es ist doch wohl besser, wenn der Vetter gleich auf ein Mal erfährt, wie er mit uns dran ist."

— „Hören Sie, Viktor," setzte die kleine Schlaue mit verbissenem Lachen hinzu, „Rose'ns Liebhaberey die sollen Sie erfahren, wenn Sie Abends in den Garten kommen — aber zu mir müssen Sie kommen. Da führe ich Sie zu der großen Terrasse hinten, wo die vielen Malven stehen. Man kann dort den ganzen hohen Himmel übersehen. — An Blumen und Sternen da hat Rose ihre Betrachtung. Da finden wir sie gewiß, und Sie sollen mit Ihren eignen Ohren hören, wie sie lange Gespräche mit ihnen hält, denn die Blumen antworten ihr ordentlich, und alle die schönen Reden werden aufgeschrieben von Rosen."

— „Schäme dich doch, so in den Tag hinein zu faseln," sagte Julie mit zarter Theilnahme für Rosen, die es noch versuchte, eine Thräne im Auge zu zerdrücken, als sie schon auf ihre glühenden Wangen nieder geperlt war.

„Du wirst doch wohl Spaß verstehen, kleine Dichterin," rief Emma, als sie es bemerkte, und fiel ihrer geliebten Rose mit lebhaftem Ungestüm um den Hals. „Du weinst doch nicht im Ernste? Weißt du nicht mehr die Romanze" — —

— „Ich liebe Dich doch, wenn ich auch weinen muß über solche Reden," stotterte Rose, ihre Umarmung schnell erwiedernd — und der Unterricht nahm seinen Anfang.

Zehntes Kapitel.

Freylich mochte es da wohl keine geringe Verlegenheit seyn, in welcher sich Viktor solchen Aeußerungen gegenüber befand. Nicht als ob er nicht Materialien genug für drei so geistreiche Mädchen in seinem Kopfe gehabt hätte. Im Gegentheil, er besaß deren nur zu viel. Er war ja Philosoph, Dichter, Mahler, Antiquar, Musiker; alles, was man so heutiges Tages in kurzem zu seyn pflegt. Das Uebelste war nur, daß

er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er eigentlich selbst noch nicht recht wußte, was sich mit dem Allen anfangen ließe. Auch traf es sich oft bey dem Unterrichte, wenn die Lektion so ganz von dem Punkte abgekommen war, von welchem sie ausging, daß Viktor durchaus nicht Rechenschaft davon geben konnte, ob das Labyrinth in seinem eignen Ideengange begonnen habe, oder in der holden Augennacht ihm gegenüber. Außerdem wurde ihm die Sache auch dadurch noch schwer, daß er den Unterricht gar zu gern nach dem Geschmack aller drei Mädchen eingerichtet hätte, mit Julien am allerliebsten von Plato's Weltseele, mit Rosen von Blumenseelen, und mit Emma von den wilden Seelen am Missisippi hätte sprechen mögen; denn bey den feder- und muschelgeschmückten Indianern in Amerika war der kleine Papagay warlich ganz wie zu Hause.

Eilftes Kapitel.

Daher kam es denn auch, daß die Mädchen, wenn der Geheime Rath bey der Mittagstafel, wie er pflegte, ein kleines Examen anstellte, so oft rechte wunderliche Antworten gaben, wobey Viktor blutroth werden, und der Geheime Rath sorgenvoll den Kopf schütteln mußte — — Und was nun gar die Lektionen in der Poesie betraf, so hätte es Viktor vom ersten Augenblick an, den er in diesem Hause verlebte, weghaben sollen, daß dem Geheimen Rathe damit warlich sehr schlecht gedient war. Zumal die romantische Poesie, mit der durfte ihm vollends Niemand kommen, und wenn der Geheime Rath auch nur an den Märtyrer- und Heiligenbildern in seiner Gemähldesammlung seine Abneigung dagegen auslassen konnte, so that er das doch, so viel es sich thun ließ, ohne die kostbaren Kunstwerke ganz und gar zu vernichten. Unaufhörlich war er darauf bedacht, wenn sein Blick auf ein solches Gemählde fiel, ihm einen noch schlechtern Platz anzuweisen, als es ohnehin zu Viktors größtem Leidwesen schon erhalten hatte; denn der fühlte sich nun gerade zu den heiligen Bildern am allermeisten hingezogen.

Es stand überhaupt gar nicht in Viktors Gewalt, zu verhindern, daß ihm, des prosaischen Oheims ungeachtet, hier am Ende alles zu Poesie ward, er mochte sich dagegen auflehnen, so viel er wollte. Wenn er so mit Rosen vor einem der großen Gemählde im Pavillon stand, und über Correggios Nacht, oder Raphaels Verklärung zu sprechen anfing, — hindern konnte er es dann nicht, daß seine Gedanken wie Flammen über ihn selbst zusammen schlugen, und aus der strömenden Fülle seiner Worte neue Bilder, wie Blüthen, hervorstiegen, die sich in Rosens thränenfeuchten Augen spiegelten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daß dann sein Arm im Feuer der Rede Rosens weichen Leib umfaßte, dafür konnte er eben so wenig; er bemerkte kaum, was er that, bis Rose sich hastig von ihm abwandte, und mit schwankenden Schritten das Zimmer verließ. Nur einmal blieb ihm eine unangenehme Empfindung davon übrig, als sie der Geheime Rath in einer solchen Stellung überraschte. —

War es Julie, an die in solchen Momenten seine Empfindung sich richtete, so klangen seine Worte schon gemeßner. Es schien, als ob in der durchsichtigen Klarheit, die dieß liebliche Wesen von sich ausströmte, ein reinerer Geist zu ihm redete. Ein Blick aus ihren ruhigen Augen war hinreichend, ihn zu zügeln, wenn seine wilde Phantasie die Flügel ausspannte. Er ahndete es, diese Gestalt, diese holden Mienen besänftigten allein die Stürme in seinem Innern, aber nur, um es zu heißeren Gluten zu entzünden.

Zwölftes Kapitel.

Nie hätte sich indeß der gute Viktor wohl träumen lassen, durch sein romantisches Wesen dem Oheim in dem Grade beschwerlich zu werden, als er es späterhin erfahren mußte.

Denn in keinem einzigen Falle war er dem Geheimen Rathe nach seinem Sinne: und hätte dieser auch Alles übersehn wollen, selbst das, daß seine Mädchen, sogar die Hellenische Julie, an Wunder glaubten, und Alles, was sie sonst nur aus Gottesfurcht nicht zu bezweifeln gewagt hatten, jetzt aus reiner Gottesliebe vertheidigten; so war doch nicht einmal das Eine, die Wohlthat einer gebildeten Unterhaltung, durch Viktors Anwesenheit erreicht, worauf der gute Oheim so sehr gerechnet hatte.

Mit Viktorn ein vernünftiges Gespräch einzuleiten, war ein für alle Mal unmöglich. Es konnte bey seiner Lebhaftigkeit, die seine Ideen unaufhörlich in einem Wirbel umhertrieb, nie zu einem ordentlichen Resultate dabey kommen. Fing der Geheime Rath über Staatspolizey mit ihm zu reden an, so befand er sich auf einmal im Gebiet der schönen Wissenschaften, und an keine Rückkehr war da zu denken. Auch das hätte angehen mögen, wenn Viktor in diesem Terrain nur Stich gehalten hätte. Aber umsonst: sie kamen aus dem Hundertsten ins Tausendste, ohne daß irgend etwas ins Klare gebracht wurde. Und das war dem Geheimen Rathe zu wichtig. Lustige Spiegelgefechte mit Worten, wobey nichts entschieden wurde, haßte er wie die Sünde. Schon des unnützen Zeitverlustes wegen waren sie ihm ein wahrer Gräuel, und ohne Fräulein Kunigundens Beystand wäre Viktors Lage bey solchen Gelegenheiten warlich übel gewesen. Diese aber

unterstützte ihren Neffen treulich, und gönnte ihm in eben dem Maße ihre Nachsicht, als sie sie seinem Vater ehemals entzog. Doch nicht allein seine liebreiche Aufmerksamkeit auf alles, was die gute Tante interessirte, zog ihm dieses freundliche Benehmen zu, sondern hauptsächlich sein Christenthum. Denn für echtes Christenthum hielt das Fräulein Viktors enthusiastische Vorliebe für Dürers Kreuzigung, und die Wärme, mit welcher er den Propheten Jesaias für den größten Poeten erklärte. — Um so empfindlicher mußte es daher die gute Tante kränken, in Viktorn an jenem angstvollen Mittage den Hauptgegenstand des stummen Grolles ihres Bruders ahnden zu müssen.

Dreyzehntes Kapitel.

— „Die Mädchen schlafen auch heute ganz außerordentlich lange," meinte die Tante, als sie ihrem Versprechen gemäß Anstalten machen ließ, das Frühstück hinten im Park einzunehmen, und in ihre Salloppe gehüllt, einen Schnupfen nicht achtete, den ihr die kühle Morgenluft zuziehen konnte.

— „Sie werden schon nachkommen," dachte sie für sich selbst, und ging dem Bedienten voraus, der ihr die Chokolade nachtragen mußte.

Es war aber auch ein Morgen, wie ihn die Tante lange nicht erlebt hatte. Die bunten Blumen, welche den Gang einfaßten, den das Fräulein zu gehen hatte, nickten ihr ihren Morgengruß so fröhlich zu, daß es schien, als ob sie allen ihren Duft für sie allein aufgespart hätten. Bey einer und der andern mußte das Fräulein ordentlich stehen bleiben, und die Thautropfen in ihren zarten Kelchen betrachten, in denen sich der junge Sonnenstrahl so glänzend spiegelte, daß es nicht zu unterscheiden war, ob ihr das Auge von dem Strahle oder vor Rührung so geblendet ward. Doch da sie nun vollends durch eine lichte Stelle des Parks hinauf in die Ferne sah, wo sich der Fluß so ungestüm durch die Hügel drängte, und des hellen Sonnenspiegels auf der sanften Fläche nicht achtete, um brausend darüber wegzuschäumen, so mußte die Tante wieder stehen bleiben, und der Bediente mit der Chokolade hinter ihr, so daß die Mädchen wirklich volle Zeit gehabt hätten, das Fräulein noch einzuholen, ehe sie die Eremitage erreichte.

Vierzehntes Kapitel.

Aber diese hatten den Garten und die Tante und Alles rein vergessen. Sie weinten lieber in den schönen Morgen hinein, und liefen verstört eine gegen die andre durch alle Zimmer; denn Rose war nicht zu finden, und ihr Bettchen stand noch ganz unversehrt

in ihrer Kammer, ohne daß eine Spur davon zu sehen war, ob jemand die Nacht darin geruhet hätte. Die Mädchen trauten ihren Augen kaum bey dem Anblick. „Rose ist entflohen," rief alles im Hause durch einander. Emma eilte, den Vater zu rufen, und Julie ging unruhig von einem Fenster zum andern. Als aber des Geheimen Rathes Kammerdiener mit den Worten zu Julien hintrat: „du mein Gott, der junge Herr Hofmeister sind ja auch nicht zu finden; da haben wohl die lieben Herrschaften mit einander Gesellschaft gemacht;" da erschrack die sonst so gelassene Julie so heftig, daß sie zitterte. Ihr Gesicht war so blaß geworden, und ihre Knie bebten so sehr, als sie zum Sopha schwankte, daß dem alten Manne bange zu werden anfing, und er aus allen Kräften nach Hülfe rief. Jetzt erschien der Geheime Rath. Was wurden nun nicht für gute Worte angewendet, den Vater zu bewegen, alle Reitknechte aufsitzen zu lassen, um die Flüchtlinge einzuholen. Allein vergebens. — Der Geheime Rath blieb bey seiner Aeußerung: „wer nicht durch Güte zu halten sey, den müsse man seinem Schicksale überlassen," und murmelte dabey noch einige Worte von „gescheiten Einfällen," und „sonderbarem Zusammentreffen" so unverständlich für sich hin, daß sich die Mädchen in das Benehmen des Vaters vollends gar nicht zu finden wußten.

Funfzehntes Kapitel.

— „Nein, — das thut mir nicht wieder, ihr leichtfertigen Mädchen:" mit diesen Worten trat die Tante jetzt ganz erhitzt und außer Athem ins Zimmer, — und ein Strom von Scheltworten erstarrte auf ihren Lippen, als sie Juliens verweinte Augen gewahr wurde. —

Julie hatte keine Antwort, Emma fing an zu erzählen. Wie viel Redens gehörte aber nicht dazu, um dem arglosen Fräulein das Geschehene begreiflich zu machen! Aber als ihr nun endlich alles deutlich wurde, da war auch niemand bereiter, die Angeklagten zu verdammen, als sie; denn nun fiel ihr des Geheimen Rathes Erscheinung mit dem gefundnen Papiere aufs Herz, und sein zorniges Betragen bey der Tafel, und Rosens Herzensangst den ganzen Tag über; nur wußte sie gar nicht, was sie von ihrem christlichen Lieblinge denken sollte.

Da aber Julie bey den Reden der Tante immer heftiger weinte, und das Fräulein anfing, ihre tiefe Bekümmerniß zu deuten, und recht geheimnißvoll mit Fragen in sie zu dringen, und geradehin zu Julien zu sagen: „der böse Mensch hat es dir doch etwa nicht auch angethan?" — da hätte Julie vergehen mögen vor Schaam und Betrübniß, und konnte sich kein Gewissen daraus machen, in ihrem Herzen zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wünschen, daß die Tante doch nun auch lieber seyn möchte, wo die Uebrigen geblieben wären.

Sechzehntes Kapitel.

Es empfand späterhin aber auch wirklich ein Jeder, daß seit dem fatalen Ereignisse in diesem Hause Alles eine veränderte Gestalt angenommen hatte, und Niemand würde es der träumerischen Rose und dem stürmischen Viktor angesehen haben, daß all das fröhliche Leben ehemals hier von ihnen beyden ausgegangen war. Denn daß es so seyn müsse, bewieß ja die Leerheit und Stille, die jetzt überall die Oberhand hatten. Selbst der Geheime Rath, der es auffallend vermied, an die beyden Flüchtlinge zu erinnern, hatte alle Mal mit einer gewissen Verlegenheit zu kämpfen, wenn Viktors Nahme genannt wurde, oder wenn Julie ihrem häufigen Seufzen die Deutung gab, daß sie ihr schönes Zeichnen aus Mangel an Anweisung nun so ganz aufgeben müsse; denn Viktor war es, der die schönen reinen Formen, welche vor ihrem innern Sinne schwebten, in's sichtbare Leben rief.

Der ganze Frühling war den Mädchen nun einmal verdorben. Man hätte denken sollen, daß allen Blumen ihre Farbe, und allen Bäumen ihre Schatten genommen seyen, so verdrießlich wurde es Julien, wenn sie jetzt einmal auf ihres Vaters Geheiß zu ihnen hinunter gehen sollte. Auch gab es seit Viktors Entfernung von der übeln Laune der Tante manches auszustehen für die Armen, was sie sonst nicht gekannt hatten.

Siebzehntes Kapitel.

Da sah denn wohl der Geheime Rath, daß auf eine Zerstreuung für die Kinder gedacht werden müsse, wozu ihm eine kleine Reise das zweckmäßigste Mittel schien. Er nahm sich daher vor, bey der ersten Gelegenheit seine Töchter an ihren alten Wunsch zu erinnern, die berühmte Stadt M. zu sehen, und dieß verfehlte die gehoffte Wirkung keineswegs.

Emma war wie elektrisirt, als sie die Nachricht hörte, und auch auf Juliens Liliengesicht zeigte sich ein herrlicherer Carmin, als das köstlichste Schönheitsbüchschen ihr jemals hätte geben können.

— „Nun so macht eure Anstalten," meinte der Geheime Rath, „ich werde an meinen alten Freund, den Präsidenten in M. schreiben, der wird es an Ergötzlichkeiten für euch Mädchen nicht fehlen lassen."

Was gab es nun nicht alles zu besorgen! Emma wollte ihre ganze Garderobe mitnehmen. Alle Kammermädchen saßen bis in die Nacht in Arbeit. Es mußte noch fremde Hülfe angenommen werden, um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die vielen Bedürfnisse der beyden Fräulein in Stand zu setzen.

Julie forderte während der Zeit wohl noch eben so oft den Schlüssel zur Bibliothek von ihrem Vater, aber doch weniger, um zu lesen, als vor den großen altväterischen, mit goldnen Engelköpfen verzierten Spiegeln, die daselbst ihren Platz gefunden hatten, den schönen neuen Putz anzuversuchen.

Achtzehntes Kapitel.

— „Ich habe ihn, — ich habe ihn," — rief Emma am Abend vor der Abreise ihrer Schwester entgegen, die in Gedanken verloren am Fortepiano saß, ohne zu spielen, und hielt mit triumphirender Miene ein beschriebenes Blatt in die Höhe.

— „Auf dem großen Schreibtische habe ich ihn gefunden, als ich nach den Büchern suchte, die für den Vater mit eingepackt werden sollten — da nimm und lies — —"

Julie erkannte Rosens Handschrift und las folgende Zeilen:

— — „Wie ist diese Zaghaftigkeit in ein Gemüth gekommen, das sonst Alles so gewaltsam ergriff, und sich kühn das Höchste zueignen durfte? — Warum zittre ich, die theure Hand zu berühren, wenn sie mir gereicht wird? — das himmlische Auge mit meinen Blicken festzuhalten, wenn es mir in seinem stillen Glanze begegnet? — Bin ich denn so gar nichts gegen das Herrlichste? Ist aller Muth in mir gestorben, und mein ganzes Selbst in dem Fremden untergegangen? Ach warum ist mir das Schönste so nahe gegeben, wenn ich es nicht Mein nennen darf? warum bin ich der Dunkelheit entzogen, wenn ich mein Auge nicht aufheben darf zu — — —".

— „Und Du wolltest sie noch entschuldigen, die Treulose?" sagte Julie, und trocknete sich die Augen, „Du wolltest noch daran zweifeln, daß sie ihn verführte? Da siehst Du es ja mit deutlichen Zügen geschrieben. Lege den Brief wieder hin, wo du ihn fandest, ich mag ihn nicht behalten."

Emma schüttelte das weiße Köpfchen, ging in ihr Schlafzimmer und verbarg den gefundnen Schatz auf das sorgfältigste vor jedem fremden Auge.

Neunzehntes Kapitel.

Wenn gleich die alte gute Stadt M. ihrer altväterischen Gebäude und beräucherten Giebeldächer wegen gar kein freundliches Ansehen hat, so hüpfte doch Emma'n das fröhliche Herzchen im Leibe, als der Wagen durch das alte Thor hineinrasselte, und vor dem stattlichen Gasthofe anhielt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was der elegante Marqueur von Komödienzetteln, Konzertassichen und Dingen dieser Art präsentirte, fesselte die Aufmerksamkeit der beyden Mädchen ungleich mehr, als die Abendtafel, wobey ihre eignen Bedienten servirten; und die geschmackvollsten Schüsseln blieben vor lauter Zerstreuung von ihnen unberührt, so viel Mühe sich auch der Koch damit gegeben hatte, denn des Geheimen Raths stattliche Livree, und der neue englische Reisewagen imponirte dem Wirthe.

— „Der Präsident wird Euch diesen Abend selbst zum Konzerte abholen" benachrichtigte der Geheime Rath am nächsten Mittage seine Töchter, als er vom zeremoniösen Visitenfahren in steifer Galla zurückkam; und die Mädchen erschracken, daß sie schon so viel Zeit mit Kleinigkeiten verloren hätten, und meinten, es sey hohe Zeit, an ihre Toilette zu denken.

Diese gerieth aber doch noch so überaus vortrefflich, daß Niemand den beiden Fräulein die langen Jahre ansah, die sie auf dem Lande zugebracht hatten, als sie am Arme ihres Führers in den glänzenden Saal traten. Besonders war es die Grazie in Juliens Gestalt, und ihr gemeßnes Benehmen, die einen solchen Gedanken unter den Anwesenden gar nicht aufkommen ließen. Hundert auf sie gerichteten Lorgnetten gelang es auch nicht einen Augenblick, ihrem lieblichen Gesichtchen diesen schönen ruhigen Ausdruck zu nehmen.

Zwanzigstes Kapitel.

Einer einzigen flüchtigen Erscheinung wäre dieß indessen bald in einem solchen Grade gelungen, daß es hätte auffallen müssen, wenn nicht gerade jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen kleinen Knaben gerichtet gewesen wäre, der mit seinen kleinen blassen Händchen die gewaltigsten Sprünge auf dem Fortepiano versuchte; denn Julie hätte wenigstens darauf schwören mögen, Viktors Gestalt darin erkannt zu haben, so schnell die Erscheinung sich auch wieder unter die Menge zurückzog.

Wie groß aber die Bewegung auch war, in welche sie durch diese Vermuthung gerieth, so suchte Julie sie doch selbst vor Emma'n zu verbergen, und war recht froh, als der Präsident sich nur erst wieder zu ihnen gesellte, der den Kopf von den Anstalten zu einer Privatkomödie voll hatte, die den folgenden Tag von seiner Familie und einigen Freunden in seinem Hause aufgeführt werden sollte, und wozu der Geheime Rath mit seinen Töchtern ebenfalls eingeladen war.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Allein so angenehm auch der Präsident seine Freunde zu unterhalten hoffte, als er ihnen am folgenden Tage in dem kleinen Theater ihre Plätze anwieß,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so war das doch weder bey dem Geheimen Rathe, noch bey Julien der Fall, denn beynahe wäre die letztere beym Aufziehen des Vorhanges, an der Seite des Präsidenten in Ohnmacht gesunken. Viktor war es, der in dem Kostüm der Hauptrolle auf der Bühne dicht vor ihr stand — und hätte sie auch noch an der Wahrheit der Erscheinung zweifeln können, so mußte ihr doch die Miene des Präsidenten, der sich mit der Ueberraschung, die er seinen Freunden bereitet hatte, nicht wenig wußte, die vollkommenste Ueberzeugung geben, daß das, was sie sah, kein Traum war. Die arme Julie wußte in der That nicht, welchem sie sich am ersten entziehen sollte, der freundlichen Gesprächigkeit des Präsidenten, der ihr zumuthete, ihm für seine Idee die höflichsten Komplimente zu sagen; der Unruhe ihrer Schwester Emma, die sie mit ihren Mienen und Bewegungen ängstigte; oder den ernsten Augen Viktors, die, ganz dem Charakter seiner Rolle zuwider, beharrlich auf ihrer Gestalt haften blieben.

In diesem Augenblick sahe man den Geheimen Rath mit großer Gemächlichkeit von seinem Sitze aufstehn und zur höchsten Verwundrung des Präsidenten, ohne ein Wort zu sagen, den Saal verlassen.

— „Laß uns doch nur mit hinaus," zischelte Emma von der einen Seite, schnell von ihrem Sitze aufstehend, ihrer Schwester in's Ohr.

— „Wird Ihnen nicht wohl, meine Gnädige?" fragte leise der Präsident von der andern.

— „Laß uns doch nur gehen, ehe die Rose auftritt," trieb Emma von neuen, die sich die Sache nicht anders erklären konnte, als daß sich die beiden Flüchtlinge bey einer Schauspielertruppe hätten anwerben lassen.

— „Wir sind mit dem Vetter zerfallen," vermochte endlich die Gepeinigte hervorzustammeln — und in wenigen Minuten saßen alle drey wieder im Wagen.

— „Mein Gott, wie ist denn aber das alles, was Sie mir da erzählen, mit dem zu vereinen, was ich weiß," fragte der Präsident, als er auf dem Retourwege Emma's Erzählung ausgehört hatte — „wie ist denn das alles mit dem ehrenvollen Amte zusammenzureimen, das Ihr Vetter noch vor kurzem durch Ihres Vaters Vermittlung in * * * erhalten hat?

— „Ein Amt? in * * *? vor wenig Monaten?" riefen beyde Mädchen zugleich, und der Wagen hielt vor dem Gasthofe.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

— „Bestätigen Sie es doch nur, lieber Vater," rief Emma dem Geheimen Rathe durch die Thür entgegen, der

der ganz bequem auf dem Sopha lag, und seine Pfeife rauchte.

— „Bestätigen Sie es doch nur, daß der Viktor ein böser Mensch ist, der von uns heimlich fortgelaufen ist, und die Rose mitgenommen hat. Man will mir ja gar nicht glauben."

— „Nun werde ich mit meiner Klugheit vor den Kindern zu Schanden werden, alter Freund," meinte der Geheime Rath, sich lachend zum Präsidenten wendend. — „Sie haben das nicht wissen können, und mir mit der Komödie eben keinen Gefallen gethan. Ich werde es aber dem jungen Herrn eintränken, daß er sich hier in M. die Liebhaberrollen aussucht, während ich ihn in * * * an dem Aktentische glaube."

— „Also haben Sie gewußt, wo er ist, und konnten es uns verheelen?" fragte Julie mit stockender Stimme.

— „Und ihm die Rose mitgeben, ohne uns ein Wort davon zu sagen?" fragte Emma, und trat schmollend an die Seite.

— „Was wollt Ihr denn, daß Ihr mich so bestürmt, Ihr tollen Mädchen?" antwortete der Geheime Rath. „Ihr sollt ja Alles erfahren. Das poetische Unwesen im Hause war ja nicht länger zum Aushalten."

— „Jetzt ist mir um die Versöhnung nicht bange," rief der Präsident, „da kommt er selbst," und Viktor lag dem Geheimen Rathe zu Füßen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

— „Nun, wenn Du nur ein besserer Legationssekretair geworden bist, als Du ein Hofmeister warst," rief der Geheime Rath, als er Viktors stürmische Rede angehört hatte, „so wollen wir es mit dem Komödienspielen gut seyn lassen. Du magst unterdessen den Mädchen hier den Zusammenhang dieses Mißverständnisses erklären. Es ist meiner väterlichen Würde zuwider, mich ihnen gegenüber zu einer kleinen List zu bekennen; lebt wohl unterdessen."

— Jetzt waren sie allein, und der entzückte Viktor faßte Emma's kleine Hand, und hielt sie so fest in der seinigen, daß die Kleine laut aufschrie.

— „Das ist ja ein ganz herrlicher Zufall, sagte er dabey, daß ich meine liebenswürdigen Schülerinnen hier finde. So etwas hätte ich mir ja nicht im Traume einfallen lassen, als ich mir von dem alten guten Präsidenten die Rolle in dem kleinen Lustspiel aufdringen lassen mußte."

— „Und Sie unterstehen sich?" rief Julie, da er

jetzt im Uebermaße seiner Freude die ganze Emma an seine Brust drücken wollte.

— „Wo haben Sie Rosen" — rief Emma, sich erzürnt von ihm loswindend — und das kleine Gesichtchen flammte vor hellem Unwillen.

— „Rosen? — wie kommen Sie zu der Frage? Haben Sie sie denn mitgebracht?"

— „Rosen — Ihre entführte Rose."

— „Sie treiben Ihren Spott mit mir. Bin ich denn nicht ganz allein, mit Ihren eignen Pferden ganz gemächlich nach * * * gefahren? Das einzige Sonderbare dabey war, daß meine Schülerinnen nichts davon erfahren sollten, weil ihr Vater glaubte" — hier sah er Julien furchtsam an, — „sie würden ihren vortrefflichen Hofmeister nicht fortlassen wollen."

— „Sie standen also in keinem Briefwechsel mit Rosen?" fragte Julie erröthend.

Viktor schüttelte verwundernd den Kopf.

— „Dieser Brief wäre also nicht an Sie?" rief Emma, und zog die Nadel aus ihrem Halstuche, um das so wohl verwahrte Dokument geltend zu machen, als ein Geräusch an der Thüre sie störte.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Da habt Ihr den wahren Flüchtling, rief der Geheime Rath, und schob die zitternde Rose durch die Thür in's Zimmer. — Ein Glück, daß es ihr nicht gelungen ist.

— Ja, ja, so geht's, setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, während welcher das arme Mädchen vor Schaam kein Auge aufschlagen konnte, wenn man kein gutes Gewissen hat, und so verliebt ist, daß man es nicht merkt, wenn man die Liebesbriefe auf den Spaziergängen verliert.

— „Ach beschämen Sie mich doch nicht noch mehr," erwiederte Rose mit lautem Schluchzen, „ich hatte ihn ja nur abgeschrieben."

— „Abgeschrieben?" fragte Julie erheitert.

— „Wo bist Du denn aber so lange gewesen, armes Kind?" fiel Emma ihrer Schwester ins Wort, und hielt die geliebte Freundin fest umschlungen.

— „In einer Erziehungsanstalt," antwortete Rose kleinlaut.

— „Ja, ja," sagte der Geheime Rath, „und da soll sie auch wieder hin, damit sie das poetische Gefasel vergißt, und nicht etwa wieder das Weite sucht, wenn man sie auf einem sentimentalen Streiche ertappt."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

— „Aber was hatte Dich denn so sehr in Furcht gesetzt, arme Kleine?“ fragte Julie.

— „Ach, das Tagebuch — das unglückliche Tagebuch! Dir will ich's nur gestehen, flüsterte sie Julien in's Ohr; aber verrathe mich nicht. Aus Viktors Tagebuch war das Geschriebene, was dein Vater gefunden; ich hatte es heimlich daraus abgeschrieben. — Ich wußte recht gut, an wen die Stelle gerichtet war, —

— „Nein, ich verrathe Dich nicht, liebste Rose“ — fiel die bestürzte Julie der Kleinen in's Wort, „ich verrathe Dich gewiß niemals!“

— „Nun, was soll das Geflüster“ — unterbrach sie der Geheime Rath, „man weiß ja doch wohl, wovon die Rede ist.“

— „Ach wenn Sie mich auch für verliebt halten,“ antwortete Rose, die jetzt wieder Muth gefaßt hatte, — „so bin ich doch anders, als Sie vielleicht denken. Ich bin in alle die Ritter verliebt, die in meinen Romanzen vorkommen, das ist wahr! und so oft ich eine neue gemacht habe, bin ich um einen Geliebten reicher, aber das ist eine ganz andre Liebe, als Sie meinen. Ich will es auch nur ganz laut sagen — Sie haben Alle immer gedacht, Viktor gefiel mir so sehr. Ja, er gefällt mir auch, aber so gut er auch ist, so ist er es doch noch lange nicht so sehr als meine Helden; und die Stelle aus dem Tagebuche (heimlich zu Julien) die habe ich eigentlich auch nur darum genommen, weil ich sie in ein Sonnett bringen will — es war aber doch ein Diebstahl.

— „Schweigt mir mit dem dummen Zeuge. Ich sehe nun wohl aus Allem, daß Viktor ein unschuldigerer Hofmeister war, als ich fürchtete. Er hat nicht so sehr viel Schuld an Eurer Poesie, sie muß einmal zu Eurer Natur gehören, aber von mir habt Ihr sie warlich nicht geerbt.“

Weil wir doch einmal auf dem Kapitel sind, liebstes Väterchen, fiel ihm die kleine Emma in's Wort, und wies auf Julien und Viktorn, die nachdenklich den Blick zu Boden gesenkt da standen. — Was meinen Sie? — „Hellenik! — Romantik!

— „Da meinst Du, die sollten Eins werden?“

Ja, ja, liebes Väterchen! Das meine ich wahrhaftig.

— Nun in Gottes Namen, sagte der Geheime Rath, Hellenik und Romantik! — Damit Ihr sehet, daß ich doch auch so etwas von Eurer poetischen Poesie behalten habe.

— „Liebster, bester Vater! riefen alle Stimmen zugleich — außer Julien's, die still und ernst in Viktors Augen zu forschen schien. — Nein! Sie sind doch der beste Vater, den es auf der ganzen Welt giebt.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

— Ach, und die Tante — die Tante! was wird die nicht für eine Freude haben!

— Nicht wahr, wir bleiben nun auch Alle zusammen? Rose kommt nicht wieder in die Erziehungsanstalt?

— „Wir bleiben Alle zusammen — das war ja von jeher mein Wunsch," antwortete der Geheime Rath mit Rührung, und Julie sank schweigend in die Arme des glücklichsten von allen Mädchenhofmeistern.

* * *

Ueber das eheloſe Leben eines Frauenzimmers.

Liebe, gute Schweſter.

Die flüchtigen, unſtäten Zeilen Deines Briefs verrathen mir noch deutlicher als der Inhalt deſſelben die Angſt und Unruhe, mit der Du ihn geſchrieben haſt. Ich ſehe Dich in raſtloſer Zerſtreuung den Garten auf und nieder gehn, und Blicke gen Himmel richten, als wollteſt Du die gute, treue Mutter zurückrufen, deren Beyſtand Dir jetzt mehr als jemals entriſſen iſt. Alles beſchwört, Alles beſtürmt Dich um die Entſchließung, Hand und Herz einem Manne zu geben, der in der ganzen Stadt wegen ſeines Reichthums in ſo großem Anſehn ſteht. Man nennt Dich eine Thörin, eine Widerſpenſtige, und prophezeyt Dir ein eheloſes Leben, wenn Du auch dieſes Mal und auch dieſem Manne Deine Hand verſagen könnteſt; Du ſelbſt biſt der Meinung: jetzt oder nie! — Nun, liebe Schweſter, iſt es denn ſo gar ſchrecklich, ohne Mann zu leben, daß Andere Dir damit wie mit einer Höllenſtrafe drohen? Sind etwa auf beyden Seiten, dort in der Ehe und hier im eheloſen Stande, die Vorzüge und Nachtheile ſo entſchieden ungleich, daß bey einem Frauenzimmer die Frage ganz überflüſſig ſcheinen müſſe, ob es nicht vielleicht beſſer ſey, gar nicht zu heirathen? Du biſt wenigſtens zu verſtändig, als daß ich fürchten müßte, Deinem Gefühle zu nahe zu treten, wenn ich Dir bey dieſer Gelegenheit geradezu meine Meinung ſage, und Dir, ſo wie mancher Deiner Mitſchweſtern, den Rath ertheile, ganz unverheirathet zu bleiben. Kein Menſch kann Dich darüber anklagen, kein Menſch von Dir fordern, daß Du um der allgemeinen Beſtimmung willen, der Dein Geſchlecht unterworfen iſt, Dich aufopfern ſollſt. Du gehörſt Dir ſelbſt an, und die heilige Pflicht, Gattin und Mutter zu werden, biſt Du der Welt nicht ſo unbedingt ſchuldig, daß Du dafür Dein eigenes Glück, Dein Leben und Deine Geſundheit noth-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wendig hingeben müßtest. Du bist eben so gut zunächst um Dein selbst willen da, als jeder Andere, der auf das Recht, nach freyer Wahl glücklich zu seyn, Anspruch macht. Es kommt nur darauf an, ob Du auch wirklich berechtigt oder wohl gar gezwungen bist, Dich jener allgemeinen Bestimmung zu entziehen. Und hier ist es die Pflicht eines Bruders, Dich auf Deine Gesundheit aufmerksam zu machen, und Dich recht herzlich zu bitten, bey dem Mangel an völliger Kraft und Stärke Dein Leben nicht so augenscheinlich aufs Spiel zu setzen. Wie Viele fanden nicht schon den Tod, gleich in den ersten Jahren ihrer Verheirathung, weil ihre Körperkraft nicht hinreichte, den wichtigen Anforderungen der Natur zu entsprechen! Und wie Viele retteten aus diesem Kampfe nur ein sieches, trauriges, elendes Leben! Es ist unverantwortlich, wie Aeltern ihre Kinder oft in so unvermeidlich tödtliche Gefahr stürzen, und, durch Eitelkeit bethört, die mitverschuldeten Mörder ihrer eigenen Kinder werden können. Verliert die zarte, liebliche Blume, auch wenn sie keinen Samen trägt, darum schon ihren Werth? Duftet sie nicht? Schmückt sie nicht den Garten? Soll aber von der Verpflichtung für die Erhaltung des Menschengeschlechts die Rede seyn, so ist es doch wohl weit gewissenloser, der Welt eine schwache, unglückliche Nachkommenschaft zu schenken, als ihr diesen Tribut ganz zu versagen? Und — ist etwa Mangel daran? oder gedeiht das Einzelne (der Mensch) durch die Menge besser? Sehen wir nicht im Gegentheil, daß durch zu enge Nachbarschaft Eins das Andere erstickt, Eins das Andere am Wachsthume, an der Entwickelung hindert? Selbst, wenn auch Alle gesund und stark wären, könnten und dürften dennoch nicht Alle sich verheirathen. Die Ehelosigkeit muß allgemeiner werden. Aber sie ist nicht bloß für das Ganze nothwendig, sondern auch für viele Einzelne noch besonders rathsam und ersprießlich, und ein Wort für den ehelosen Stand eines Frauenzimmers (wovon man bisher nichts hat hören wollen) ist jetzt vielleicht ein Wort zu seiner Zeit.

Mögen Andere das Glück des ehelichen Lebens preisen. Sie haben gerechten Grund dazu, besonders, wenn sie bereits verheirathet sind; denn es ist immer klüglich gethan, seiner Lage und seinem Stande die günstigste Seite abzugewinnen. Dagegen kann man es aber auch den Unverheiratheten nicht verdenken, wenn sie ihres Orts ein Gleiches thun; und ledigen Frauenzimmern muß man um so eher dazu rathen, da das allgemeine Vorurtheil, daß sie zur Behauptung ihres Werthes und ihrer Würde heirathen müßten, sie nicht wenig beunruhigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Laß Dich das gar nicht kümmern, liebe Schwester. Du hast so gut das Recht, für Dich, frey, und ohne die Fesseln der Ehe zu leben, als es Männern erlaubt ist, und wenn jemand im Ernst das Gegentheil behaupten wollte, so müßte er erst darthun, daß alles Weiblichgeborne nur Mittel und nicht Selbstzweck sey, welches doch eben so viel hieße, als den Frauen den Werth absprechen, der dem Menschen als Menschen zukommt. Laß uns vielmehr jetzt unsere Blicke auf die Gefahren des ehelichen Lebens richten. Was gehört nicht dazu, daß gerade zwey Menschen sich finden, oder zufällig zusammentreffen, die die Natur selbst durch Temperament, Verstand und Herz für einander bestimmt hat! Wie wenig kann hier von einer Wahl, besonders bey Frauenzimmern, die Rede seyn, da sich die Bekanntschaft gewöhnlich nur auf den Kreis weniger Menschen erstreckt! Und wieder — wenn auch die besten Menschen sich verbinden, was gehört nicht dazu, so viele Jahre in der engsten Gemeinschaft mit einander zu leben, ohne jemals Zwang oder Ueberdruß zu empfinden! Wie verschieden sind nicht die Meinungen, Gesinnungen, Wünsche und Grundsätze der Menschen! und sehen wir nicht oft, wie die geringste Sache sie in ihren Urtheilen und Maßregeln entzweyt? Wie unsicher ist besonders für ein Frauenzimmer die Hoffnung auf eine glückliche Eintracht, da sie durch die Verheirathung sich des größten Theils ihrer Freyheit begiebt! Wer sichert sie vor den Launen, vor der Willkühr und der Härte des Mannes? Und, wenn auch die Biegsamkeit ihres Charakters hinreicht, Alles gelassen zu ertragen, wer stellt ihr Herz gegen die unmoralischen Gesinnungen des Mannes, dessen Gehülfin sie nun einmal ist, in Sicherheit? Wie lange wird es ihr gelingen, ihn durch Liebe zu leiten? Ist sie nicht vielmehr in Gefahr, mit ihm in gleiche Verdorbenheit zu versinken? Und sollen wir diese Erniedrigung für nichts achten? —

Nicht minder beklagenswerth ist das Schicksal derjenigen Frauen, die unverständigen Männern gehorchen müssen. Was giebt es hier nicht zu besorgen, zu verhüten und wieder gut zu machen, zu sagen und zu thun, um die Ehre des Mannes zu retten oder zu erhalten! Es ist zum Erstaunen, wie eine Frau in der Gesellschaft oft bemüht seyn muß, die Schwächen, Ungereimtheiten und Sonderbarkeiten ihres Mannes zu bedecken, und immerwährend zwischen ihm und dem unbefangenen Beurtheiler zur Auslegerin und vernünftigen Deuterin zu dienen, ohne daß sie jemals eine Verbesserung seiner Thorheiten wahrnimmt. Und wenn sich diese bey Unternehmungen, bey Entschließungen gegen sie selbst richten, was

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hat sie dann nicht erst zu dulden und zu tragen! Er erinnert sich vielleicht in seinem Zorn, daß er Herr ist — sie muß schweigen, muß gehorchen, und muß wohl gar das Unrathsamste geschehen lassen, daß sie, wenn der günstige Augenblick der Ueberredung kommt, nicht mehr zu verbessern im Stande ist.

Hat nun eine Frau mit den Thorheiten und Schwächen eines Mannes schon solche Noth, was wird sie nicht ausstehen müssen, wenn er wirklichen Fehlern und Lastern, dem Trunke, der Spielsucht, der Schwelgerey oder der Ausschweifung ergeben ist! Und sind diese Dinge bey Männern so selten, daß jede bey ihrer Verheirathung sich davor sicher halten könnte?

Von dem Verdrusse und den mancherley Sorgen, die sich mit der Erweiterung des Hausstandes und der Familienverhältnisse vermehren, will ich nicht reden. — Man spricht viel von dem Glücke, Kinder zu haben; aber, ohne noch besonders zu bedenken, daß sie oft auch eine Quelle des Kummers werden, verdient doch nicht minder die unsägliche Angst und Mühe, die sie der Mutter verursachen, einige Rücksicht. Und wenn diese die Reichern auch weniger empfinden, so können sie sich doch durch alle Schätze der Welt jener Besorgnisse nicht überheben, womit die mancherley Zufälle und die Krankheiten der Kinder sie ängstigen.

Je größer die Familie, desto größer der Anlaß zu Verlust und Schmerz; und ob auch viel Gutes sich zum Bösen geselle, — so viel sehen wir mit Gewißheit, daß wir durch Verheirathung uns weit mehr den Einwirkungen und Angriffen des Schicksals aussetzen, als durch die Wahl des ehelosen Standes. — Allen diesen Gefahren, liebe Schwester, wirst Du nun entgehen, wenn Du die Fesseln der Ehe verschmähst. Du wirst frey, Dir selbst leben, ohne Schmerz, ohne Kummer. Die Härte des Mannes wird Dich nicht kränken, seine Laune Dich nicht beunruhigen, seine Sonderbarkeit dich nicht in Verlegenheit setzen, und keins von seinen Fehlern oder Lastern Dich herabwürdigen. Du wirst gehen und bleiben, schlafen und wachen, wählen und verwerfen, nicht wie ein Anderer, sondern wie Du willst, — und die Reinheit Deines Herzens verbürgt es mir, daß Du nur immer das Gute wollen, nur immer das Beste wählen wirst. Du brauchst nicht bey der Abwesenheit des Gemahls für seine Gesundheit, für sein Vermögen, für seine Ehre in Besorgniß zu schweben, nicht bey seinem Kommen ängstlich aufzuhorchen, nicht, um etwas Gutes zu fördern, erst die freundlichen Blicke ihm abzulauschen, nicht seine Schwächen zu bewachen, seine Mängel zu bedecken, seine Thorheiten auszugleichen; kurz, du brauchst nicht erst seine Ergänzung

zu

zu seyn, sondern, was Du bist, das bist Du für dich, zur Begründung Deiner eigenen Selbstständigkeit. Immer nur handeln, wie ein Anderer will, oder nur immer halb wollen und halb geschehen lassen, und bey jedem Wunsch erst den Wunsch des Andern befragen — ist in der That nur halbe Freiheit, halbe Selbstständigkeit, halbes Leben, halber Genuß.

Was ich Dir aber zum größten Vortheil anrechne, ist, daß Du nun nicht nöthig hast, Dich in die Fesseln der herrschenden Haus-, Staats- und Weltklugheit zu schmiegen, die um des irdischen Bedarfs und um äußerer Begünstigungen willen, gegen Andere lügend, lobend, schmeichelnd und bewundernd, gar bald das Herz seiner eigentlichen Würde, seiner Wahrheitsliebe und seiner unbestechlichen Tugendachtung beraubt. Wenn man das Jagen und Treiben in den bürgerlichen Verhältnissen betrachtet, wie hier Einfluß und Ansehn, Schmeicheley und Unterwürfigkeit, Trug und Verstellung einander begegnen, so scheint es, auch für den Besten, fast unmöglich, durch diese Verschlingungen sich hindurch zu winden, ohne selbst etwas von dieser moralischen Elendigkeit anzunehmen. „Ich thue es um meines Mannes, um meines Sohnes, um meiner Tochter willen. Mit dem Herrn von Æ. dürfen wir es nicht verderben; sein Bruder sitzt im hohen Rathe, sein Schwager hat ein Kanonikat, sein Schwiegervater ein Stipendium zu vergeben; Fritz, geh hin, und mach ihm dein Compliment, und daß du ihm ja den (ungezogenen) Junker lobst!" — So geht es täglich. Und glaube ja nicht, liebe Schwester, daß Stand und Vermögen darüber erheben; im Gegentheil: je höher hinauf, desto ärger dieses Spiel!

Von allen diesen Unwürdigkeiten kannst Du, ohne Familie, Dich frey erhalten, und — **wohl** muß es Dir werden, wenn Du auf diese Verwebung von Lug und Trug ruhig hinblicken kannst, ohne in sie verstrickt zu seyn. Aber das sage ich nicht deshalb, daß Du die schlechtern Menschen verachten sollst, sondern — Dein Mitleid sollst du ihnen schenken, und, — sehen wir auf ihr Unverschulden und auf die ihnen angeborne Herzensgüte, — warum nicht auch Deine Liebe? — Wenn Du aus jenem Gesichtspunkte das Ganze überschaust, müssen auch Neid, Mißgunst und Verleumdung — die gewöhnlichen Begleiterinnen des ehelosen Standes — fern von Dir seyn; denn — warum solltest Du die Menschen beneiden, warum ihnen das Gute mißgönnen, da ihnen mit dem Guten so viel Böses zu Theil wird! Immer von sich abgewandt, und in die Außenwelt verloren, leben sie mehr den Dingen, als sich selbst, und kehren von ihren Geschäften und Zerstreuungen in ihr Inneres eher ärmer als reicher zurück. Je mehr das schim-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mernde Ziel äußerer Vortheile sie fortreißt, desto unfähiger werden sie, sich ohne Vortheil, ohne Gewinnst zu freuen, und damit also auch unfähiger, des Schönen und Guten überhaupt, ohne persönliche Beziehung, in hohen und reinen Gefühlen zu genießen.

Dieß muß aber für Dich Zweck des Lebens seyn. — Indeß wirst Du darüber nicht zur Philosophin werden? — Das ist nicht ganz zu läugnen, aber ich glaube, daß dieß — gehörig verstanden — hier nöthig sey; denn, da Dein Geschlecht mehr durch das Kleine als durch das Große, mehr durch das Nahe, als durch das Ferne sich mit der Welt in Verbindung setzt, diese Wechselwirkung aber außer der Ehe wenig Veranlassung und Anreitzung findet, so muß eine allgemeinere Theilnahme an den Dingen in der Welt nothwendig an die Stelle der speziellern treten, wenn der empfängliche weibliche Charakter, nun nicht mehr durch Hochzeiten, Kindtaufen und andere häusliche Veränderungen beschäftigt, sich nicht in eine mürrische, schadenfrohe Gemüthsart verwandeln soll. Und jene allgemeinere Theilnahme, jene Neigung zum Guten überhaupt wird sich um so leichter aus Deinem eignen Herzen entwickeln, je weniger es noch von der Verdorbenheit Anderer ergriffen ist; denn, je unbefangener, je reiner, je kindlicher Du noch empfindest, desto näher bist Du schon von Natur dem herrschenden Guten, desto näher dem Gott, der in Deinem Innern wohnt, und desto näher also auch dem Glücke eines heitern, ungetrübten Lebens.

Bey einer solchen Reinheit des Gemüths wird das Schöne und Gute Dir auch aus der gesammten Menschheit zurückstrahlen, wenn du, unbekümmert um das Entartete und Schlechte, auf einzelne vortreffliche Handlungen, durch die die angeborne, bessere Natur sich offenbart, Deine Blicke richtest. In den Tugenden Einzelner wirst Du das Ganze wieder liebgewinnen, und Dein Vertrauen auf Menschenwerth stärken.

Das Schöne und Gute — wo kann es Dir ferner wohl herrlicher begegnen, als in dem Genusse der schönen Natur? Wie es auch zugehe, daß Berg und Thal und Wald und Feld die edelsten Gefühle in uns wecken, und heiter und froher uns stimmen, — es sey Dir eine willkommene Lust, ihrem Einflusse, ihrem geheimen, mächtigen Zauber ganz Dich hinzugeben, und mit jedem wiederkehrenden Jahre aus dieser unversiegbaren Quelle der edelsten Freuden zu trinken.

Und — bedarf es noch einer solchen Aufforderung, noch der betheuernden Worte, daß auch in der Religion das Schöne und Gute Dir wie eine himmlische Blume entgegen blühen werde? Jene Erhebung des Gemüths, die uns in den Stand setzt, das Einzelne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um uns her aus einem höhern, allgemeinern Gesichtspunkte zu betrachten, und uns nach Verirrungen und mancher eiteln Betrübniß wieder mit Welt und Menschen auszusöhnen, hat über sich das Ziel des Bessern, und in seiner eigenen Andacht das Vorgefühl der Seligkeit. Doch — von keiner Verachtung der irdischen Welt ist hier die Rede. Diese überlaß jenen mürrischen Alltagsjungfrauen, die, weil sie sich über die Entbehrung der ehelichen Güter noch immer nicht zufrieden geben können, tobend zu Hause, und betend in der Kirche bald das Glück ertrotzen, bald in dem Besitze Anderer es geradezu wegläugnen, oder wohl gar zerstören wollen. Ihnen fehlt nämlich das, was Dein Erbtheil seyn wird, Sinn für das Gute und Schöne überhaupt.

Mit diesem Sinne wirst Du auch von selbst zu den Werken der schönen Künste Dich hinwenden, aus denen der Geist und das Wesen der äußern Wirklichkeit reiner und geläuterter hervorgeht und Dir gleichsam die Seele des Lebens zu einem ungetrübten Genusse sich darbietet. In Deiner freyern Lage wirst Du weit eher, als andere Menschen, deren bürgerliche Bestimmung es nicht selten ist, an Einzelnheiten zu haften, das allgemein Wahre, Edle und Göttliche auffassen und zu empfinden, mag es Dir die Kunst durch das Reich der Farben oder der Töne, oder selbst durch menschliche Gestalt und Bewegung darstellen.

Natur- und Kunstgenuß und heilige Andacht, — wenn Du diese Wohlthäterinnen, diese drei himmlischen Schwestern zu Deinen Begleiterinnen wählst, dann wird auf Deinem Wege durchs Leben weder der Neid, noch der Kummer Dich berühren, und, über den Reitz so mancher äußern Güter erhaben, wirst Du auch im Reiche des Geistes Deines Glückes so gewiß seyn, daß Du dazu weder der Klugheit des Philosophen, noch der Begeisterung des Dichters, noch der Tugend einer Heiligen bedarfst; denn bey einer solchen Richtung des Gemüths wirst Du das Erste erlangen, ohne es zu wissen, das Zweite, ohne es zu wollen, und das Dritte, ohne stolz darauf zu seyn. So im Innern veredelt, und außen mit Heiterkeit geschmückt, wirst Du in jedem häuslichen Kreise, in jeder Gesellschaft eine willkommene Erscheinung seyn; Jedermann Dein geistreiches Gespräch gern hören, und die guten Menschen werden Dich über alles achten und werth halten — so werth, glaube ich, als — der wohlmeinend Dir dieß Alles schrieb — Dein eigener treuer Bruder.

St. Schütze.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Weib im geselligen und häuslichen Kreise.

Viel sind der Blumen, die uns eine höhere liebende Hand im holden Garten des Lebens erfreuend und beglückend pflanzte; viel sind aber auch der Blumen, die wir selbst im eigenen Gärtchen uns ziehen, in jeder Jahreszeit des Lebens säen, in jeder durch Blüthe und Frucht uns und Andere erfreuen und beglücken können. Aber auch unsere Hand muß Liebe und Vorsicht leiten, wenn, was sie schuf, wahrhaft entzücken soll. Das Schöne reicht uns die Natur auf ihrem stets und überall ausgebreiteten Teppich; reich und prächtig sind die herrlichen Gaben, die sie stets auf ihren Altären dem Danke, der Freude, der Liebe, dem Glücke weihet. Das Gute dem Schönen beyzugesellen, harmonisch damit zu vermischen, ist nur Menschen vergönnt. In einem Wesen, in einer eignen Schöpfung beydes schwesterlich zu verbinden, und in diesem traulichen Bunde so natürlich und zwanglos, als möglich, erscheinen zu lassen, ist nur denen vergönnt, deren Geschlecht ursprünglich das schöne heißt, die nach des liebenden Bildners Winke, was die übrige Natur in Millionen Gegenständen vereinzelt Schönes aufweist, in einem Körper zusammenstellen, der in der Blüthe und Reife, gebend und nehmend, lebend und sterbend entzückt. Sanfter, inniger und stärker gesellte die gütige Mutter Natur ihnen die Liebe bey, die in der Knospe schon erfreuet, in der Blüthe ergötzet, und in der gereiften Frucht beseliget. Sie, die Mutter alles Lebens, beherrscht und beglückt das Ganze. Schönheit, Liebe und Güte im freundschaftlichsten Bunde, nur vermeint oder wirklich, fesselten von jeher Blicke und Herzen, machten, daß Jeder erst dann das wahre Lebensglück errungen zu haben glaubte, wenn er diesem Bunde beytreten durfte, schlossen also die engsten, reitzendsten und schönsten Verbindungen. Von Allen erwartet, beobachtet und gesehen, steht das Weib im geselligen und häus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Zirkel, und verbreitet, gleich einer duftenden Lilie, Wohlgerüche, Leben, Heiterkeit, Frohsinn, Scherz, muntre Laune, Witz und Einklang, Glück und Wonne über ihren größern oder kleinern Kreis. Sie ist die Seele des Ganzen. Aber wie soll sie es seyn?

Die unverdorbene Natur, die durch Schönheit im Ganzen erfreuet, durch Regelmäßigkeit des Einzelnen erheitert, spricht sich auch in dem edeln Weibe am schönsten und erfreulichsten aus. Was die Natur im Großen ist, das ist das Weib im Kleinen. Segnend erscheint es in jedem Verhältniß des Lebens; Güte, Liebe, Freundschaft, veredelte, aber unverdorbene Natur bleibt stets sein schönes Eigenthum, mag der Lebensnachen langsam oder schnell dahin rudern, durch milde Sonnenstralen erwärmt, ruhig und freundlich seine Bahn bezeichnen, oder unter Sturm und Ungewittern furchtsam, erschrocken und zagend über den Ocean des Lebens dahin schwimmen.

Mit heiterer, hoffender Seele tritt die junge Gattinn in ihre eigne kleine Welt, mit zuversichtlicher Liebe begrüßt sie das Haus, wo Alles von ihr Leben, Freude, Glückseligkeit erwartet. Edel und fest ist der Wille, schön und reitzend sind die Entwürfe, mit denen sie das Schicksal aller der Wesen überdenkt, deren Glück und Wohlseyn ihre Schöpfung werden kann und soll. Da steht es vor ihr das anmuthige Gebäude ihres Glücks, erfüllt im Voraus das Herz mit den wohlthuendsten Gefühlen; stählt die Kraft des edeln, gutmeinenden Willens, nie die verschönernde und beglückende Hand sinken zu lassen; überzeugt den sanften Geist, daß stets ruhiges und freudiges Hinblicken zum Wahren und Guten den Tempel der Menschenfreuden am festesten gründe, am sichersten baue, den Altar des Glücks am reitzendsten schmücke, am holdesten verschönere. Liebe und Güte, dem zarten Bäumchen der Unschuld entknospet, herzliches Wohlwollen fesselt sie an Den, welchen der Genius der Liebe, der reinste Weltengeist ihr zuführte, daß sie mit ihm Hand in Hand die Rosen- und Dornenpfade des Lebens wandelte, mit ihm die Freuden des Lebens theilte und die Leiden desselben gemeinschaftlich ertrüge, der durch sie, wie sie durch ihn, froh, glücklich, selig würde.

Liebe, ist daher der Aufruf ihres unschuldvollen Herzens, Liebe bringe dem edeln Lebensgefährten stets entgegen, sie sey das holde Band, das dich stets fester und enger an ihn knüpfe, sie die beständige Leiterinn deines gesammten Thuns und Strebens, sie der nie versiegende Quell, aus dem nicht nur Alles, was Leben hat, seine Lebensfreuden schöpft, sondern woraus vorzüglich auch für den Menschen das schönste Lebensglück, die heiterste Daseynswonne fließt; Liebe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sey der Quell, so tönt's im Innern wieder, der auch durch dich das schönste Glück des Freundes deines Herzens in sanften Bächen, in reichen Strömen sich ergießen läßt; sie sey es, womit du die ganze Schöpfung freudig anschauest, wohlwollend umfassest, herzlich segnest. Liebe ist es daher, die die Tritte der jugendlichen Gattinn leitet, die unzertrennlich zwey Herzen in eins verbindet, die das Glück des Gatten suchen, finden, lieben, segnen lehrt. Sie ist es, die den heitern und zufriedenen Sinn in die reine Seele gießt, der als lohnender Engel stets die Unschuld umschwebt; Herzensgüte, durch Liebe und Freundschaft gehoben, gestärkt, veredelt, ist es, die die innige Theilnahme der Gattinn an jedem Geschick des Lebensgefährten erzeugt, die das Glück durch Mitgefühl erhöhet und verschönert, das Unglück durch gefühlvolle und thätige Theilnahme erleichtert und mindert. Liebe leitet die Hand, die den Schweiß vom Angesichte des Gatten trocknet; Liebe reicht den Freudenbecher, der Labung und Erquickung enthält. Sie leitet das trauliche Gespräch, in welchem das Herz zum Herzen spricht; sie giebt den leisesten Wünschen Worte, den verborgendsten Gefühlen Sprache, den süßesten Hoffnungen Mittheilung; sie schafft in zwey Körpern, in zwey getrennten und doch innig verwandten Wesen Eine Seele, Ein Herz, Eine Unschuld, Eine Tugend, Ein Glück. An der Liebe Hand tritt das edle Weib an jedes größere oder kleinere Geschäft ihres weiblichen Berufs, und dieser schönste Talisman des Menschengeschlechts lehrt jedes derselben mit Heiterkeit übernehmen, mit Kraft fortsetzen, mit Glück vollenden. Liebe wird die Seele der Ordnung, die unter der pflegenden Hand des häuslichen Weibes ihre entzückenden Zweige über den ganzen Kreis ihres Strebens und Wirkens regelmäßig und schön verbreitet; sie lehrt ihr jede Sorge für eignes und fremdes Wohl, es gehe ihr näher oder entfernter an, willig und mit Freuden übernehmen, helfen, wo ihre Hülfe frommt, und dulden, wo Dulden Tugend ist, wo Glück daraus entkeimt, wo Menschenwohl die schöne Folge ihres edlen Duldens werden kann. Da tritt bescheiden zurück, stolzer Mann, der du so oft und gern die Stärke und Kraftfülle deines Geschlechts rühmst und Lorbeeren ernten willst, wo sie nur spärlich oder gar nicht blühen, und lerne von dem Geschlechte, das so allgemein das schwächere genannt wird, Schmerzen ertragen, Leiden erdulden! Des Weibes erhabner, ehrwürdiger Beruf führt tausend Schmerzen in seinem Gefolge, wie in seiner Begründung, die der Leichtsinn des Mannes kaum zu ahnden und zu nennen vermag, die der nachdenkende, gefühlvolle Menschenbeobachter aber bewundert und tief empfindet, die ihn selbst die Wesen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche diese Leiden mit freudig entschlossener Seele übernehmen und mit wahrem Heldenmuthe erdulden, vorurtheilsfreyer würdigen, inniger achten und verehren lehren. Trübt sich der häusliche Himmel, thürmen sich schwere Ungewitter über dem Glücke der geliebten Familie zusammen, wird eine von den anmuthigen Blumen, die der Sterbliche so gern und allgemein im Garten des Lebens keimen, wachsen, blühen und reifen zu sehen wünscht, gestört, vergiftet, vernichtet: still trägt die Gattinn, die Mutter, die Freundinn den herben Schmerz, den das drohende oder schon herein gebrochene Uebel erzeugt, Ruhe setzt sie dem Sturme, heitre Stille den wüthenden Orkanen, Geduld dem langsam schleichenden Uebel, mäßigende, vorsichtig entgegenwirkende Thätigkeit dem veränderlichen, scheinbaren Ungefähr, weise Nachgiebigkeit dem unveränderlichen Schicksal, weibliche Vollkommenheit menschlicher oder außermenschlicher Unvollkommenheit entgegen; an ihrer Hand kehrt Heiterkeit, Ruhe, friedlich stilles Lebensglück in den häuslichen Zirkel schön und herrlich zurück; aus der unschuldsvollen, liebenden Seele des treuen Weibes, der zärtlich sorgsamen Mutter, der wohlwollenden Freundinn entfalten sich die edelsten Keime der schönsten Menschenfreuden, unter ihren Tritten blühen die reitzendsten Blumen der Freude und des Glücks.

Wenn der Mann, der Familienvater, dem Wohle des Staates seine Zeit, seine edelsten Menschenkräfte widmet, und außer dem friedlichen Hause im Getümmel der großen Welt seine Kräfte anstrengt, übt, ermüdet und hinopfert, und täglich bald an trüben, bald an heitern, doch stets an belehrenden und so wohlthätigen Erfahrungen bereichert, froh oder traurig erschöpft in den Zirkel der Seinen heimkehrt: dann ist das kleine Haus, die friedliche Hütte der Raum, in welchem die liebende, sorgende Gattinn ihre Kräfte übt, bildet, ermüdet; in welchem sie ihre Ehre, ihr Glück und ihre Freuden emsig sucht und findet; wo sie den Ruhm einzulegen sich bemüht, nach welchem der Mann außer dem Hause oft fruchtlos jagt. Ihr Haus ist das schöne Feld, das sie mit Freuden urbar macht, wo sie in jeder Jahres- und Tageszeit säet, pflanzt und jätet, Ausrankungen beschneidet, Pflanzen und Früchte unterstützt, veredelt und bessert, wo Ordnung, Harmonie und Schönheit ihrem heitern Streben und Wirken entwachsen, wo sie ihr Glück und ihre Freuden säet und erntet. Mit willigem, ordnungsliebendem Sinn verrichtet das edle Weib jedes Geschäft des häuslichen Lebens. Hier sucht die ehrwürdige Hausmutter zu erwerben durch jede ihrer größern oder kleinern Thätigkeiten, zu ersparen, was in das Sieb der Moden und der gesetzmäßigen Eitelkeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geopfert werden muß; hier sucht sie mit sorgsamer Freundlichkeit zu gewinnen, was Convenienz und Wohlstand in und außer dem Hause verzehren; hier strebt sie durch Genügsamkeit, Friedlichkeit und Fügsamkeit häuslichen Freudengenuß zu erhalten und die Ergötzungen des geräuschvollern Menschenlebens entbehren zu machen. Mit dem frohsten Sinne umarmt sie die Häuslichkeit und lehret Jeden in diesem zwar beschränktern, aber auch schönern und sicherern Leben die Stelle suchen und finden, wo seinen unruhigsten Wünschen die genugthuendste Befriedigung und seinen besten und schönsten Empfindungen der sicherste Zufluchtsort bereitet wird. Das Haus ist der Ort, wo des Weibes physische Schönheit Sterblichkeit an Unsterblichkeit reihet, hier die versteckte und doch erhabne Stelle, wo die Reitze und Anmuth, die der Geist und das Herz des edeln Weibes verkünden, Menschen an Götter knüpft. — Tritt zu dem edeln Weibe hin, verschwistertes Wesen, das du dich so gern beglückst durch den Anblick des Erhabnen, Ehrwürdigen, Guten, Rührenden und Schönen im Menschenleben, und beobachte dasselbe, wenn es am Mutteraltare hingegossen kniet und mit treuer Sorgfalt, mit unaussprechlicher Liebe, mit dem reinsten, dem heiligsten Erguße des ganzen Herzens der unendlichsten, der heiligsten Liebe opfert, deren Segnungen vom Mutterherzen mit den innigsten Wonnegefühlen empfunden, mit dem stillsten und schönsten Danke gepriesen werden. Betrachte die edle Mutter, wenn sie mit zärtlicher, unnennbarer Liebe das erste Mal den jungen Erdenbürger an das klopfende Herz drückt, das noch von Schmerzgefühlen tönt; sieh' ihre Freude den Schmerz, und Hoffnung die Furcht bekämpfen und besiegen, und zufrieden sie hineilen zu der Wonne einer höhern Welt, wenn das zärtlich geliebte Pfand ihrer Liebe ihr Leben zum Opfer fordert. Aber betrachte sie auch, wenn der starke Arm der höchsten Liebe sie glücklich hinführt durch die schwarzen Gefahren, die die Erfüllung ihrer ernsten und ehrwürdigen Bestimmung von allen Seiten drohend umschweben, wie Hoffnung und Freude jetzt ihr ganzes Wesen beleben, wie ihre Liebe jetzt Gatten und Kind mit gleicher Zärtlichkeit umfaßt, wie sie dem neu gebornen Wesen Engel und Gottheit wird. Erblicke in ihr die stärkste, wohlthätigste Stütze des ohnmächtigsten, hülfsbedürftigsten Menschen, seine erste Ernährerinn, seine treueste Pflegerinn, seine willigste Beglückerinn. Mutterliebe leitet an der zärtlichsten, sorgsamsten Hand den zarten Menschen, entwickelt jeden Keim des Schönen und Guten, erzieht das Bäumchen zum Baume, der einst wohlthuenden Schatten und labende Früchte gewähre. Die Mutter lehrt den jungen Erdenbürger den großen,

weiten

weiten und erhabnen Tempel Gottes, die Natur, kennen und lieben; sie führt den Liebling ihres Herzens an die heiligen, ehrwürdigen Altäre der Weisheit und Tugend; sie sucht den reinen, unschuldvollen Kindessinn mütterlich zu bewahren, zu schützen, zu befestigen; sie theilt, so lange sie das Leben genießt, jeden Schmerz und jede Freude des Kindes, und liebend und hoffend erstarrt das Auge der Mutter in der letzten wehmüthigsten Trennung beym Blicke auf das geliebte Kind. Die Mutterhand erstirbt im Segenaustheilen dem Kinde, die letzte Zuckung des Mutterherzens ist Liebe, Segen für ihr Kind. Nenne und glaube eine Stelle am Schädel, oder das unergründliche Herz als das Organ dieser erhabnen und verehrungswürdigen Mutterliebe, die das Leben wie den Tod der Mutter verschönert: sie ist da; jeder unbefangene Beobachter erblickt sie mit Freuden, sie ströme ihre beglückenden, beseligenden Lichtstrahlen von wo aus sie wolle; in Millionen Zweigen verbreitet sie sich über das Leben und die Gesundheit, über das physische, geistige und sittliche Wohl des Kindes. Dieser schöne Abglanz der höchsten Liebe, die die ganze Schöpfung mütterlich hält, trägt und unterstützt, läßt die Mutter keine Sorge und Mühe für das Glück des Kindes sparen, sondern jede gern und willig übernehmen; mit Freuden opfert Mutterliebe Ruhe und Bequemlichkeit, jedes andere Glück der Erde, ja selbst das Leben dem Glücke des Kindes auf. Mutterliebe im edelsten und ausgedehntesten Sinne des Worts beglückt durchs ganze Leben; sie umstrahlt, erheitert und verschönert den Lebensabend; sie begleitet hin durch die Nacht des finstern Grabes; rein, glänzend und innig erscheint sie beym Anbruche des Morgens eines ewigen Tages. In diesem schönen Mutterverhältnisse entfaltet sich der ganze weibliche Charakter, oder er entfaltet sich nie. Hier erscheint das Weib in seiner höchsten Würde; hier zeigt es im Kleinen die Gottheit im Großen; hier lehrt es uns den Menschen kennen, achten und lieben, und an der Hand des Dankes und der Liebe den Geist und das Herz erheben zu jenen lichten Höhen, wo die ewige Liebe Menschenfreuden schafft, des Weltalls Glück bereitet.

Noch viele andere erheiternde und beglückende Blumen blühen und duften unter der Hand des edeln Weibes im häuslichen Zirkel; doch alle diese anmuthigen Blumen sind von Liebe gepflanzt, genährt, geschützt, geheiligt; alle verkünden entzückende Anmuth dem stillen, nüchternen Beobachter, so wie sie alle aus Anmuth des weiblichen Geistes und Herzens hervorsproßten. Aber betrachte sie selbst, die treue, zärtlich liebende Gattinn, die innigst, thätigst theilnehmende Mutter, die wohlwollende Freundinn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jedes Gliedes ihres glücklichen Familienbundes, und sieh' sie den ganzen Himmel ihres Hauses dauernd erheitern und verschönern; und du wirst mit Freuden einsehen und innig überzeugt werden, daß sich das edle Weib in allen seinen vielfachen und wichtigen Verhältnissen am schönsten selbst ausspreche.

So wie aber das große und erhabne Licht des Tages nicht bloß einen Theil der Erde erleuchtet und erwärmt, und eine bestimmte Anzahl von Wesen durch seine wohlthätigen Strahlen erfreuet und beglückt, sondern den ganzen Erdball und mit diesem noch viele andere erheiternd und segnend umstrahlt und allen auf diesen befindlichen Wesen wohlwill und wohlthut: so sind auch die schönen Tugenden des edeln Weibes nicht bloß auf den engen Raum des Hauses eingeschränkt, sondern leuchten und flammen auch außer demselben eben so wohlthuend und beglückend. Auch die Freuden des geselligen Lebens verschmäht das edle Weib nicht. Zwar gewinnt es hier leicht das Ansehen, als träte es aus seiner eigentlichen Sphäre hinaus und besuchte Gefilde, zu denen eine innere Stimme nicht eben laut auffordere und einlade; allein auch dieß verträgt sich sehr gut mit dem hohen und einzigen weiblichen Berufe: es geht nur jetzt auf einen größern Kreis über, was den kleinern so oft und immer beseliget; auch die Blumen, die hier gepflückt werden, müssen den Kranz des häuslichen Glücks verschönern helfen und labende Wohlgerüche den Schutzgöttern der geliebten Familie spenden. — Heiterkeit und Frohsinn, Freundschaft und Liebe, inniges Wohlwollen, herzliches Vertrauen, wodurch das edle Weib seinem ganzen Hause Leben und Einklang verschafft, womit es an jedes muntre und ernste, trübe und frohe Geschäft tritt, womit es auf jedes Wesen seiner traulichen Familie blickt, diese Vollkommenheiten, die sich durch Miene, Gebehrde, Wort und That aussprechen, begleiten das edle Weib auch in die einfachern oder buntern Reihen des geselligen Lebens, zu den Altären der Freude und des Vergnügens, auf denen außer dem Hause bald lauter, bald stiller und herzlicher geopfert wird. Diese holden und reitzenden weiblichen Tugenden bringen auch in den größern Menschenkreis Harmonie und Einklang, heften Geister, Herzen und Blicke auf einen gleich erfreuenden als beglückenden Gegenstand, zaubern Freude, Glück und Wonne an das schnell dahin rollende Rad der köstlichen Zeit, dem geselligen Vergnügen geheiligt. Aus dem trauten häuslichen Zirkel her auf jede Kleinigkeit zu merken gewohnt, wird das edle Weib auch an der Hand gefälliger, nie beleidigender Aufmerksamkeit den größern, entferntern Tempel der Freude und des Vergnügens betreten, und so im Stillen Wünsche und Hoffnungen

entdecken und befriedigen, die eben so sanft beruhigen, als ihre Ungewißheit vorher drückend lastete; wird es zu einer Kenntniß von Menschen und von menschlichen Verhältnissen und zu Erfahrungen gelangen, die gleich wohlthun und veredeln. So wie es aber im geselligen Leben stets bald bemerkter, bald verborgner, doch nie beleidigend Andere beobachtet, so richtet es auch hier unaufhörlich jene edle Aufmerksamkeit auf sich selbst und zeigt sie in Miene, Gebehrde, Wort und That. Und diese schöne weibliche Tugend ist es auch, die mehrere andere in ihrem anmuthigen Gefolge hat, oder doch an sanfter und gefälliger Hand zu ihnen hinleitet. Darum blühet in dem sanftern Tugendkranze des edeln Weibes fast immer die liebliche Blume der Bescheidenheit, und seltner sehen wir sie hier welken, wenn die Freude und das Glück des häuslichen und des geselligen Lebens lächelnd Geist und Herz bethören wollen. Daher fühlt das edle Weib seinen wahren Werth mehr, als es ihn rühmt, sucht ihn lieber zu erhöhen, als daß es auf den Lorbeeren, die demselben gestreuet werden, ruhet; macht bey seinen Worten, Urtheilen, Handlungen und innern und äußern Vorzügen nie auf ausgezeichnete Aufmerksamkeit, Bewunderung und Lobpreisungen Ansprüche, sondern beruhigt sich gern bey dem stillen Bewußtseyn, das Gute und moralisch Schöne gewollt zu haben und fortwährend zu wollen. Mit bescheidenem, heiterm und frohem Sinne erträgt, würdigt und verehrt es das fremde Verdienst, die erworbene oder erhaltene Vollkommenheit außer sich und benutzt sie zu seiner augenblicklichen und bleibenden Freude. Diese Bescheidenheit und jene Liebe, die das ganze Wesen, das gesammte Denken, Wollen und Thun des edeln Weibes so reitzend verkünden, führen daher auch an sanfter Hand zum Trachten nach Einem schönen Zwecke des Ganzen, zum Wohlgefallen und zur Neigung an Ruhe und Frieden beym verschwisterten Genusse der geselligen Freude, zur innigen Theilnahme an fremdem Wohl und Freuden, wie an ihrem Unglücke und Leiden. Mit gefühlvoller, theilnehmender Seele blickt das edle Weib auf die Rosen- und Dornenpfade jedes Wesens, das mit ihm im Bunde steht. Unschuld, Herzensschönheit, die den äußern Sitten, dem ganzen weiblichen Betragen so viel Anmuth und Reitze ertheilt, glänzt auch an dem edeln Weibe, wenn die Freude heller oder verborgener winkt. Unschuld, natürliche Offenheit und Geradheit, leichter Anstand und edle weibliche Sittsamkeit verbreiten auch über den größern Menschenzirkel ihre erheiternden und wohlthuenden Strahlen. Nie schreitet daher sein Thun

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Genießen über die Grenzen des innerlich und äußerlich Anständigen und Schönen, sein nüchterner Geist und sein wohlwollendes Herz lenkt und mäßigt vielmehr die loseren Zügel fremder Freude und sucht sie mit Zauberhand in den schönen Schranken zu erhalten, die nie den Druck vergessener Pflicht fühlen lassen. Mit Flammenschrift steht es daher vor die Seele des edeln Weibes geschrieben: heiter und anständig sey der Scherz, wodurch du das gesellige Vergnügen erhöhest; angenehm, unzweydeutig, nie kränkend und beleidigend der Witz, mit dem du die Freude würzest; munter, zwanglos und gefällig die Laune, die dein ganzes Wesen im großen Sprechzimmer des einfachern oder buntern Vergnügens ausspricht; anziehend und erfreuend jede Unterhaltung, die du der größern oder kleinern Gesellschaft weihest; wohlwollend und liebevoll jede Sorge und Mühe, jede ernstere oder scherzhaftere Thätigkeit, durch die du das gesellige Leben verschönerst. —

Im häuslichen und geselligen Kreise zeigt also das edle Weib die schönsten und liebenswürdigsten Tugenden, die alle in Unschuld, Geistesstärke und sittlicher Schönheit begründet sind; die stets das Glück und Wohlseyn Anderer im schwesterlich innigen Bunde zu gründen, zu befestigen, zu erhöhen streben; die die Erde in den Himmel umzuwandeln bemüht sind. Stets wachsen, blühen und reifen unter den Tritten des edeln Weibes, es wandle über anmuthige Lustgefilde, oder durch dürre Sandwüsten, der Freude und der Schönheit Blumen; an seiner Segenshand thut die Erinnerung uns innig wohl, umkränzen uns zahllose Freuden der flügelschnellen Gegenwart, ist, — wird die Hoffnung uns zur schönsten Himmelsgabe.

M. Hesse.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ueber Unterhaltung in weiblichen Zirkeln.

I.

B . . . n.

Glauben Sie ja nicht, liebe Freundin, daß ich mich in den neuen Umgebungen meines veränderten Wohnorts so verloren habe, daß ich der ältern theuern Gegenstände darüber vergessen, oder sie auch nur eine Zeit lang aus den Augen verlieren könnte. Nein, nie kann dieser Fall eintreten! Auch werden Sie sogleich sehen, daß, wenn uns selbst ein Meilen langer Zwischenraum trennte, mein Geist und mein Herz doch immer bey Ihnen weilen, und mit den Ihrigen eben so lebendig fortleben, als säßen wir noch in den traulichen Abendstunden in Ihrem freundlichen Cabinette beysammen, dessen sprechende Decoration uns so oft jene begeisternde Stimmung mittheilte, welche uns den Zweck unsers Daseyns aus einem höhern Standpunkte betrachten und in unser inneres Heiligthum aufnehmen ließ.

Absichtlich wartete ich einge Monate ab, bevor ich von hier aus die erste geistige Unterhaltung mit Ihnen anknüpfte; denn mein äußeres Leben — so sagte ich mir — wird bey dem ewigen Einerley, um das sich all' unser Thun und Wesen treibt, meiner Freundin Wünsche in den Nachrichten von mir nur leicht befriedigen. Gewiß hofft sie auf die Mittheilung von Beobachtungen, welche allein unser wahres Seyn in Beziehung auf die uns umgebenden Verhältnisse charakterisiren; und in dieser Hinsicht überzeugen Sie sich leicht, meine Freundin, daß ich erst einheimisch in dieser neuen Welt eines veränderten Aufenthalts werden mußte, um Ihnen davon einige Resultate geben zu können.

Ich führe Sie daher zuerst in die uns am nächsten liegende Sphäre, nämlich in die geselligen Zirkel unsers Geschlechts ein. Doppelt war meine Erwartung gespannt, als ich hier eintrat. Ich hatte mir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fest vorgenommen, Alles aus dem Gesichtspunkte des Schönen und Wahren aufzufassen, und mich dabey durch kein Urtheil einer individuellen Ansicht bestechen zu lassen. Ich wünschte viel, und hoffte daher auch Alles von meinem neuen Aufenthalte, wo mir in einem weiblichen Umgange meine Ansprüche auf den Genuß dieser Art des geselligen Vergnügens erfüllt werden sollten. In einer Mittelstadt, so meinte ich, müsse man wohl am ersten befriedigt werden können, da hier die Bildung unsers Geschlechts, aus der feinen Welt der größern Städte entlehnt, sich an die einfache Herzlichkeit der kleinern anschließt, und so dem Hange zu leeren Zerstreuungen kein Opfer des reinen Geschmacks wirklich erheiternder Freuden dargebracht wird. Allein schon in der ersten Theegesellschaft, wo ich einen Kreis von zwölf Damen versammelt fand, unter denen ich durch mein späteres Kommen ein Derangement der Plätze veranlaßte, und daher ein halbstündiges Komplimentiren wegen der obern Stellen des Halbzirkels aushalten mußte (obgleich die Wirthin das sonst dazu tonangebende Sopha aus dem Wege geräumt hatte), da sank mir der Muth schon um vieles! Und als nun endlich die Unterhaltung folgte und sich um alle die Gegenstände ermüdender Langweiligkeit drehte, welche mich schon oft aus den weiblichen Gesellschaften zurück gescheucht hatten; da mußte ich im Stillen ausrufen: c'est tout comme chez nous.

„Worin liegt aber nun wohl die Ursache, daß der Geist der geselligen Unterhaltung in weiblichen Zirkeln größtentheils so beschränkt ist?" höre ich Sie, liebe Freundin, fragen; indem Sie mit mir und mancher rein weiblichen Seele fühlen, was uns in dem Umgange mit so vielen unsers Geschlechts noch fehlt und zu wünschen übrig bleibt, ohne die Grenzen unserer Bildung zu überschreiten, welche die Natur uns angewiesen hat. Ehe ich Ihnen aber meine Ansichten darüber entwickele, so erlauben Sie mir, eine kleine Schilderung der Art und Weise des weiblichen Umgangs und des darin herrschenden Geistes voran schicken zu dürfen. Zwar nähern wir uns gegenseitig aus demselben Bedürfniß der Mittheilung wie die Männer; allein wie verschieden ist der Gang, welchen dieser ursprüngliche Geselligkeitstrieb nimmt! In welchem bunten Gemische von Widersprüchen und Gemeinheiten von Licht und Dunkel erscheint da der Hang zum Austausche seiner Gefühle und Ideen! Der Zeitgeist spielt immer auch seine Rolle dabey mit, indem er den Ton angiebt, von welchem die Unterhaltung ausgehen soll; allein es giebt gewisse Grundtöne, welche mit dem weiblichen Organismus so genau zusammen hängen, daß sie überall und mehrere Genera-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tionen hindurch unsere weiblichen Unterhaltungen charakteristisch gemacht haben. Ein Blick in unsere Thee- und Kaffeegesellschaften, welche der Tummelplatz weiblicher Geschwätzigkeit und der Spiegel unserer Gedanken und Meinungen sind, läßt uns sogleich das kleine Gebiet übersehen, auf welches der Stoff der Gespräche, und die Gegenstände, welche uns interessiren und vergnügen, eingeschränkt sind. Die Unterhaltung der Weiber unter einander geht gewöhnlich von den neuesten Stadtbegebenheiten aus, und läßt sich dann bis auf das Innere des Hauses, selbst auf die Domestiken herab. Madame S. giebt irgend einen Beytrag zur Zeit- und Sittengeschichte der Stadt, oder des Städtchens in einer Ehestandsanekdote, oder in einer Intrigue, welche sich eben zwischen einem jungen Stutzer und einem für sehr fromm gehaltenen Mädchen angesponnen hat; — Frau Räthin K. äußert ihre Verwunderung, wie Madame B. bey der beschränkten Einnahme ihres Mannes so viel Aufwand machen könne; neulich habe sie einen Shawl für fünf Louisd'or umgehabt, und so sey ihr nichts zu theuer, was die Mode nur immer Neues herbey führe; — Frau D. N. erzählt, wie die Domestiken ihre Freundin C., welche eine sehr nachlässige Hauswirthin sey, bevortheilen; spricht davon, wie man sich bey jetzigen Zeiten einzurichten habe, und schließt mit einer allgemeinen Klage über das schlechte und jetzt so viel verlangende Gesinde; M. B. stimmt mit ein und fügt noch einige Bemerkungen über eine andere Bekannte hinzu, die mit einer Person von zweydeutigem Rufe umgehe, welches doch ein sehr nachtheiliges Licht auch auf sie selbst werfen müsse; — und so ergießt sich die weibliche Beredsamkeit gleich einem vielarmigen Strome auf dem fruchtbaren Felde der Medisance und in den vielfachen Gestalten eines geist- und herzlosen Innern.

Diese Skizze, meine Freundin, berührt die Unterhaltung der Weiber unter einander. Lassen Sie mich aber nun auch zu den Unterhaltungen der Mädchen übergehen, und einige Worte über ihre gewöhnliche Richtung sagen. In den Zusammenkünften der Mädchen, so wie sie uns die jetzige Erziehung in mittlern und höhern Ständen darstellen, wo meistens die Außenseite nur allein als Zweck der Ausbildung gilt, und Talente, dem Tone einer galanten weiblichen Erziehung gemäß, oft nur sehr oberflächlich kultivirt werden, kann auch eben so wenig ein belebender Geist als die Frucht eingesammleter Kenntnisse und das Bewußtseyn einer höhern Natur Statt finden. Wenn daher in den Gesellschaften der Weiber die Zeit mit leeren Gesprächen über die gleichgültigsten Dinge getödtet wird, und matte geistlose Urtheile die beschränkte Welt des innern Lebens ankündigen, wobey den höhern

Gefühlen eines empfänglichen Gemüthes nur die weite Aussicht in ein brachliegendes Feld bleibt; so sind dagegen die Kreise der Mädchen, im Großen und Kleinen, unter sich selbst oder in der Mitte der älteren ihres Geschlechts, das sinnlose Spiel eines durch zufällige Erscheinungen herbey geführten Frohsinns, eines kindischen, nicht kindlichen, Gemüths. Mit Wehmuth öfterer noch als mit Verdruß, beobachtete ich im Stillen die weibliche Jugend in ihren vertraulichen Mittheilungen; sah sie Stunden lang die fadesten Dinge belachen, sich nur an Contrasten weiden, oder sich auf dem Tummelplatz rauschender Vergnügungen herum drehen; wenn ein Ball, ein Conzert, ihre ganze Seele ausfüllt, und der zwanglose Vorgenuß dieser Belustigungen ihnen gerade nicht das edelste Interesse leiht. Das kaum aus der Kindheit getretene Mädchen durchgeht die Schaar ihrer Bewunderer; mustert sie mit eitler Selbstgefälligkeit, und theilt diese Beobachtungen ihren Freundinnen mit, welche sie gegen die ihrigen eintauschen. Dieß macht den Reitz ihrer wechselseitigen Unterhaltungen aus; und der leichte Sinn des jugendlichen Blutes tritt oft von hier aus in das angrenzende Gebiet des Leichtsinns über. Da ist kein Ahnden ihrer höhern Bestimmung sichtbar! Jenes stolze Gefühl, in ihrer Blüthe sich die Hoffnungen einer ganzen Menschheit zu denken, liegt im Schlummer, und kann oft ganz verdrängt werden, wenn nicht gerade ein edler Mann, der ihr Herz fesselte, es weckt und sie einem bessern Geiste entgegen führt, der sich dann auch den Umgebungen ihrer geselligen Verhältnisse mittheilt, und sich an der Seite ihrer Mitschwestern ausspricht. Beynahe möchte ich daher in unsern Zusammenkünften, selbst unter Mädchen, das Kartenspiel in Schutz nehmen; denn außerdem, daß es an und für sich weit unschuldiger ist, als manche geisttödtende und herzvergiftende Unterhaltung, so habe ich auch den Vortheil dabey, meinen eignen Ideen freyen Spielraum geben zu können, indem ich ein zweytes Spiel mit dem Zufall einleite, und in den Spiegel menschlicher Leidenschaften bey dem so verschieden waltenden Interesse blicke. Dagegen muß, in den Kreis abgemessener Formalitäten gebannt, Geist und Herz des zarter fühlenden und höher strebenden Weibes ermatten, und den jüngern unsers Geschlechts wird dadurch kein Vorbild zur Beförderung ihrer sittlichen Ausbildung vorgehalten. Doch bleibt dieß nur das Hülfsmittel, und der Zweck kann nie in der anerkannten Nothwendigkeit ruhen, denn ich bin überzeugt, daß unsre geselligen Unterhaltungen dann einer vorzüglichen Veredlung fähig wären, wenn Geist, Herz und Wille im dreyfachen Bunde mit echt weiblicher Humanität hinein getragen würden, und harmonisch

in

in einander wirkten. Künftig sollen Sie meine weitern Einfälle darüber hören.

II.

Allerdings, liebe Freundin, kann durch das, was ich Ihnen am Schlusse meines vorigen Briefes sagte, den weiblichen Cotterien eine bessere Tendenz gegeben werden. Nur muß unser Geschlecht auch allgemeiner zu dem Gefühl der Leere und dem Bewußtseyn kommen, höhere Ansprüche von dem moralischen und geistigen Standpunkte unsrer geselligen Verhältnisse machen zu dürfen; und dann nicht mehr die Einzelnen verdammen, welche in der Bildungsschule günstiger Umstände früher einer veredelten Weiblichkeit entgegen reiften, und sich daher den ihnen nicht genügenden weiblichen Zirkeln, so wie sie gewöhnlich sind, entzogen, um sich an den belehrenden Umgang der Männer, an ihre ernsten Ansichten des Lebens, anzuschließen und ihren Mitschwestern ein Ziel der Schmähsucht, des Kleinigkeitsgeistes und kalter Verachtung zu werden. Ich komme hierbey wieder auf das Kapitel der weiblichen Medisance zurück, welche besonders in unsern geselligen Annäherungen Eingang gefunden hat, und frage Sie, meine Freundin, ob denn wirklich die Lästerungssucht, und namentlich gegen unser eigenes Geschlecht, so groß unter uns sey, als man gewöhnlich zu glauben veranlaßt wird, und aus welchen Quellen sie herstamme! Das Erstere zu behaupten, hieße die Humanität verletzen, deren Charakter in dem Ideale der reinen Weiblichkeit selbst gegründet ist; und daher kann, was Gewohnheit, Weltton oder vernachlässigte Erziehung uns angeeignet haben, nicht mit den Eigenthümlichkeiten unsers Geschlechts verwechselt werden. In so fern es also nicht Grundzug unseres Charakters ist, der Verläumdung gegen unser eigenes Geschlecht Gehör zu geben, und diese nur das belebende Prinzip der geselligen Unterhaltung ausmacht, in so fern glaube ich, ist sie auch weniger vielumfassend und eingeschränkter in ihren bösen Wirkungen, als man sonst wohl voraussetzen dürfte. Zudem entwickelt sie sich größten Theils aus zufälligen Ursachen, und ist schon deswegen nicht so furchtbar, als es scheint. Der Hauptgrund ihrer Entstehung liegt gewiß zunächst in der weiblichen Phantasie und dem Mißverhältnisse, in welchem diese mit ihrem innern Reichthume zu der äußern Beschränktheit unserer Sphäre auf dem Schauplatze des Lebens steht. Wir streben zur Entschädigung unwillkührlich nach Erweiterung unsrer Gefühle, und täuschen uns dabey oft selbst, indem wir die Erscheinungen im Menschen nach unsern Ansichten gestalten und nicht rein genug auffassen. Wir geben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

uns leicht den ersten Eindrücken hin, urtheilen mehr nach dem Schein, als daß wir nach der Wahrheit forschen sollten, und so bildet sich allmälig die erste Grundlage zu der unter uns herrschenden Medisance. So allgemein aber auch ihre erste Entstehungsursache ist, so sind doch die besondern Quellen ihrer Ausströmung von sehr verschiedenem Gehalt. Bey dem Einen ist es das Streben, sein Ich durch die Verkleinerung Anderer desto geltender zu machen; bey dem Andern eine unbewußte Rache an dem Schicksal, welches unsre Nebenmenschen mit äußern und innern Vorzügen mehr als uns ausstattete; bey dem Dritten Eifersucht in der Liebe und Freundschaft; bey dem Vierten Spiel des Witzes; bey dem Fünften Geistesarmuth; bey dem Sechsten Hang zur Geschwätzigkeit; bey dem Siebenten Mangel an vielseitiger Ausbildung; bey dem Achten Mittel zu besondern Zwecken; und dergleichen Triebfedern mehr, welche sich in ihren Verhältnissen nach der Individualität nüanciren, und mehr oder weniger durch unser Selbst aussprechen. Alles dieß giebt uns aber auch zu erkennen, daß der Vorwurf, welchen man unserm Geschlechte wegen seiner schonungslosen Urtheile machen kann, durch verzeihliche Affekte, durch unwillkührliche Gefühle, veranlaßt werde, und in der Brust des nicht ganz vollendeten Weibes nie völlig ausgerottet werden könne. Eben dieser Vorwurf trifft aber auch nur die Oberfläche unsers Seyns; denn das tiefere Innere schließt menschlichere Gefühle in sich, welche nur in dem großen Ganzen sich verbergen. — Die meisten unter uns lassen sich bloß von dem Strudel fortreißen, wenn sie in den weiblichen Zusammenkünften dem Götzenbilde der Verkleinerungssucht huldigen; bewußtlos helfen sie die Fäden ausspinnen, welche der Zufall und das einseitige Urtheil der Einen oder der Andern anlegte; und wenn das Bewußtseyn sich einstellt, heiligern Zwecken entgegen zu gehen, so haben sie nicht Kraft genug, diese überall geltend zu machen, und begnügen sich, ihr Mißfallen durch Schweigen zu erkennen zu geben. Es gehört nicht nur ein fester Wille, sondern auch eine edle Resignation dazu, der Parteysucht in den Weg zu treten, und dadurch sich selbst einer zweydeutigen Beurtheilung auszusetzen. Der Keim des schonendsten Zartgefühls in jedem von uns ist in der dreyfachen Schale der Convenienz, der Gewohnheit und vorgefaßter Meinungen so tief verschlossen, daß nur die Sonne des freundlichen Aethers, welche zugleich unser Herz erwärmt, wenn sie die Strahlen unsers Geistes anzündet, die Hülsen, die ihn umschließen, zu lösen, ihn seiner schönsten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reichsten Entfaltung entgegen zu führen und dadurch die Früchte zur Veredlung unsers Geschlechts zur schönsten Vollkommenheit gedeihen zu lassen vermag.

III.

Bey den fortgesetzten Beobachtungen, welche ich Ihnen, liebe Freundin, über den Geist der Unterhaltung in unsern geselligen Zusammenkünften mittheile, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß der Unterschied zwischen der wahren Bildung rein weiblicher Seelen, und der bloß auf Bildung Anspruch machenden und affektirten, nirgends hervorstechender und fühlbarer ist, als gerade da, wo ohne männliche Einwirkung sich unser Inneres aufthut, wo wir uns ganz als das geben, was wir sind, und Geist und Herz bey unsern traulichen Annäherungen gegen einander austauschen. Wenn die echte Bildung sich durch den feinen Takt des moralischen Zartgefühls ankündigt, und durch die harmonische Thätigkeit des Geistes und Herzens eingreifend wirkend in dem Leben sich bewährt, womit sie in ihrer veredelten Natur mit magnetischer Kraft auch die ungleichartigsten Körper an sich zieht; so ist jene Afterbildung, welche sich durch Sentenzen ausspricht, und in dem Kunstgebäude einer schön klingenden Rede, wozu vielleicht die glänzendsten Schriftsteller unsrer Nation die Materialien liefern mußten, das Abstoßendste in unsern größern weiblichen Zirkeln. Durch ihre heterogene Zusammenstellung mit dem anspruchlosen Wesen, und der zuweilen etwas rohen Natur einer dritten Gattung unsrer Mitschwestern wird eine Spannung hervorgebracht, welche unsre gesellige Unterhaltung entweder zur Karrikatur macht, oder sie so begrenzt, daß an keinen wahren Genuß zu denken ist. Wollen wir mit einem reellen Gewinn für unser eigenes Leben den geselligen Genuß eintauschen, und ihn nicht bis zu einem einförmigen Zeitvertreibe herabwürdigen, so müssen wir geben und nehmen nach dem Verhältniß unsrer gegenseitigen Kräfte. Aus dieser Wechselwirkung geht das Lebendige der Unterhaltung hervor, worin das Interesse des gesellschaftlichen Lebens liegt. Dabey müssen wir uns auch verstehen, um uns nicht durch Vorurtheil und einseitiges Auffassen der Personen irre führen zu lassen; denn dieses beengt mehr als alles Andre, mehr als Medisance und Gemeinheit, die Unterhaltung unsrer Zirkel, und macht sie für edle Frauen ungenießbar und zurückschreckend. Blicken Sie um sich, liebe Freundin, ob nicht der größte Theil solcher, mit denen wir gewöhnlich umgehen, noch sehr falsche Begriffe und sehr dunkle Vorstellungen von unsrer sogenannten Bildung hat, und damit einen wahren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Despotismus über uns ausübt. Wie oft wird uns nicht eine prahlende Gelehrsamkeit da Schuld gegeben, wo bloß ein geläuterter Geschmack ein weibliches Urtheil über ein oder das andre Kunstprodukt hervorbringt! Mit welchem, wo nicht verächtlichen, doch sehr zurückhaltenden Benehmen empfängt man diejenigen unter uns, von denen man weiß, daß sie, außer der Nähnadel und der Kochkunst, ihren Geist noch mit etwas anderm beschäftigen! Immer denkt man an die so verschriene weibliche Gelehrsamkeit, wenn sich ihr Gefühl auch ganz vermenschlicht darstellt; indem sie von den Fähigkeiten Gebrauch machen, welche ihnen die Natur selbst durch den feinsten Instinkt für Beobachtungen anwieß, den sie auszubilden Gelegenheit finden. Es folgt daraus, daß wir gegenseitig zurückhaltend, und folglich in unsern Unterhaltungen matt werden, und selbst der gemeinnützigsten Lektüre eines Almanachs nicht gedenken, um nur nicht solchen Beschuldigungen ausgesetzt zu seyn; geschweige, daß wir eines Hubers tiefe Charakterblicke oder Jean Paul Richters üppiges Phantasiespiel zergliedern sollten. Bey dieser Selbstbeschränkung unsers geselligen Genusses entbehren wir mehr, als die meisten von uns sich selbst weder gestehen mögen, noch in einem dunkeln Gefühle es sich deutlich gemacht haben. Denn in ihm liegt alles Große und Schöne zur Erweiterung unsers Innern und zur harmonischen Uebereinstimmung unsers Wesens. Mögen Sie daher die Vorschläge und Mittel gut heißen, welche ich Ihnen in meinem nächsten Briefe vorlegen will, um einen lebendigern Geist und ein menschlicheres Interesse in die Kreise unseres Geschlechts zu hauchen.

IV.

Fast ist mir bange, meine Theuere, daß Sie mit so großen Erwartungen meinen Einfällen über Verbesserung unserer Unterhaltungen entgegen sehen, da ich Ihnen bisher ihre Beschaffenheit so charakterisirt habe, daß kein helles Resultat daraus hervor zu gehen schien. Freilich ist des Weibes Herz für die leisesten äußern Eindrücke empfänglich: warum soll also bey einer recht lebhaften Empfindung dessen, was wir bedürfen und entbehren, nicht auch die Kraft und der Wille hervorgehen, sich selbst eine andre Richtung zu geben und dadurch auf Andre zu wirken? Auf einmal würde eine Menge von Schwierigkeiten gegen die verbesserte Einrichtung unsrer Gesellschaften dahin schwinden. Erkenntniß seiner Fehler ist schon halbe Besserung, und Glaube an die Menschheit, als den Keim alles Großen und Guten, welches die Erde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und der Himmel in sich faßt, der erste Schritt zur Veredlung und Belebung unsers Geistes und Herzens. Sind wir also nur erst aufmerksam auf das, was uns mangelt, und können wir uns von dem Alltäglichen des gewöhnlichen Lebens zu einem höhern Standpunkt erheben, so finden wir auch leicht die Mittel, die Schranken unsrer beengten Unterhaltung zu erweitern.

Das erste Erforderniß ist die für unser Geschlecht zweckmäßigste Bildung, welche ich kurz gefaßt den praktischen Ueberblick über das Leben nennen möchte. Indem sie der Leitstern unsrer Zukunft ist, schärft sie das Auge für die Gegenwart, und läutert die Erfahrungen der Vergangenheit zur praktischen Lebensweisheit. Wir bedürfen zu dieser keine andern Vorkenntnisse, als Sinn für Beobachtungen und ihre zweckmäßige Anwendung in unsern eigenen, oder in fremden Verhältnissen. Bringen wir allgemein diese Grundlage mit zu unsern geselligen Kreisen, so wird auch der wahre Geist und das reichhaltigste Interesse von selbst sich entfalten. Wollen Sie wirklich, liebe Freundin, meine weitern Vorschläge hören, die ich Ihnen zu einer Verbesserung unsrer Gesellschaften vortragen will, so denken Sie nur, daß es die einfachsten Wünsche eines sehr warmen Herzens sind, welche ihre Anwendbarkeit nur in dieser Uebereinstimmung möglich machen.

Lassen Sie uns zuerst darauf bedacht seyn, alles Steife und Ceremoniöse, so wie jede anspruchvolle Ziererey zu verbannen, und bey dem innigsten Anhalten an unser Zartgefühl der Schicklichkeit, fest darauf bestehen, keiner herzlosen Konvenienz zu huldigen, da, wo es nur Sache des Herzens ist und einer traulichen Annäherung gilt. Ueberlassen wir es also immerhin dem Zufall, uns die Stelle anzuweisen, die wir in der Versammlung einnehmen sollen; wir gewinnen dabey an freyerer Unterhaltung, wenn wir nicht nöthig haben, ängstlich auf das zu denken, was Form und Gesetz bey andern Gelegenheiten uns vorschreiben. Diese äußere Zwanglosigkeit entbindet auch den Geist von seinen Fesseln, und entwickelt alle die heitern Ansichten des Lebens, welche die Seele unsrer Gespräche seyn müssen. Wir kommen zusammen, uns zu erheitern, zu zerstreuen, auszuruhen von den einförmigen Beschäftigungen des Hauswesens, um sie mit neuer Thätigkeit fortsetzen zu können. Was kann uns angenehmer und für unser Gemüth anziehender seyn, als wenn wir uns gegenseitig unsre Erfahrungen, sey es aus dem Innern unsers Hauses oder aus der großen Welt, mittheilen, sie mit Geist und Wärme vortragen, und gegen andre eintauschen, welche unsre Ideen wecken und eine reiche Ernte für unsre weitere Ausbildung geben?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sind dann nur erst unsre Lebensgeister aufgeregt, und wir empfänglich für diesen höhern Genuß der Geselligkeit, so finden wir auch leicht die Mittel, die so eingeleitete Unterhaltung in dem Gange fortzuführen, ohne daß drückend leere Zwischenräume entstehen könnten, welche uns wieder in die Zeit zurücksetzten, wo wir unsre Existenz nur als das Mittel brauchten, entweder zu repräsentiren, oder satyrischen Ausfällen Gehör zu geben, und unsre einseitigen Begriffe und Urtheile zu zeigen. Ein noch edleres und dabey ganz menschliches Interesse kann unsere Unterhaltung dadurch gewinnen, wenn wir uns über die zweckmäßigste Anwendung unsrer Wohlthaten, von welcher Art sie auch seyn mögen, besprechen, und so, bald mittelbar, bald unmittelbar, in physischer und moralischer Hinsicht, unsrer heiligen Bestimmung gemäß, schützende Genien der leidenden Menschheit werden. In diesem erhabenen Berufe schließen wir uns an die Gottheit an. Wir betreten unsere Gesellschaften als einen Tempel, in welchem wir als Bürger zweyer Welten die Reitze niederer Sinne dem reinsten Genusse zum Opfer bringen, veredelt daraus hervor zu gehen, um in dem Garten des Lebens die Blüthen der bessern Menschheit zu vervielfältigen, und die Keime des Guten schon in ihrem ersten Aufknospen zu wahren.

Hier höre ich Sie, meine theuere Freundin, mich eine Schwärmerin schelten! und Sie mögen Recht haben, wenn Enthusiasmus für das ins Werk zu setzende Gute diese Benennung verdient, und dieser Art von Begeisterung keine Grenzen zu setzen wären. Allein ich will gleich wieder zur ruhigen Besonnenheit zurück kehren, um über den Geist unsrer Unterhaltungen weitere Rücksprache mit Ihnen zu nehmen.

Ungeachtet der ernsten Tendenz, von welcher ich bisher ausging, nehme ich doch gern den heitern Scherz, mit anspruchlosem Witz und leichter Laune gewürzt, in unsre geselligen Kreise auf. Wir bedürfen dieser Anregung zum Frohsinn eben so sehr, als es die Anmuth und Grazie der weiblichen Unterhaltung überhaupt erheischt. Das Talent, von Allem die lachendsten Seiten heraus zu finden und in dem Rosengewande einer lieblichen Phantasie darzustellen, ohne von dem Pikanten etwas zu verlieren, wird dazu am willkommensten seyn. Auch schlage ich zur Abwechslung gemeinschaftliche Spiele des Witzes und launiger Einfälle vor, entweder in einem poetischen Erguß oder in räthselhaften Aufgaben. Zu der uns so angemessenen musikalischen Unterhaltung besitzen wir ja noch nicht allgemeine frühe Anleitung und hinreichende Fertigkeiten. Zur Ausbildung unsers im Ganzen sehr vernachlässigten Geschmacks wäre es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wohl auch vortheilhaft, stundeweise eine ausgewählte Lektüre in unsre weiblichen Gesellschaften zu bringen, und darüber aus dem Gesichtspunkt unserer Verhältnisse, nämlich mit weiblicher Zartheit, doch zugleich vielseitig, darüber zu urtheilen. Welchen Gewinn könnte selbst das gebildete Publikum von einer solchen Geistesnahrung haben, wenn die guten Schriftsteller unserer Nation darauf rechnen könnten, ihren Wirkungskreis durch unser ganzes Geschlecht noch um ein Mal so viel erweitert zu sehen! wenn die schlechtern nicht mehr aufgemuntert würden, darauf hin zu arbeiten, daß sie wenigstens bey uns Eingang finden, wenn sie das geprüftere Urtheil der Männer verwarf!

Hier, meine Freundin, haben Sie meine Gedanken und Wünsche für den bessern Geist der geselligen Unterhaltungen unseres Geschlechts. Ich weiß, es sind nur Bruchstücke aus einem weitläuftigen Kapitel; doch um so weniger darf ich fürchten, Ihnen ein Ideal vorgehalten zu haben, dessen Realisirung nach dem gewöhnlichen Gange unserer bürgerlichen Verhältnisse nicht zu hoffen wäre. Sollte es auch für echte reine Weiblichkeit durchaus unausführbare Ideale des Wahren und Guten geben?

E * * * s.

Toilettenscene

zwischen

einer geistreichen Dame und ihrem Kammermädchen.

Fragmente eines größern Ganzen.

Die Dame (greift in eine Schachtel voll künstlicher Blumen und nimmt eine Guirlande heraus.)

Diese Guirlande von Sinnvioleu! wie meinst Du, Melisse?

Das Kammermädchen. O sehr schön! wunderschön! Sie sehen überhaupt heute bezaubernd aus!

Die Dame. (Einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel werfend) Findest Du das?

Das Kammerm. (indem sie ihr die Guirlande aufsteckt) Ja, bey der heiligen Cäcilia, gnädige Frau! ich möchte heute nicht an Jemandes Stelle seyn!

Die Dame (lächelnd). An Jemandes? wen meinst Du?

Das Kammerm. O Sie verstehn mich wohl! (bedeutend) Graf — Reichenberg! —

Die Dame. Närrin!

Das Kammerm. Ja, ja, den haben Sie fest!

Die Dame (immer heitrer). Närrin, woher weißt Du das?

Das Kammerm. Oho! da hätte ich blind seyn müssen, wenn ich das nicht hätte sehen wollen! Ich kam ja hinein gestern Nachmittag, um Ihnen den Schneider anzumelden, wie Sie dann heraus gingen, was für Blicke er Ihnen nachwarf!

Die Dame. Närrisches Ding! das hast Du gesehen? (sie greift nach einem Bande) Melisse, dieß Band werde

werd' ich nicht mehr tragen! (sie giebt es ihr) Was sagte denn der Schneider, als Du ihm vorhin mein Kleid hinbrachtest?

Das Kammerm. Er sagte, es würde sehr schön aussehen; aber es wäre die höchste Zeit. Es war doch gut, daß Fräulein Cäcilie *) heute früh mit Tagesanbruch aufstand und es fertig stickte, sonst wäre es wohl zu spät geworden. Nehmen Sie nur, in einem Tage! und Richard thut doch gewiß, was er thun kann; er ist ein sehr geschickter Mensch.

Die Dame. Ja, ja, es werden ein Paar geschickte Leute zusammen kommen, wenn Du ihn heirathest! (Melisse lacht.) Also Graf Reichenberg folgte mir mit den Augen?

Das Kammerm. Freylich! und was für schöne, freundliche Augen hat er!

Die Dame. Du findest ihn also schön?

Das Kammerm. O freylich!

Die Dame (vertraulich). Höre, Melisse, ich glaube, Frau von Güldenstern **) macht Jagd auf ihn! — —

Das Kammerm. J, sie will ja den Herrn von Thorneck heirathen! Nun freylich glaub' ich wohl, daß ihr der Herr Graf Reichenberg besser gefällt, als der steife Herr von Thorneck mit seiner Römischen Perücke! — Aber mit dem Vorsatze kommt sie weit linker Hand!

Die Dame. Sie ist eine Witwe, er ist schön und reich, das Partiechen wäre nicht übel!

Das Kammerm. Wenn er sie nun aber nicht liebt?

Die Dame. Warum nicht? Er liebt als ein genialischer Mensch alles, was gelehrt und geistreich ist, und Frau von Güldenstern ist gelehrt und geistreich; auch ist doch ihr Ansehn nicht häßlich! — —

Das Kammerm. Aber Sie sind zehn Mal schöner, und zehn Mal geistreicher, gnädige Frau! Nein, halten Sie mir zu Gnaden, Frau von Güldenstern hat doch viele Mängel an ihrer Person! Erstlich die röthlichen Haare, wenn sie sie gleich pudert. — —

Die Dame. Und die gelben Zähne.

Das Kammerm. Auch geht sie so gebückt und vorwärts mit dem Kopfe. — —

Die Dame. Und dann hat sie so ein fatales schmachtendes Wesen an sich. — —

Das Kammerm. Nein, liebe gnädige Frau, es ist gar nicht daran zu denken!

Die Dame. Höre, Melisse, ich will Dir meinen Plan entdecken: fesseln wird ihn Cäcilie nie, aber daß er sie heirathen möchte, wünsch' ich von ganzem Herzen.

*) Die Stieftochter der Dame.
**) Die Busenfreundin der Dame.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Kammerm. (erstaunt). Wie, gnädige Frau? Da verlören Sie ihn ja! Dann könnte es Ihnen ja einerley seyn, ob er Frau von Güldenstern, oder Fräulein Cäci — — — —

Die Dame (giebt ihr eine Ohrfeige). Inkonsequentes, albernes Geschöpf! — Da kann ich mich gleich ärgern über solche Einfalt! Begreifst Du denn nicht? wenn er Frau von Güldenstern heirathet, verlier ich sein Vermögen und sein Herz; denn die Güldenstern weiß ihn mit ihren verwünschten Poetereyen zu fesseln und zu unterhalten; heirathet er aber meine Stiefstochter, so können wir fürs Erste sein Vermögen gut brauchen, fürs Zweyte wird Cäcilie nie einen Mann von Geist festhalten können; nicht lange, so wird sie ihm langweilig werden — — Du weißt schon, wie das geht! — — sie wird dann seinen Namen besitzen — — — und ich sein Herz!

Das Kammerm. Ja, das ist wahr! (küßt ihr die Hand) Seyn Sie nicht ungnädig! ich hatte es nicht so bedacht. — — Aber ärgern wird sich Frau von Güldenstern! ärgern, daß sie schwarz werden wird! — Sie sieht ohnedieß nicht weiß!

Die Dame (lacht). — Also glaubst Du gewiß, daß er mir den Vorzug vor der Güldenstern giebt?

Das Kammerm. Wenn ich doch so gewiß wäre, den besten Platz im Himmelreiche zu bekommen!

Die Dame. Höre, Melisse, Du hast Dir immer ein Spitzentuch gewünscht, nimm nur das mit den Points dort aus der Kommode! Ich habe es ohnedieß schon lange getragen. —

Das Kammerm. (küßt ihr die Hand). O meine beste gnädige Frau!

Die Dame. Setze mich nur morgen auch recht hübsch auf! Reichenberg wird mit uns essen. (sie sieht noch ein Mal in den Spiegel und steht auf.) So wär' ich denn nun ganz fertig! — Nun, wie gefall' ich Dir?

Das Kammerm. O herrlich! wie eine Königin! wie eine Göttin! — Der stolze Wuchs! die große majestätische Adlernase! — —

Die Dame (in den Spiegel blickend). So groß findest Du meine Nase?

Das Kammerm. Ja! Man wird selten eine so schöne große Nase finden.

(Das Gesicht der Dame überzieht sich wieder.)

Das Kammerm. (zitternd). Ich rede nämlich von geistiger Größe, liebe gnädige Frau! — — —

L. B.

Ueber die Mode.

Ich möchte auch gern einmal unter die schöne Welt mich mischen, aber ich möchte dieß auch so thun, daß ich nicht das Schicksal des Kauzes unter den Singvögeln erlebte, der durch den einstimmigen Zusammenklang der spottenden und geckenden Kehlen aus ihrem heitern Gebiete wieder in sein nächtliches Reich zurück getrieben wird. Was wähle ich denn, daß ich erstlich locke und dann gefalle? Ja, da sitzt es. Wer nicht alle Tage spielen kann noch darf, der wird unter seinen Leuten gar leicht kauzig und lächerlich. Nun auf diese Gefahr hin, bedeckt mit dem Schilde der Anonymität, will ich ein Paar Worte über die Mode sagen. Ueber die Mode? wer wird da nicht aufmerken, wer wird da nicht meinen, etwas Besseres zu wissen, als was er hören kann? Aber nur Geduld, ihr lieblichen und schimmernden Schmetterlinge der Jugend und Freude! Man kann ein Wort tausend Mal gehört und zehntausend Mal ausgesprochen haben, und hat vielleicht nicht ein einziges Mal etwas dabey gedacht. Dieß sage ich nicht übermüthig, sondern demüthig, mir selbst in die Brust greifend; denn ich würde sehr in Verlegenheit gerathen, wenn ich haarklein und scharf den Begriff des Wörtleins Mode bestimmen sollte. Ich will nur bey dem unschuldigen Worte gleich Anfangs Eines zur Entschuldigung hinwerfen, sagend, die Mode verhalte sich zur Sitte und Kunst ungefähr, wie die Polizey zur Regierung und Gesetzgebung; sie greift, eben wie die Polizey, in die verwandten Zweige so ein, daß man mehr andeuten, als bestimmen kann, was sie sey.

Daß ihr aber, ihr liebenswürdigen und spielenden Kinder der Frühlingswelt, die in unserm Norden überdieß so früh vertrocknet und verfriert, daß ihr mir aber ia nicht fürchtet, ich wolle euch mit der Schwarz-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

künsteley einer neuen Litaney über euer fröhliches Leben fahren und euch so zwingen, auf den Kauz! auf den Kauz! zu schreyen! Nein, wenn ich auch etwas Besseres in der Ferne hoffe und wünsche, so sehe ich jetzt doch nichts Besseres, und gehe selbst noch so mit in der wechselnden Maskerade unsrer Sitten, wie ich kann und muß. Ich will hier auch gar nicht schelten, daß die Mode überall unter uns als eine Herrin ist, und daß sie gerade so und nicht anders herrscht, sondern ich will nur einige Striche ziehen, gleichsam Umschattungen einer Gestalt, die eine bessere Hand zu einem lustigen Gemählde machen könnte — einige dünne Strichlein will ich ziehen, die leicht wieder auszulöschen sind, im Fall sie keine Zeichnung haben, und diese Strichlein sollen seyn, wie die Finger der Hand, Zeiger, warum die Mode unter uns herrschend ist; doch sollen sie, wo möglich, auf die Weise Fingerzeiger seyn, daß Keiner durch sie roth werde vor Gram oder Zorn.

Aus allen Philosophien, Metaphysiken und Psychologien habe ich leider mit meinen Maulwurfsaugen nie heraus finden können, was in dem Innersten der Menschenbrust lebt, was die ganze Menschengestalt umwächst, oder vielmehr, woraus, wie aus ihrem Keim, jegliche individuelle Menschenbildung herauswächst. Freylich wissen die Herren vieles von Grundtrieben und Grundanlagen unsrer Natur zu sprechen, aber leider wissen sie uns nicht selbst zu dem Grunde zu führen, wo sie liegen sollen, und also bleiben es Gestalten und Träume außer uns, von denen wir nichts glauben können. Eines weiß ich, was ich an mir selbst lerne, und an Andern erfahre, daß des Menschen Wesen in dem Unmaß besteht, da allen übrigen lebendigen Geschöpfen mit dem, was wir etwas selbstgefällig nur Instinkt zu nennen belieben, ein Naturmaß, eine Grenze gegeben ist, die sie willkührlich nicht überschreiten dürfen. Sage ich, des Menschen Wesen sey das Unmaß, so will ich damit nur die Abwesenheit des Maßes, keinesweges eine erwiesene Unfähigkeit andeuten, sich irgend ein Maß zu finden und zu setzen. Genug, sein Wesen ist, etwas zu erwerben und zu suchen, was ihm die Natur versagte, also seinen Zustand zu verändern, ich will nicht sagen, zu verbessern. Durch die Gewalt unsrer Natur, wir mögen dieß die Eigenherrschaft eines mächtigen Willens, oder die Nothwendigkeit irgend eines unbekannten Lenkers nennen, werden wir bewegt und getrieben, und so groß ist unser Trieb zur Thätigkeit, daß, wer nichts thut oder schafft, uns überall nicht zu leben scheint. Die Thiere nehmen die Dinge an, wie sie sich ihnen darbieten, und gebrauchen sie zu ihrem Nutzen, wie sein Trieb jedem befiehlt. Der Mensch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verändert, bearbeitet, verschönert und verhäßlicht Alles, durch seinen Schöpfungstrieb erregt, und obgleich die Elemente der Dinge nicht von ihm abhängen, so liegt ihre Erschaffung und Umschaffung doch mit in seinem Herrscherkreise. Wer sah je den Fuchs, dieses schlauste von Aesopus Thieren, sich seine Ohren und seinen Schwanz bestutzen und bescheren, oder mit seiner leckenden Zunge absichtlich vor dem Toilettenspiegel eines klaren Baches sein witziges Köpfchen, oder seinen bepelzten Leib zu einer veränderten Gestalt bilden? Aber man sehe den Menschen, wie so ganz anders! Er fängt mit seinem Leibe an, wenn er nackt geht. Wer weiß nicht, wie viele Narben, Streifen, Zirkel, Farben er ihm einbrennt, einsticht und einschneidet; wie er Nasen und Ohren, und was sonst durchbohrlich ist, durchbohrt und mit Steinen, Federn, Knochen und Muscheln ziert und entziert! Zum Gebrauch der Kleider fortgeschritten, verliert er mehr seinen Leib, und wenige Theile desselben bleiben seinen Augen und künstelnden Händen bloß gestellt. Dann geht jene Sucht auf die Kleider über und auf alles das, womit er seinen Leib zu bedecken und zu schmücken meint, bis er von diesen auf andere, bisher unberührte und unveränderte Gegenstände fortschreitet. Diesen Trieb, der Allen gemein ist, den man bei allen Völkern auch in ihrer ersten Kindheit findet, diesen angebornen und unauslöschlichen Trieb wollen wir den Kunsttrieb nennen. Er muß lange Lehrjahre haben, muß durch viele und lange Irrthümer gehen. Unter einigen Völkern ist dieß von einigen wenigen Göttersöhnen zu der Höhe gehoben und ausgebildet, daß es, mit dem Gedanken verbunden, das Gefühl für das Schöne und Göttliche heißen kann, und Werke erzeugt hat, worin die Götter mit ihrem Himmel auf Erden zu wallen scheinen. Doch in den Worten liegt keine Kraft; dieser Trieb ist nun einmal da und seine Schuld ist es, daß wir nicht nach Rousseaus Gebot zu zweyen und dreyen durch die Wälder und Berge irren, und daß wir ein schöneres Glück ahnden, als satt auf der Bärenhaut zu schnarchen.

Also kein Maß hat der Mensch, keine Zufriedenheit, da stehen zu bleiben, wohin ihn Zufall und Geburt setzten; er strebt immer nach etwas Anderem und Neuem, verändert an sich und an allen Dingen unaufhörlich. Diesen Trieb haben Einige den Fortschreitungstrieb in das Unendliche der Ausbildung und Vervollkommnung genannt, wir wollen ihn in der weitesten Bedeutung den Kunsttrieb nennen; eine Anlage, die den Menschen als Menschen von allen andern Geschöpfen auszuzeichnen scheint, indem das, was man bei einigen Thieren Kunst nennen möchte, doch seine bestimmten Schranken zu haben scheint, innerhalb

welcher sie ewig stehen bleiben. Vielleicht sind wir hier auch eitel; auch für den Menschen giebt es in Rücksicht der Kunst gewiß ein Ziel, worüber er nie hinaus wollen sollte, wo auch sein Kunstinstinkt stehen bleiben sollte; aber das ist nun einmal seine Natur, daß er bei dem Besten so wenig, als bei dem Schlechtesten, stehen bleibt. Er kann das Vollkommene, aber auch das Schlechte machen; was die andern Thiere machen ist nur gut, denn sie machen es nach ewiger Naturnothwendigkeit: der eine Biber macht seinen Bau, wie die andern, der eine Finke baut sein Nest, wie sie alle. Aber doch bei aller Willkühr, die noch immer in den Thaten und Werken der Menschen zu herrschen scheint, bei der Vielartigkeit und Vielseitigkeit ihres Zustandes, der nun einmal nicht durchaus auf ewig festen Regeln begründet scheint, obgleich Viele diese Begründung hoffen; bei allem Unmaß, bei aller Nichtachtung einer schönen Nothwendigkeit, die der Mensch endlich finden und sich setzen sollte, erscheinen doch bei der unendlichen Masse des Wandelnden und Verwandelten in den verschiedenen Klimaten und unter den verschiedenen Nationen gewisse vorleuchtende Punkte, welche auch dem blindesten Auge nicht entgehen können, und über diese Phänomene, die in dem Wechsel etwas Bleibendes zu zeigen scheinen, sollen hier einige Worte gesagt werden. —

Wenn wir die Völker betrachten, die alten, wie die neuen, und auf ihre Sitten, ihre Kunst und ihre Moden sehen, welche ungeheure Unterschiede und welche ungeheure Verwirrung des Blicks, der eine solche Masse von Erscheinungen weder fassen noch sammeln kann! Anfangs, wenn man frohen Muthes und jugendlustig hinzutritt, die Völkergeschichten und Weisen ein wenig zu beschauen, wie wird man von dem Strudel gefaßt, wie erblickt man in Allem mehr Zufall, als Willen, mehr Leiden, als Thun! Nur langsam löst sich die grobe Rinde ab, und wir glauben etwas Menschliches, d. h. Selbstkräftiges zu erblicken, doch, wenn wir weiter schauen, auch dieses an den letzten Faden einer großen und unbegreiflichen Nothwendigkeit gehalten, hinter welcher auch dem verwegendsten Blick schwindelt. So setzen sich aus dem Strudel gewisse Bruchstücke zu einem Inselchen fest, worauf man wenigstens zitternden Fußes stehen und das All der Verwirrung übersehen kann.

Sitten nennt man unter einem Volke gewisse bestimmte und bleibende Formen des Lebens in der weitesten Bedeutung; was auch eine solche Form des Lebens ist, aber keine solche feststehende, sondern was nach Jahren, Monaten und Wochen sich verwandelt, um einer neuen Form Platz zu machen, das nennen wir Mode. Nun entsteht die Frage: wie kommt es,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß bey einigen Völkern die äußeren Formen des Lebens fast durchaus bleibend, also Sitten sind, bey andern fast täglich wechselnd, also Moden? Kurz, wie kommt es, daß einige Völker Sitten, andere fast nur Moden haben? — Zuerst erkläre ich, daß mir die allgemeine Typologie, die nach einigen Philosophen durch das All der Dinge gehen soll, auch in einem andern Sinn, als sie dieselbe nehmen, eine wunderbare Bedeutsamkeit in sich zu tragen scheint, daß jedes Naturwesen mit den umgebenden im engsten Zusammenhange steht, daß sie sich einander nicht bloß als Spiegel dienen, sich zu beschauen und jedes seines individuellen Lebens bewußt zu werden, sondern daß sie schöpferisch, dieß Leben selbst gründend, mit einander in einer hohen Mystik, einem tiefen Gesammtleben, verbunden sind. Es ist wahr ohne einen Traum der Astrologie, der Stern, der über mir leuchtet zum ersten Mal freundlich oder feindlich, bestimmt vielleicht mein Schicksal; der Baum, der vor meines Vaters Hüttenthüre stand, worunter ich meine ersten Schritte übte; die Blume, die mir blühte; die Biene, die mir sumste; der Vogel, der mir die erste Melodie ins Ohr sang; das Meer, das mir brauste, machen mein künftiges Gemüth, sie machen also mein Schicksal. Dieß ist mein Glaube, und diesen Glauben bestätigt mir die Erfahrung an den Völkern, wenigstens so wie mir diese Erfahrung erscheint. Ich muß hier etwas weit ausholen, doch sollen alle wechselnden und abspringenden Töne wieder auf diesen Grundton zurückklingen.

Es giebt Striche der Erde, die dem Menschen versagt scheinen und wohin nur die Keckheit, durchaus ein Geschöpf aller Klimate seyn zu wollen, ihn geführt haben kann; solche sind die brennenden Gegenden unter der Linie, die erstarrenden zu den Polen hin. Da wird dieses thätige, strebende, selbstschöpferische Wesen durchaus ein Sklav der erbarmungslosen Elemente, die er nicht überwinden kann; er dient als Knecht, und seine edelsten Triebe erwachen nicht, weil er nichts kennt, als satt seyn und dann schnarchen: er ist dort gleichsam ein Thier mit einem ewig bestimmten Instinkt der Noth; in jenen unseligen Klimaten kann von Sitten, nicht einmal von Moden, geschweige denn von Kunst die Rede seyn. Auf diese verbrennenden und erfrierenden Klimate folgen diejenigen, welche man die heißen nennen kann, welche aber schon gemäßigte Jahreszeiten haben. Was sieht man in diesen heißen Klimaten, die man mir aber nicht mit jenen glühenden verwechseln soll? Man sieht eine wunderbare, beinahe unvergängliche Gleichheit der Natur, welche in aller Ueppigkeit der Vegetation, bey aller Masse, allem Farbenglanz und Schimmer, womit sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre Dinge ausgestattet hat, doch eben durch ihre Unwandelbarkeit einen großen Ernst hat. Die meisten Bäume haben ewiges Laub und Blüthen und Früchte zugleich. Die Thiere sind stolz, ernst, stark an Muskeln und Sehnen, verändern weder Haar noch Farbe; die Vögel schimmern in edlem Glanz der Farben und plappern und schnattern statt des Gesanges; selbst die Gräser und Blumen bewahren fast ihre bleibende Einerleiheit; der Mensch selbst, als Herr in diesem üppigen, glanzreichen Klima, ist heftig und brausend, aber dieß Brausende und Feurige unter einem tiefen Ernst verhüllend. Man höre die Europäer, die mehrere Jahre, ja die Jahrzehende in diesen Ländern lebten, was sagen sie aus als ihre Erfahrungen, welchen wir glauben müssen, ehe wir selbst andre haben machen können? Sie sagen, auch ohne durch Krankheit oder Ungewohntheit des Klima sehr angegriffen worden zu seyn, haben sie nach einigem Aufenthalt in solchen Gegenden sich wundersam verändert gefühlt; auch ihnen sey das Europäische Hüpfen, jenes Wechseln und Wandeln mit dem Leibe und Gemüthe bald in einen ernsteren und gemesseneren Schritt des Südländers verwandelt, Alles habe sie gleichsam mit Gewalt dahin gezogen. Wirklich scheint es, um Alles mit Einem Worte zu sagen, als habe hier die bildende Natur ihre ganze Seele auf die Farbengebung verwandt und den Gestalten also wenig Seele geben können; als erscheine fast alles als Gepräge draußen ohne Sorge für den Gehalt drinnen. Die Muskeln und Sehnen des Menschen, wie kräftig gezeichnet und ausgeworfen! seine Stirn, wie trotzig! sein Auge, wie blitzend! Die Stämme der Bäume, wie hart! die Rinde selbst, wie faserig und unzerreißbar! ja noch die Früchte oft in harte Umgebungen eingeschlossen! die Vögel, wie bunt und lieblich gefärbt! — Aber des Menschen blitzendes Auge ist nichts als Blitz; der bunte Vogel hat keinen Gesang; die starren Bäume mit ihren eben so starren Blättern flüstern und säuseln nicht: es ist die Stärke, aber auch die Ungeschmeidigkeit auf allen Seiten. Der Mensch selbst ist hier nur im Zorn und in der Liebe beweglich, sonst starr, ernst und unspielend. Die Natur zeigt ihm rings nur Eine Gestalt; er selbst fühlt sich zufrieden in seiner Einerleiheit. Die Natur arbeitet in eigener Triebkraft den Leib voll aus, wie die Gestalten der Dinge um ihn; nach und nach entsteht so bey ihm ein Glaube des Festbestimmten und des ewig beschränkten Maßes. Er verändert nichts weiter, als worauf das erste Bedürfniß, vielleicht in einigen Dingen auch der erste Zufall ihn führt, und sein bald gesättigter Kunsttrieb, der nie zum uneudlichen genialischen Spiel lebendig wird, geht nur nach diesem Maße einige Stufen

weiter

weiter und steht dann fest auf einer. So ein Volk kommt dazu, bald allein nur Sitten, nie aber Moden zu haben. Noch findet man in Syrien und Arabien das Kleid und die Sohlen, wie sie zu Abrahams Zeit getragen wurden, noch backt der Baduine seinen Kuchen und bestattet seine Todten, wie zu Moses Zeit; drey Jahrhunderte kennt der Indier den Europäer als seinen Räuber und Herrn, noch hat er auch keinen Flitter an seiner Kleidung, keine Sitte in seinem Leben geändert, als die ihm die Gewalt genommen hat, während der Europäer den Kopfputz des Neuseeländers und die Schürze der Otahiterin nachmacht. Alles steht da ewig und festgegründet, wenn es einmal steht, auch wenn es nicht immer durch ein Gefühl der Zweckmäßigkeit und des Bedürfnisses, sondern durch das bloße blinde Ungefähr bestimmt scheint. Dünkt es einen doch beynahe, als trieb hier die Natur die voll aufgegohrne, gediegene und üppige Lebensmasse gewaltig hervor, und als ward diese von der heißen Sonne zu früh gestaltet und festgehalten, verlor also an Geschmeidigkeit und Bildsamkeit, was sie in ihrem Feuerofen an Glanz und Härte gewann. Auch die Kunst hatte und hat in diesen Klimaten den Charakter aller übrigen lebendigen und todten Dinge. Die Kunst, die nur durch ein Gleichmaß von Ernst und Spiel ihre höchste Krone erreichen kann, wie sollte sie bey diesem, was in Klima, Naturprodukten und Sitten unbeweglich und fast unwandelbar dasteht, wie sollte sie dabey jene Geschmeidigkeit, jene liebenswürdige Beweglichkeit der Grazien lernen, worin die ewige Haltung der Musik ist und wodurch sie allein zu ihrem Höchsten gelangen kann. Die Wunder eines Ninus und einer Semiramis waren wohl, das Ungeheure der Masse abgerechnet, keine Wunder. So bewundert man die Ruinen von Persopolis noch; so die Trümmer des Labyrinths, die Pyramiden und Obelisken der Aegypter. Es ist gewaltig, ungeheuer, erschütternd durch die Masse, aber dieses und das Kleinere, was man von Aegyptischer Kunst noch übrig hat, trägt es eine Spur von genialischer Lebensfreude und Leichtigkeit, wodurch die todten Gestalten der Kunst Ideale der lebendigen werden! Die neueren Chinesischen und Japanischen Tempel und Palläste mit allen ihren Schnirkeln und bunten Farben, sind sie nicht auch ein gleichsam unwandelbares klimatisches Produkt?

Wir gehen aus diesem meistens noch heißen Klima zu dem zweiten Grade der gemäßigten Zone über, was man den warmen Erdstrich nennen könnte, weil etwa nur ein Drittel des Jahres kalt zu nennen ist. Ich übersehe von diesem Strich, in so weit er kultivirt ist, Kleinasien, Griechenland, Italien, Südfrankreich und Spanien. Hier sind nicht mehr zwey

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahreszeiten, ein langer Sommer und ein kurzer Winter, oder vielmehr eine kurze Sturm- und Regenzeit, sondern es scheiden sich die vier Jahreszeiten in ihrem ewigen Wechsel, doch so, daß die beiden lieblichsten die längsten sind. Hier stehen noch Bäume, welche Blüthen und Früchte zugleich tragen, aber neben diesen und dem ewig grünen Lorbeer, der Cypresse und der Myrthe dunkelt sich die schattige Eiche und die breitblättrige Ulme; die Blumen haben schon die glänzenden Tinten, die Vögel die goldnen Federn der heißeren Länder verloren, aber die ersten haben süßen Duft, die letzten lieblichen Gesang bey bescheideneren Farben. Es stehen hier die Symbole des Bleibenden und des sich Verwandelnden beysammen. Der Himmel selbst, meistens heiter und freundlich, hüllt sich hier schon öfter in Donnerwolken und kommt im Schnee und Hagel herab; die waldreichen Berge, die grünen Thäler, die belaubten Bäume, werfen zu Zeiten ihren Schmuck ab, aber doch nie fehlt es diesen Ländern ganz an Naturreitz, der nicht im Winter an den Frühling erinnerte. Alles ist hier mehr heiter und lieblich, als dunkel und gewaltig. So geht auch der Mensch einher. Der warme Himmel lockt alles bey ihm heraus zur runden leicht beweglichen Gestalt, die aber die Natur allein nicht selbst bildet, sondern wozu der Mensch helfen muß. Das flammende und verzückte Auge des heißen Landes macht einem feuervollen und gedankenvollen Platz; seine gewaltige Stirn des Grimms und des dämmernden Gefühls wird hier zum gewölbten Spiegel der Besonnenheit und Betrachtung; Sehnen und Muskeln sind schon mehr mit Fleisch bekleidet, und bilden, wenn durch Uebung der Leib zur vollen Gestaltrundung ausgearbeitet wird, eine hohe plastische Schönheit. In diesen glücklicheren Ländern ist die Ruhe der besonnenen Kraft und die Beweglichkeit der unsterblichen Freude; wie hier der Winter kein volles Bild des Alters ist, sondern in Blüthen und Blättern und Vogelgesang immer auf den Frühling hinspielt, so sollte auch den Menschen hier nie das Alter kommen; es ist das Land der Sokraten und Anakreone, in deren grauen Haaren unbelacht die Rose sitzen darf. Aus dieser klimatischen Unterlage der Ruhe, aus diesem leicht überhinschwebenden Sternenhimmel der Freude, der den glücklichsten Menschenorganisationen zu Theil ward, entspringt ein schönes Gleichgewicht der Ruhe und Bewegung, jenes Maß in der Reitzbarkeit, welches die Kunstgenien erschafft und hält. Auch sind diese glückseligen Gegenden ältestens und neuestens der Lieblingssitz der Götter und Musen gewesen. Wer weiß nicht von Griechenland? wo fingen die ersten Nachtigallen des Frühlings, der nach dem langen Winter des Mittelalters kam, zuerst an

zu singen, die lustigen Minnesinger? Wo lebten Dante, Ariost, Rafael, Allegri und Cervantes? In diesem Klima war nun nicht alles ewig fest bestimmt und also war auch das Unholde und Häßliche in Sitten und Künsten in ihm nicht verewigt. Man ging hier umher und suchte, tappte vielleicht lange, fand aber allmälig, was zweckmäßig und schön war, und wußte dieses fest zu machen. Wie die Künstler ihr berühmtes Maß des Polyklet hatten, so fanden die Leiber endlich ihr Maß des menschlich und klimatisch zweckmäßigen Gewandes und hielten dieses Maß durch viele Jahrhunderte fest. Weil aber das leichteste und künstlerischeste Volk der Erde zu spielen haben mußte, so spielte es mit den kleinen Anhängseln und Zierlichkeiten, die nicht zur Drapirung, sondern nur zur Verzierung dienen. Auf diese liebenswürdigen Kleinigkeiten, die ein liebenswürdiges Volk so bedeutend zu machen weiß, war der Wechsel eingeschränkt, und nur in diesem hatten die Griechen Mode, und es gab in Athen, Milet und Sybaris Stutzer und Stutzerinnen trotz unserm London und Paris; aber wehe dem Stutzer, der es gewagt hätte, den Wurf des Mantels und den Schnitt des Kleides, woran die größten Künstler selbst nichts zu bessern fanden, zu verändern!

Mit den die Welt überschwemmenden und in sich selbst versinkenden Rom verlor man den hohen Griechischen Geschmack, die Mode verbreitete ihr Regiment schon in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung viel weiter, als ihr gebührte; im dritten und vierten ahmte man schon Perser und Gothen nach; nachher rissen die wilden Barbaren und das damals finstere und alle Lebens- und Leibesliebhlichkeit verdammende Christenthum die letzten Reste einer schöneren Zeit ein. Auch in diesen Ländern ist Mode für die Sitte herrschend geworden, da sie ältestens nur eine flatternde Spielerin um die Sitte war; aber bis auf den heutigen Tag bewahren alle germanisirte Nationen derselben eine größere Charakterselbstständigkeit, eine fröhlichere Besonnenheit, also eine größere Kunstanlage, und eine freiere Unabhängigkeit von der Mode. Der Italiäner, der Südfranzose und Spanier hat sich freilich auch das unklimatische Kleid des Nordländers gefallen lassen, er ahmt endlich nach, was bei der Cour vor Georg und Napoleon gefallen hat, aber er ahmt nicht so ängstlich nach, wie der Nordfranzose, der Teutsche und Schwede. Er fühlt es, daß er nach der Stärke seines Gemüthes und nach der gleichmäßigeren Mischung seines Klima die Mode nur als ein Spiel, nicht aber als eine Herrschaft zu sich kommen lassen sollte.

Aus diesem glücklichen Erdstrich gehen wir zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jenem gemäßigten über, den man den kalten gemäßigten nennen konnte, weil meistens in ihm kaum ein Drittel des Jahrs warm heißen kann und man in der Regel fast die Hälfte kalt nennen muß. In diesem Klima, wozu Nordfrankreich, Großbrittanien, Teutschland, Skandinavien, Polen, Rußland gehören, wie verfährt da die Natur in ihren Bildungen und Erzeugungen? und was muß nothwendig aus ihrem Verfahren erfolgen? Auch hier sind vier Jahreszeiten, aber wie unregelmäßig in ihrem Wechsel und in wie manchen Gegenden und Ländern hier schon in zwey, nemlich Winter und Sommer, allein oft zusammenfließend! Auf die größere und längere Kälte, welche alles länger in Erstarrung hält, muß an den langen Sonnentagen wieder eine längere Hitze folgen, daß alles blühen und reifen kann in kürzerer Zeit; aber auch dieß geht nie einen festen Gang, so daß man so sicher auf das Wetter rechnen könnte, als in milderen Klimaten. Der schönste Sonnenschein, der heiterste und wärmste Tag wechselt oft plötzlich mit Sturm und kaltem Regen; man wärmt sich oft schon im März an der Sonne und möchte in den Hundstagen zuweilen die Pelze wieder hervorsuchen; mitten im Winter hat man oft Frühlingstage, heitere Sonnen und leichte Nebel, dann wieder die grimmigste Kälte. Die Naturprodukte dieser kalten und wankelmüthigen Erdstriche treiben alle zu ungeheuren Körpern aus und empor; ihr Aeußeres, ihre Rinde, ihr Pelzwerk, ihre Blätter sind rauher und düsterer; die Erde selbst bedeckt sich hier für ihre flüchtigen Frühlingstage mit dichteren Schatten und üppigerem Grün, um sich im Herbste allenthalben desto trauriger mit dem Leichenkleide der Verwesung für den langen Winterschlaf zu verhüllen. Und der Mensch? Auch er trägt die Farbe seines Himmels. Rauh, stark, groß, oft auch schlaff bildet sich sein Leib, oder vielmehr muß er selbst ihn ausbilden durch Arbeit und Uebung. Jene Rundung, jener schön organisirte Ausdruck der Muskeln und Nerven des südlicheren Himmels fehlt ihm meistens; doch dafür ist ihm das Fleisch, welches oft nicht liebliche Umhüllung eines scharfen Baues, sondern bloße Masse ist, gewöhnlich reichlicher zugetheilt. Die ganze Gestalt, die oft stark ist, hat eine Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit, welche bey gar Vielen in völlige Gestaltlosigkeit und in ein Zusammensinken übergehen. Und nun das Gemüth? Ja auch da kann ich nach meinen Erfahrungen, auch selbst meine guten Teutschen mit einschließend, nicht viel anderes sagen. Ich habe bey den Südländern, die ich gesehen habe, immer mehr Besonnenheit und Haltung gefunden, als bey dem Nordländer, wo nur gar zu leicht die Leidenschaft und die Empfindung wie ein reißender und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein selbst nicht mächtiger Strom überbraust. Das Unstäte und Wechselnde des Klimas geht endlich mit in den Charakter über, und so unendlich schwer wird es also diesen Hyperboreern, sich ein Maß zu finden in irgend einem Dinge. Wo es auf die That, selbst eine in unendlichen Gliedern an einander gekettete That, also auf eine fortgesetzte Thätigkeit ankommt, die oft nur ein fortgesetzter Wechsel ist, da sind sie wohl noch an ihrem Platze, da mögen sie auch noch groß seyn; aber wo es auf das Werk ankommt, auf jene fröhliche Schöpferruhe, auf das stille Beschauen des Einem in Allem, wie ist es da so anders! Die Werke, die Kunst der verschiedenen Europäischen Völkerschaften mögen für mich sprechen, worauf ich nur hinweise. Haben wir Teutschen uns und den übrigen Nordländern nicht seit einigen Jahren den Prozeß gemacht, daß wir bis jetzt noch keine Kunst gehabt hätten? und ist diese wichtige Zwistigkeit so ganz grundlos? Ich glaube es nicht. Die Schönheit und die Kunst wird als ein Himmelsgeschenk von den Göttern dem Sterblichen gebracht, sie wird in einem gewissen Sinn angeboren. Wie soll der Teutsche und Engländer sich den fröhlichen Himmel, die im leichten Wechsel spielende Gestalt der Natur, wie sich den leichten Leib und Sinn geben, der mit und an ihnen sich bildet? Welch ein Unterschied zwischen dem vollen und nervig bestimmten Leib des Griechen und Italiers und dem des Teutschen und Schweden! Selbst wenn diese es zu einer hohen Gewandheit bringen, wie soll das durch Anstrengung Erworbene erreichen das durch die Gunst der Himmlischen Gegebene? Wenn der Südländer seinen leichten fröhlichen Muth in der stillen Beschauung einer stimmenden Natur aussingt, so muß der Nordländer sich erst in der Phantasie machen, woran jener seine Phantasie unmittelbar spielen lassen kann. Daher singt der Italier und Spanier frischweg aus dem Leben, der Engländer und Teutsche aus der Idee meistens ein überspanntes Leben, wo er uns Sentenzen, treffliche Ideen und Gedankenreichthum für Poesie verkauft, vergessend, daß der Künstler leben und schaffen soll, wie die Blume aus ihrer Knospe springt und der Vogel im Frühlingssonnenstrahl auf seinem Baum singt. Offenbar hat die nordische Natur hier Schuld, die so wenig schöne bleibende Formen zeigt, woran sich das Gemüth mit Liebe und Ruhe entzünden möchte, die selbst das Schönste schnell in den Wintertod reißt und alles mehr verdorren und erstarren, als eines sanften natürlichen Todes sterben läßt. Wir sind dunkel, wie unsre Wälder, trübe, wie unser Himmel, unstät und leidenschaftlich, wie unser Wind und unser Schneegestöber; wir sind mehr in Arbeit und im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kampf mit den Elementen, erringen alles nur im Schweiß der Stirne, sehen überall mehr Untergang und Tod, als Sieg und Leben. Daher die Anstrengung der Reflexion, daher die tiefreißende Sentimentalität der Nordischen.

In diesem wechselnden Klima muß, wenn wir jene Naturanalogie festhalten, worauf wir uns stützen, bey fortschreitender Kultur lange die Herrschaft der Mode walten und spät die der Sitten kommen. Die Natur selbst giebt so wenig Symbole des Bleibenden und Ruhigen, und kann also auch das Feste nicht in der Menschenbrust erzeugen, die in solchem Klima nur durch Kampf sich stählen, d. h. die sich trotzig verhärten, nicht aber milde stärken kann durch die bildende Zusammenstimmung der Umgebungen. Der Nordländer fühlt es täglich, wie sehr die Natur um ihn, wie sehr sein Leben und seine Organisation dem glücklicheren Süden nachstehe, er fühlt also bey der Charakterschwäche, die wir auch angespielt haben, immer das Bedürfniß, wo möglich, im Aeußeren ein fremdes Leben nachzumachen, sich künstlich zu schaffen, was er natürlich nicht hat. Er fühlt, wenn er einmal zur Besinnung kommt, das Gestaltlose, das Unbehülfliche seines Leibes, dem er nur durch Uebung einen Theil jener Freiheit und Elasticität geben kann, die ihm der rauhe Himmel und die zäheren Elemente, womit er ihn nährt, nicht geben konnten. Einmal in diesen Zustand des ewigen künstlichen Bildens und Schaffens in sich hineingeworfen, kann er bey seiner Unstätigkeit nirgends ein Ziel finden und kommt wohl gar dahin, zuletzt zu wähnen, eben in diesem dauernden Wechsel der Gestaltung des äußeren Lebens liege das, was man Huld und Anmuth, mit Einem Worte Geschmack nennen könne; wer diesen ewigen Wechsel nicht mitmachen kann oder wolle, das sey ein klotziger, unfühlender, und ist er arm, wahrhaftig ein armer Mann. Hat es nicht die Kunst selbst sich hier gefallen lassen müssen, zur Mode zu werden, und haben bis jetzt die meisten Hyperboreer eine andere Brust für sie, als die der Mode? Wie spielt man mit Griechischen Tuniken und Gewändern, mit Otahitischen und Koischen Spinnengeweben an der Ostsee und Nordsee und meint dann was rechtes zu seyn! und doch hat man weder die Leiber noch die Himmel jener Glückseligen. Es ist dieses eben so abgeschmackt, als wenn ich unsrer Eiche die rauhe Rinde abreißen wollte und sagen, siehe lieblicher in der zarten seidenen Hülle des morgenländischen Platanus! Nur durch fortgehende Einsicht werden wir Abendländer das Maß finden, wo wir stehen müssen. Unser Leib und unser Gemüth fühlt die Beschränkung der klimatischen Nothwendigkeit. Was unserm starren Himmel, unsern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ungeschmeidigeren Leibe zweckmäßig ist, das muß uns endlich schön dünken. Warum bauen wir unsre Häuser nicht, wie der Syrer und Indier? Wir müssen Verzicht thun auf die hohen Grazien im Leben, machen sie auch mit unsrer Nachziererey nur zur Karikatur. Glücklich, können wir in besseren Zeiten und unter besseren und menschenbildenderen Verfassungen die Kunst einst durch die Idee vom Himmel herabholen und zu einer bleibenden Gesellin unter uns machen. Wer seinen eigenen und des Lebens Zustand mit der größten Besonnenheit und Heiterkeit betrachten gelernt hat, wer seine Nothwendigkeit, als etwas heiliges ehrt, der ist nicht unwürdig, daß die göttliche Kunst zu ihm komme.

Ernst Moriz Arndt.

Etwas über Tanzspiele und Pantomimische Gemälde.

Viele, die in der Ergötzlichkeit des Tanzes mehr suchen, als das Motiv, wovon einige scharfsinnige Psychologen den allgemeinen Charakter des Tanzes unter allen Nationen ausgehen lassen wollen: den sinnlichen Reitz in der Annäherung beyder Geschlechter; klagen über das Seelen- und Formlose unsrer heutigen Gesellschaftstänze.

Daß an dieser Klage etwas Gegründetes seyn muß, beweist auch wirklich die Gleichgültigkeit derjenigen jungen Männer für den Tanz, bey denen jene Nebenidee vielleicht bereits das Piquante verloren hat. Denn wenn der Grund davon allein in dem allgemeinen Ueberdruß an Ergötzlichkeiten oder überhaupt in Bequemlichkeitsliebe läge (wie man ihnen oft Schuld giebt), so würden sie ja auch aufhören müssen, für Musik, Theater und was dahin gehört, Sinn übrig zu behalten, oder den Geschmack an Reiten, Fahren, u. s. w. neben der Tanzlust eingebüßt haben. Und dieß widerlegt denn doch der Augenschein ganz bestimmt zu ihrem Vortheile.

Es muß also nothwendig an der Sache selbst liegen, daß die Bälle für die Tanzenden sowohl als für die Zuschauer, immer mehr an Interesse verlieren, und wollte man auch annehmen, daß es einzig und allein die Mode wäre, welche den jungen Leuten geböte, sich bey solchen Gelegenheiten müßig in die Ecke eines Sopha's zu werfen, und die Lichter an den Kronleuchtern zu zählen, so läßt sich's doch kaum denken, daß die bloße Mode es über solche Personen erlangen sollte, sich und Andern da tödtlich langweilig zu werden, wo das Gegentheil bloß von ihnen allein abhienge.

Daß aber auch die Tanzlustigen selbst schon darauf bedacht waren, ihrem Vergnügen ein erhöhteres Interesse zu geben, sieht man an den Versuchen der Tanzmeister, kleine Ballette zu veranstalten, wodurch das

Schenk sc.

das allgemeine Tanzen auf eine ergötzliche Weise unterbrochen werden soll. Und warum sollte das auch nicht eben so gut eingeführt werden können, als es bey festlichen Gelegenheiten bey dem Singen eines fröhlichen Gesellschaftsliedes zugelassen wird, daß einzelne Stimmen den Chorgesang unterbrechen, und die Geübtesten gewisse Strophen allein vortragen dürfen?

Bey dem allen ist es aber doch nur zu häufig der Fall, daß selbst jene Ballette oft ohne alle Wirkung in Gesellschaften bleiben, und daß die Personen, welche sich bey dergleichen anstrengten, gewöhnlich Nichts davon hatten, als das unangenehme Gefühl einer undankbaren vergeblichen Mühe.

Dieser mittelmäßige Erfolg kann indeß weniger von der Absicht herrühren, als von der Art, wie man sie auszuführen gewohnt ist. Oft liegt der Grund des geringen Effekts an dem verdrießlichen Umstande, daß die verschiedenen Personen, welche zu dieser Gattung von Tanzspielen gehören, sich selten alle gleich sind an Talent und Gewandtheit; mehrentheils aber darin, daß die durch den Tanz auszusprechende Handlung die Grenzen der Sache überhaupt überschreitet, und der Darstellung das mahlerische Interesse abgeht, ohne welches aller Aufwand von Kunstfertigkeit in den einzelnen Bewegungen zwecklos wird.

Ein solches pantomimisches Gemählde hat nehmlich nur das vor der Komposition des Mahlers auf der Leinwand voraus, daß das Bild, welches es giebt, ein bewegliches, fortschreitendes, in der Zeit sich verändernde Bild ist; da hingegen die Gestalten des Pinsels im Raume beharren. Während also dem Mahler nur einen einzigen Moment festzuhalten gegönnt ist, darf die Pantomime mehrere auf einander folgen lassen, und sie aufhalten, so lange der Reichthum ihrer Erfindung es zuläßt. Dieß ist ihr einziges Vorrecht — im Uebrigen muß sie sich denselben Gesetzen unterwerfen, die der Mahler anzuerkennen hat.

Verwirrt also eine aus vielen Einzelnheiten zusammengesetzte Darstellung schon in ihrer Ruhe auf der Leinwand, und ist es ein zu rügender Mißgriff des Künstlers, wenn er solche Gegenstände für seinen Pinsel wählt, die eine zu große Mannigfaltigkeit der Motive erfordern, wodurch die Aufmerksamkeit den Hauptgedanken aus dem Auge verliert: so ist der Pantomime in ihrer Beweglichkeit eine ähnliche Beschränkung aufgelegt, ohne deren Beobachtung sie aus den Grenzen ihres Gebiets heraustritt — und aufhört verständlich zu seyn. Wie leicht es also ist, diese Linie zu überschreiten, wenn viele Personen eine selbst an sich zweckmäßige Idee in Tanzgemählden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

darstellen, fällt in die Augen. Der Einwurf, daß dergleichen Vorstellungen, bey aller ihrer Verwirrung, ja dessen ungeachtet auf dem Theater Effekt machen, kann schwerlich Stich halten, weil man dabey vergißt, daß der Eindruck dort häufig von sehr außerwesentlichen Zuthaten ausgeht, die in gesellschaftlichen Zirkeln fast alle wegfallen.

Die Personen, welche hier ihre Geschicklichkeit zeigen wollen, sind selten so darauf eingerichtet. Die Dezenz schon verbietet, zu den Behelfen des Theaters seine Zuflucht zu nehmen. Der Effekt darf hier nicht so kühn, in verrätherischen Andeutungen schöner Formen, im süßen Augenspiel, im wollüstigen sich Wiegen auf den Ruhepunkten der Melodie, gesucht werden, wodurch unsre Viganos auf dem Theater so sinnenverführend wirken. Es fehlt hier an gar zu viel, was dort vorhanden ist, um sich nicht mit einem solchen Ballette in kleinen Zirkeln, je künstlicher und zusammengesetzter es oft angelegt ist, um die gehofte Wirkung zu betrügen.

Weit angemessener ist dagegen der Gedanke, in gewählten Gesellschaften einzelne bestimmte Charaktere in pantomimischen Tänzen zu dramatisiren, und welche Ideen könnten hierzu passender seyn als die der Antike! der ewigen Norm aller Plastik!

Man hörte vor kurzem von einer liebenswürdigen Pohlin reden, die in einer bekannten Residenz den berühmten Shawl-Tanz exekutirte, der uns, wenigstens unter diesem Namen, durch die Darstellungen einer der geistvollesten englischen Frauen — Milady Hamilton, bekannt geworden ist. Diese liebenswürdige Kennerin des Schönen war von der Natur mit allen den Vorzügen ausgestattet, um in dieser Gattung das Höchste zu leisten. Groß und schlank von Gestalt, und mit einer Gesichtsform, die nahe an das Ideal der Antike grenzte, besaß Lady Hamilton das seltene Talent der Pantomime in einer bewundernswürdigen Vollkommenheit. Ihre Attitüden sind von einem berühmten deutschen Künstler gezeichnet und durch den englischen Grabstichel verewiget.

Viele meiner Leserinnen erinnern sich hier vielleicht des anmuthigen Gemähldes, welches Frau von Krüdener in ihrem Romane, Valérie, von dem oben erwähnten Shawl-Tanze giebt. Auch wüßte ich nicht lebhafter dafür einzunehmen, als wenn diese Schilderung für diejenigen von ihnen, welche dieß Buch nicht lasen, hier noch ein Mal eine Stelle findet.

„Valerie forderte ihren Shawl von dunkelblauem „Mousseline; sie strich sich das Haar von der Stirne „zurück; warf den Shawl über den Kopf; er floß

„von ihren Schläfen herab, so daß der Obertheil ih„res Gesichts die Linien der Antike zeichnete. Sie „beugte etwas das Haupt, der Shawl fiel sanft auf „ihre über die Brust gekreuzten Arme herab. Jetzt „erhoben sich ihre Augen, ihre Lippen versuchten ein „Lächeln, man glaubte, wie Shakespeare sagt *), die „Geduld an einem Grabmahle zu sehen, wie sie den „Schmerz anlächelt."

„Das Gewand, welches wir Shawl nennen, ist an „sich schon antik. Ganz dazu geeignet die mannig„faltigsten Formen zu zeichnen, leiht es sich dem ver„führerischsten Ausdrucke, indem es die Kontoure der „Gestalt bald anmuthig hervortreten läßt, bald sie zur „Hälfte verschleiert, oder sie ganz verhüllt, wie es „die Situationen erfordern. Diese Mannigfaltigkeit „der Attitüden, welche bald schreckliche, bald rührende „Momente ausdrückt, sind die beredtste Sprache, aus „den innersten Bewegungen des Gemüths und der „Leidenschaften geschöpft. Werden sie durch reine an„tike Formen dargestellt, hebt die Physiognomie der „Tänzerin, durch ihren Ausdruck, das Ergreifende „der Idee, so ist die Wirkung dieses Tanzes über alle „Beschreibung."

„Bald war es in der Gestalt der Niobe, daß Va„lerie meinen Lippen einen Schrey des Entsetzens „auspreßte; bald entfloh sie wie Galatea, und mein „ganzes Herz fühlte sich ihren fliegenden Schritten „nachgezogen. — Nein, ich vermag den Aufruhr in „meinen Empfindungen nicht zu schildern, da sie beym „Schluß dieses magischen Tanzes noch ein Mal in „zagender Hast den weiten Umkreis des Saales durch„flog, wie wenn ein Gott sie verfolgte."

Es ist vorauszusehen, daß vielleicht manche Dame, durch diese Beschreibung an die berühmten Hetärentänze der Griechen erinnert, sich von dieser Art zu tanzen zurückschrecken lasse. Und in der That können die Griechinnen, bey denen das Ideale das Wirkliche war, in so fern man in den mannichfachen Attitüden des Shawltanzes die einzelnen Momente der höchsten Graziosität der Bewegungen, zu einem genau abgeschloßnen Ganzen vereinigt, und zugleich ihre Schule vor Augen hat, nicht anders getanzt haben als Valerie. Zwar würden eine Lais und Timandra, die in prächtigen Tanzspielen die Fabeln der Leda, Selene und Jo ins Leben riefen, unter uns wohl schwerlich

*) — — She never told her love
But let concealment like the worm i'th' bud
Feed au her damask cheek; she pin'd in thought
And sate like patience on a monument
Smiling at grief.

Shakespeare.

Nachahmerinnen finden. Allein die Antike ist zu reich an geistreichen Mythen, um nicht vorsichtiger wählen zu können, und darum, weil die Hetären sie tanzten, diese Gattung von Tanzspielen überhaupt zu verwerfen, wäre gerade so, als ob man nie Laute spielen wollte, weil Lais und Timandra die anakreontischen Lieder und sapphischen Oden, die so süß von ihren Lippen flossen, mit den Tönen dieses Instrumentes zu begleiten pflegten.

Lady Hamiltons Attitüden, von denen längst die vortrefflichsten Zeichnungen in den Händen der Alterthumsliebhaber sind, eröffnen der Fantasie das weiteste Feld für diese Art von dramatischen Darstellungen.

Bey dem leisesten poetischen Anfluge, und etwas Kenntniß der Antike, kann es niemanden schwer fallen, für eine jede dieser Gestalten eine Situation zu fantasiren, die zu einem pantomimischen Gemählde vollkommen geeignet seyn würde. So etwas dürfte alsdann bey Gelegenheiten, wo man darauf bedacht seyn wollte, das allgemeine Tanzen durch interessante Zwischenakte zu beleben, unfehlbar die geistreichsten und unterhaltendsten Einschaltungen gewähren.

Zwar haben die Kenner, um die zwölf verschiedenen Figuren in dieser Sammlung von einander zu unterscheiden, ihnen bereits gewisse Namen gegeben. So nennt man z. B. die erste Attitüde die Sibylle, die zweyte eine Maria Magdalena, eine andre das Bild der heiligen Rosa u. s. w. Wir werden uns indessen für unsern Zweck keineswegs an diese Namen zu binden haben, vielmehr hoffe ich durch einen flüchtigen Versuch einigen dieser Attitüden eine komponirtere, reichhaltigere Deutung zu geben, die Fantasie meiner Leserinnen nicht ganz unzweckmäßig zu beschäftigen.

Eine weibliche Gestalt, mit fliegenden Haaren, die linke Hand verzweiflungsvoll gegen die Stirne gedrückt, mit der Rechten eine zarte Kindergestalt fest an sich pressend, schreitet mit wilden Schritten von den Stufen eines Altars herab. Die leidende, schwebende Stellung des Kindes, sein ohnmächtiges Dulden, das von hinten herüberfallende mit dem Haupte den Boden berührende Haar, und der rasche dem Wahnsinne zueilende Gang des Weibes, deuten auf etwas Entsetzliches.

So ergriff Medea ihre wehrlosen Kinder, als die Eifersucht ihr die schrecklichste Handlung eingab. Der Gegenstand ist erschütternd, aber er enthält einen Moment — den des Kampfes zwischen dem Willen und der That — den die Pantomime festhalten darf, wie ihn der griechische Mahler Timomachus festhielt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der diese Scene durch seinen Pinsel verewigte. — Ein andrer griechischer Mahler, der die Medea in der höchsten Raserey ihrer Mordbegier zeigte, empörte dagegen die Gemüther durch die Dauer, die er dem Entsetzlichsten gab, und der Dichter, der ihn deshalb tadelt, sagt daher sehr sinnreich, indem er das Bild selbst anredet: „dürstest du denn beständig nach dem Blute deiner Kinder? Ist denn immer ein neuer Jason, eine neue Creusa da, die dich unaufhörlich erbittern?"

Jene in der Kunst fortdauernde Unentschlossenheit der Medea wird also um so weniger beleidigen, da wir vielmehr wünschen, es wäre in der Natur selbst dabey geblieben, der Streit der Leidenschaft hätte sich nie entschieden, und deshalb würde dieser Gegenstand in einem Tanzgemählde von der ergreifendsten Wirkung seyn, ohne das Gefühl zu beleidigen.

Auf einen sanftern, aber nicht weniger seelenvollen Kampf, deuten drey andre Figuren unter diesen Zeichnungen, die einen Cyklus von dramatischen Vorstellungen in sich einschließen, der, einen und derselben Situation angehörend, der Einbildungskraft den edelsten Spielraum gewährt.

Wer Glucks Iphigenia auf dem Berliner Nationaltheater kennt, und das Spiel der Schauspielerin Schick, in der Scene, wo sie das verhängnißvolle Wort aussprechen soll, das die geliebten Fremdlinge dem Tode weihet; wem dieses Zögern, dieses ahndungsvolle Widerstreben, dieser unnennbare und doch so sanfte Schmerz noch vor der Erinnerung schwebt, der wird es fühlen, wie sehr sich dieser Stoff zu einem pantomimischen Gemählde eignet.

Die erste Figur, die an diese Iphigenia erinnert, ist eine hohe frauenhafte Gestalt mit einem Diadem um die Stirn, das hier mit der priesterlichen Binde vertauscht werden müßte. Die Hände fromm über die Brust gefaltet, in einem faltenreichen Gewande das dicht verhüllend, jeden einzelnen Kontour der edeln Formen umfließt, und nur den einfachen Ausdruck des Ganzen in seiner unbeschreiblichen Hoheit hervortreten läßt — beginnt mit dieser Attitüde der erste Moment der Darstellung. So steht die Priesterin vor dem König, als er ihr das barbarische Gesetz verkündet, und sie zur Vollstreckerinn aufruft. Das tiefe Erstaunen, die erstarrende Gewalt des mörderischen Befehls giebt ihr den Ausdruck, den Niobes Schmerzen dem kalten Marmor einhauchten.

Die zweyte Figur, in einem ähnlichen faltenreichen Gewande, lehnt, von dem tiefen Leiden überwältigt, an einer Säule. Seitwärts gebogen ruht das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schwere Haupt auf der gehobenen Hand, die einen Theil des aufgelösten Haares fassend die wilden Schmerzen zu verhüllen strebt. Die Linke hält eine Opferschale.

Ein glücklicher Moment für die Verzögerung des Hauptmoments, — denn es ist edel und den Gebräuchen des Alterthums angemessen, daß sich die Priesterin durch das heilige Opfer zu der Handlung vorbereitet, die ihr so unüberwindlichen Kampf giebt.

Die dritte Gestalt nähert sich dem entscheidenden Momente noch unmittelbarer. Die heilige Handlung ist beendet. Die Priesterin verläßt den Altar. Die Arme gekreuzt, mit niedergesenktem Haupte, den Blick an den Boden geheftet, — stumm in sich gewendet und zögernd — schreitet sie vorwärts. Man sieht den Augenblick kommen, wo die Stellvertreterin des Verhängnisses das Todeswort ausspricht — schon hat es ihre Lippen berührt — ihr Auge ruht auf den, den Rachegöttern Geweiheten — — aber die Pantomime hat keine deutlichere Sprache. — Ihre Gestalten fliehen gerettet vor dem letzten entscheidenden Augenblick, der sich nur annähern, aber in der Wirklichkeit nie erscheinen darf.

Ich fühle nur zu sehr, wie unvollkommen das Bild ist, wenn solche Gemählde mit Worten vorgeschrieben werden sollen. Auch wird der Haupteffekt jedes Mal auf dem Talent der Tänzerin beruhen, die diese Gattung von Darstellungen wählt, wie viel Gemüth sie hinein zu legen vermag, und ob sie selbst, wenn ihre Gestalt alle Vorzüge in sich vereinet, so viel Herrschaft darüber auszuüben vermag, um ihren Bewegungen alle die Graziosität zu geben, die ein solches Gemählde erfordert.

Uebrigens ist freilich diese Art von dramatischen Tanzspielen nur geeignet, das Talent einzelner Personen zu entwickeln, es dürfte aber auch keinesweges an solchen Vorstellungen fehlen, wobey mehrere Gruppen sich um die Hauptfiguren bewegten, ohne daß das Ganze an Verständlichkeit verlöre.

Die Idee eines Chores geflügelter, zart drapirter, leichtfüßiger Wesen (es möchten Horen seyn), unter denen einige in bestimmten Charakteren hervorträten, als Sehnsucht, oder Reue, oder Furcht, oder Verzweiflung, von den übrigen im wilden Reigen umschwebt, giebt der Fantasie ein Bild, das sehr reihend und mannichfaltig motivirte Momente zulassen dürfte, ohne die Grenzen der Kunst zu überschreiten, und auch für solche Ideen sind unter den Hamiltonschen Figuren mehrere, die den geistreichern Tänzerinnen zum Muster dienen könnten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freilich würde man bey diesen Vorschlägen wohl immer jenen Geschmack zu bekämpfen haben, der es vorzieht, sich an unnatürlichen Sprüngen und dem Muskelspiel gewaltsamer Bewegungen zu ergötzen. Und doch ist es diese letztere Art zu tanzen, welche die Kunst zu der entgegengesetzten Grenze herabzieht, wo sie in Seiltänzerfertigkeit ausartet; da hingegen die andre ihr einen erhöhten Standpunkt anweiset, auf welchem sie sich in dem Gebiete des Dichters und Mahlers bewegt, deren lieblichste Gestalten zu beleben, ihr eigenstes Wesen seyn dürfte.

* * *

Weibliche Kunst.

Erlauben Sie, meine schönen Damen, daß ein Mann, dessen liebstes Geschäft es von jeher war, die Eigenheiten Ihres liebenswürdigen Geschlechts, Ihre Wirksamkeit und Ihr Verhältniß zum Ganzen zu studieren, erlauben Sie, daß er Ihnen bey dieser Gelegenheit einige Resultate seiner vieljährigen Erfahrung darlegen darf. Zwar hab' ich die Vierzig schon seit einigen Jahren passirt, die Grenze, wo man eigentlich das Recht verliert, mit Euer Hohheiten in einem näher interessirten Tone zu sprechen; zweifeln Sie indessen nicht, daß ich noch ein eben so warmer Verehrer Ihrer Liebenswürdigkeiten bin, als vor zwanzig Jahren.

Mit inniger Freude habe ich das schöne Streben nach höherer Bildung seit mehreren Jahren unter Ihrem Geschlechte bemerkt, nach näherer Bekanntschaft, nach eigner Thätigkeit zuweilen in den schönen Künsten, zu denen Sie eigentlich weit mehr als alle Männer geeignet, zu denen Sie schon von der Natur organisirt sind. Jedes Weib würde gewiß ohne Einmischung erkältender Erziehung, gemeiner Wirklichkeit, ihrem eigentlichsten Wesen nach, Dichterin seyn; aber eben die Weichheit, die Biegsamkeit ihres Wesens schmiegt sich mehr in fremde Formen. Aus dem Manne wird gewöhnlich nur das, wozu er von Natur die Anlage hatte; wenigstens leuchtet diese Anlage sein ganzes Leben hindurch vor, wäre er auch zu einer andern Bestimmung gezwungen worden; aus dem Weibe hingegen kann alles gebildet werden; dem Wachse gleich, das an der Wärme seine Form verändert, geben sie biegsam den Eindrücken der Liebe nach, und brechen selbst nicht vor dem Drucke kalter Uebermacht.

So hätte sicher aus mancher einfachen, unbemerkten Hausfrau, ihrem dichterischen Gemüthe nach, eine gute

gute Künstlerin, und hingegen wieder aus mancher glänzenden Künstlerin eine stille, einfache Hausfrau gebildet werden können. Zürnen Sie nicht, daß ich den äußern Umständen so vielen Einfluß auf Ihren eigentlichen Charakter einräume, daß ich Ihnen so fast alle Selbstständigkeit abspreche! diese Weichheit, diese Schwäche sogar ist es ja, was Ihnen ewig unsre Liebe zusichert.

Warum also, da sie alle mit Empfänglichkeit für die schönen Künste, oder mit einem einfachern Worte: für die Poesie begabt sind, warum sollten Sie sich ihr nicht mit Freuden überlassen? Warum sollten vorzüglich einige von Ihnen, die mit höhern Talenten begabt sind, nicht alle ihre Kräfte dem Dienste der Himmlischen weihen? Ich finde diesen Beruf Ihrem Geschlechte äußerst angemessen; nur, meine holden Freundinnen, vergessen Sie nie die Grenzen Ihres Geschlechts! Sie verläugnen keineswegs die Weiblichkeit — was Ihre gemeinern schelsüchtigen Mitschwestern gern behaupten möchten — wenn Sie Dichterinnen sind; nur hüten Sie sich, jene männliche, Ihr Geschlecht gar nicht kleidende Präcision, oder jene pedantische Belehrungssucht anzunehmen, die so manche unter Ihnen mit Ihrer Bestimmung und mit sich selbst uneins gemacht hat. Schmeicheln Sie sich überhaupt nicht, unmittelbar auf Ihr eignes Geschlecht zu wirken; ich habe noch keine Schriftstellerin als den Liebling ihres Geschlechts gesehen, und am wenigsten, wenn sie ihr Uebergewicht an Kenntnissen und an Talenten geltend zu machen sucht. Lassen Sie deswegen den Muth nicht sinken, schöne Künstlerinnen, desto mehr werden Sie auf unser Geschlecht, und so durch uns mittelbar auf das Ihrige zurück wirken. Schildern Sie uns Ihre Natur in ihren innersten Tiefen; ich sage, dadurch zeigen Sie uns in den Charakteren Ihrer Heldinnen oder in Ihren eignen subjectiven Ergießungen, so manche seelenvolle Schönheit, so manche zarte Liebenswürdigkeit, die der weniger feine Männersinn bisher in der Wirklichkeit übersah; wir werden so durch Ihre Schilderungen Ihr ganzes Geschlecht lieber gewinnen; die Seele Ihres Geschlechts! da bisher Viele der Unsern mehr, oder vielmehr ausschließend nur das an Ihnen liebten, was in die Sinne fiel. Eine höhere Achtung für das Innere Ihres Wesens wird uns erfüllen; denn, sagen Sie selbst, haben nicht auch Sie von den ersten Grenzen der Jugend an, nach den schönen und edlen Schilderungen — ich spreche nicht von unnatürlichen, aus lauter Vollkommenheiten zusammen gedrechselten Romanenhelden — haben Sie nach den edlen und zugleich wahren Schilderungen männlicher Charaktere, die uns gute Dichter aus der Tiefe ihres eignen

Wesens dargestellt haben, unser Geschlecht nicht lieber gewonnen? nicht höher achten lernen? Es ist wahr, Chrysostomus, Cardenio haben wahrscheinlich nie wirklich gelebt; wohl! aber ein Mann hat diese Charaktere doch erfunden; diese edlen Gedanken, diese tiefen, herzbewegenden Gefühle müssen also doch wirklich existiren: denn es kann nichts aus der Feder des Dichters hervorgehen, was nicht vorher in seinem Herzen war; und es ist ein albernes, herzloses Geschwätz, wenn man behauptet, ein lasterhafter Dichter könne tugendhafte Helden mit Wahrheit mahlen.

Recht gut! werden Manche sagen, das junge Mädchen erhält dadurch eine hohe Idee von männlichen Vollkommenheiten, sie bereichert ihre Fantasie vielleicht auf Kosten ihrer lebenslänglichen Ruhe; denn wenn sie nun auch ihre Liebe für Fabian, für Timbrio, für Cardenio, auf Cervantes, für Tankret auf Tasso, für Hamlet auf Shakespeare überträgt, ist dadurch ihr Liebhaber, ihr Ehemann gebessert, der weder der Gedichtete noch der Dichter selbst ist? Wird sie ihn nicht mit Ansprüchen quälen, die ihn und sie unglücklich machen?

Keineswegs! Dann müßte ihr Verstand schon verschroben seyn, und dieß kann bey Lesung solcher Bücher, mit einem natürlich richtigen Gefühle, nicht leicht der Fall seyn. Im Gegentheil, sie erhält eine höhere, zärtlichere Achtung gegen das andre Geschlecht; ihre Tugend gewinnt dadurch, denn es ist gewiß und wahrhaftig wahr: der Grund nicht bloß der Glückseligkeit, auch der Sittlichkeit ganzer Nationen besteht in gegenseitiger Hochachtung der Geschlechter. Und können sich Schriftsteller von diesem oder jenem Geschlechte ein größeres Verdienst erwerben, als wenn sie diese Hochachtung gegenseitig zu vermehren, zu befeuern suchen? Das Mädchen wird nicht mehr die Männer zum Spielzeug ihrer Eitelkeit herabwürdigen, wenn sie sie einmal hat lieben, hat schätzen lernen; sie wird sich hüten, die Flamme hoffnungsloser Leidenschaft in dem Herzen eines Jünglings anzuzünden, für den sie nicht selbst Neigung fühlt, wie dieß so häufig in der schönen Welt der Fall ist; sie wird sich hüten, ihn auf solche Weise zum überflüssigen Opfer ihrer Eitelkeit zu machen. Kann sie wissen, ob nicht eben so ein tiefes Herz in seinem Busen schlägt, als das des edelmüthigen Coresos? oder des zarten Tasso? — — Ihr Mann, ihr Verlobter ist freilich weder Coresos, noch Fabian, noch Cervantes selbst; allein, gehört er nicht einem und eben demselben Geschlechte an? hat sie die Tiefen seines Herzens ergründet? wird sie sie Zeitlebens ergründen können? Denn es ist unmöglich, daß zwey Wesen verschiedenen Geschlechts sich jemals ganz durchschauen könnten;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein heiliger Schleier ist von der Hand der ewigen Liebe über beyde ausgegossen, der den Reitz des höchsten, irdischen Glückes noch ins Unendliche vermehrt; und glauben Sie nicht, daß die Wirkung, die jene Dichter auf Ihr Gemüth hervorbringen, auch Ihre Schilderungen weiblicher Liebenswürdigkeit auf das unsrige hervorbringen werden? Die Männer werden sich scheuen, wie mit Blumen mit zarten Mädchenherzen zu spielen, wenn sie die tiefe Fülle ihrer Gefühle, die stille, seelenvolle Größe ihres ganzen Wesens aus den schönen und wahrhaften Ergießungen weiblicher Seelen erkannt haben werden; denn wahrhaft können Männer nur von Männern, und Frauen nur von Frauen sprechen. Die Dichterinnen werden auf diese Weise mit jener ihrem Geschlechte eignen, hinreißenden Sanftheit die Fürsprecherinnen, die Vormünderinnen gleichsam ihres ganzen Geschlechts seyn, so wie man jene Dichter mit Recht die schönsten Fürsprecher des unsrigen nennen möchte. Ein schöneres, edleres Band wird so die Menschheit unter sich vereinigen.

Es ist der höchste Grad sittlicher Veredlung, wenn die Liebe Anbetung wird, wenn eins in den andern eine stille noch nicht völlig erkannte Gottheit verehrt. Möchte bald der Tempel allgemein errichtet werden, und möchten sie, die fähig sind, die heilige Gluth zu nähren, möchten die Dichter auf diese Weise Priester und Priesterinnen im Allerheiligsten der Liebe werden!

P. Lemiroir.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ueber Kostümirungen.

Fragment eines Briefes.

An Charlotte von B*** in D***.

Also das durfte ich nicht einmal von Dir erwarten — Treulose — einer Bitte Gehör zu geben, deren Erfüllung Dir eigentlich selbst Freude gemacht haben würde? — Ich soll die so oft geforderten Nachrichten nun in der That gar nicht erhalten? Sind das die Früchte der Residenz? Welche Verheißungen wurden mir nicht gemacht, als ich mit halb unterdrückter Wehmuth den nahen Tag Deiner Abreise aus Deinem Munde vernahm — und von meinem heitersten Genius verlassen, die Perspektive in einen einsamen Winter hatte! Was sollte ich da nicht alles in der Fantasie mit genießen! — Aber wer nicht schrieb — war meine Charlotte — wer aus der Fülle der buntesten mannichfaltigsten Farben, auch nicht zu einem einzigen genialen Pinselzug schöpfte, wer war es anders, als meine konfuse, an Versprechungen so verschwenderische Cousine?

Und doch wußtest Du sehr gut, daß ich mich fast eben so sehr aus Industrie nach Deinen Briefen sehnte, als aus Sentimentalität. Denn woher sollte wohl ein reflektirendes Genie, wie ich — das sich dem produzirenden bescheidentlich unterordnet, den Stoff zu seinen künstlerischen Ansichten in einem Städtchen wie *** aufzutreiben vermögen, wenn Ihr im Glanze des Weltlebens umherflimmernden Wesen, die ihr weder produzirt noch reflektirt — sondern bloß existirt — auf Euern Schmetterlingsflügeln mir den Blüthenstaub — nicht zutrüget?

Aber, ich will besser seyn als Du, und wenn Du mir gleich das farbenreiche Panorama Deiner schimmernden und hüpfenden Umgebungen — so un-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

großmüthig verweigerst, so bin ich doch bereit, Dir die fest in Rahmen gezwängten, starr vorweg blickenden Portraits in der meinigen, nicht vorzuenthalten, weil ich weiß, Du verweilst gern unter den alten Bildern, die Dir noch von der Kindheit her so lieb sind, und wirst es nie zugeben, daß selbst die altväterischen vergoldeten Einfassungen daran mit neumodischen vertauscht werden.

Heute erwarte das aber nicht von mir. Ich fühle mich zu lebhaft zu dem glänzenden Schauplatz gezogen, in dem Du jetzt Dein Wesen treibst, um in der eingeschlossenen Stille des kleinen Kreises, der sich um den uralten Sessel unsrer alten guten Tante versammelt, ruhig verweilen zu können. Fast traue ich mich heute gar nicht zu den guten Mütterchen hinunter — sie würden es mir anmerken, daß mir die Brust bey ihnen heute zu fest zusammengeschnürt wäre, und mich mit Fragen bestürmen — und mich nach ihrer gutmüthigen Weise trösten wollen, und nach Briefen forschen — von Lottchen — und dann müßte ich es gestehen, daß ich keine aufzuweisen hätte — und mich von ihnen bemitleiden lassen — und Du weißt, daß es keinesweges meine Sache ist, mich bemitleiden zu lassen.

Nun gestatte mir nur für's erste die Frage: Läßt man denn aber auch in D*** Deinem Aeußern so viel Gerechtigkeit wiederfahren — als es hier in *** der Fall ist. Geben sich die großstädtischen Damen überwunden — und gestehen sie es ein, daß auch eine sogenannte Kleinstädterin es verstehen könne, sich edel und reitzend zu kleiden?

In Deiner hiesigen Bekannten Erinnerung lebt wenigstens noch immer der schöne Eindruck Deiner letzten Erscheinung auf dem hiesigen Liebhabertheater, und es ist wahr, nie sahe man Dich reitzender, als damals. Aus meinem Munde, Liebste, ist es Dir nun vollends gar nichts Neues, die ungemessensten Lobpreisungen darüber zu hören — wie Du, ohne auf eigentliche Schönheit Anspruch machen zu dürfen, doch jedes Mal so unwiderstehlich durch Deine bloße Erscheinung wirkst. Wie oft habe ich mich nicht im Stillen daran ergötzt, als wir im vorigen Sommer mit der Tante das Bad zu P. besuchten, daß Du unter den glänzendsten Weibergestalten alle Mal die schimmerlosseste und doch die schimmerndste zugleich warest. Daß ein absichtlos scheinender Knoten Deines Haares oft mehr bewirkte, als für manche Damen die angestrengtesten Bemühungen einer ganzen Modehandlung, die, so oft sie sich anziehen wollten, ängstlich ihrer Hülfe harren mußten.

Viele unserer Bekannten glauben es Dir hier nachzuthun, wenn sie sich zum Studium der Antike bequemen, und von einigen weiß ich es sogar ganz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bestimmt, daß sie mit darum anfingen sich auf Bildung zu legen, und dem Winkelmann auf allen Museen nachspürten, um nur dahinter zu kommen, wie eine griechische Chlamys wohl so eigentlich zugeschnitten werden müsse.

Mir deucht, liebste Charlotte, Du hast viel zu sehr Ursache, mit dem Neuen beschäftigt zu seyn, um es im Studium des Alten je weit zu bringen; daher auch kein Wort weiter von Büchern, aus denen man die Kostüme zu studieren hat — und wenn Du leibhaftig wie Andromache, oder Helena selbst vor meinen Augen ständest, so würde ich doch immer darauf bestehen, Dein eigner schöner Sinn habe Dich geleitet, und du habest den kühnen Wurf Deines Gewandes geordnet, ohne die saumnachschleppenden Trojanerinnen unsers Lieblingsdichters, Homers, zum Muster zu nehmen.

Ich fürchte nur immer den Vorwurf der Ernsthaftigkeit und des trocknen Pedantismus, von Dir, du Heitre, Fröhliche — sonst forschte ich wirklich in Deinem eignen schönen Gemüthe nach einem ersten allgemeinen Prinzip der Toilettenkunst, und mir deucht, wenn ich es gefunden hätte, und Dir es recht schön zum System aufgestutzt, als dein Eigenthum wieder zustellte, Du solltest Dir doch wohl ein ganz klein wenig darauf zu Gute thun müssen.

Doch ich erinnere mich eben, daß ich Dir nur das neuliche Theegespräch in dem Dir wohlbekannten litterarischen Kränzchen, woran wir nur erst nach langem vergeblichen Zureden der Madame A***, mit Bewilligung der Tante, Theil nehmen durften, zu wiederholen brauche, wo diese Materie auf das sorgfältigste ausgesponnen wurde. Da mich das letzte Mal die Reihe traf, so sorgte ich für eine Einladung an B. und W., um die Unterhaltung etwas mehr zu animiren. Der erstere ist freilich Deine Antipathie, und ich finde ihn selbst ein wenig hohlwangig und schwätzig; aber den edeln tiefsinnigen W. wirst Du mir hoffentlich nicht tadeln.

Der Himmel weiß, wie das Gespräch — das sich bereits um Kunst — Zeitgeist — Naturpoesie, und wer weiß, um was alles gedrehet hatte, zuletzt auf die breiten, langen Shawls kam, welchen Madam A*** mit großer Emphase den Krieg ankündigte. W. nahm sie in Schutz, wie Alles in der Welt, was ungerechter Weise angefeindet wird, und behauptete, nur die ungeschickte Weise, wie so ein Shawl umgeworfen würde, mache ihn zu etwas Ungeschicktem und Schwerfälligem. Allein Madam A*** blieb bey ihrer Meinung: daß sie die Figur so unausstehlich breit machten, und sprach mit großer Bestimmtheit den allgemeinen Satz aus — wie beym

Anzug überhaupt von jeher das Zuviel der Verderb gewesen wäre.

„Da sind Sie gerade auf dem rechten Wege," nahm der kleine hohlwangige Aesthetiker das Wort, „meine Beste! wollte Gott, wir befänden uns auf der Höhe des Geschmacks, das Ernste und Bedeutende der reinen menschlichen Form zu goutiren."

„Gott bewahre," rief Madam M***, „Sie werden uns doch nicht nackt sehen wollen."

„Die Nervenfieber nehmen so kein Ende" — unterbrach die ältere Madam W***, „ich kann das gottlose Entblößen ohnehin gar nicht sehen. Die Hauptsache ist ja doch, daß man sich nicht erkälte — dazu, deucht mir, sind wohl überhaupt die Kleider zuerst erfunden, und nicht etwa, daß man zierlich einhergehe."

„Keinesweges, meine allertheuerste Madam," entgegnete unser Aesthetiker, „verzeihen Sie ja, wenn ich hier widersprechen muß. Aber es ist der allergemeinste Gemeinplatz, den jemand nur aufbringen kann, wenn er sagt, daß das Bedürfniß die Kleider erfunden habe: ich kann Ihnen das aus den vortrefflichsten Reisebeschreibungen beweisen. Noch heutiges Tages leben in den kältesten Ländern, und namentlich an der magellanischen Küste, in der weitesten Entfernung vom Aequator, Menschen, die durchaus nichts von Kleidern wissen, und wenn das auch nicht wäre, so hatten die Leute warlich früher Kleider als Kälte, denn zur Zeit der griechischen Freystaaten, aus denen noch heute unsre Modejournale, wie bekannt, ihre Weisheit hernehmen, bewohnten die kalten Erdstriche nur Eisbäre und Wölfe, und Auerochsen, in Griechenland und Kleinasien aber —"

„Ich bitte Sie, mein Wertheſter," fiel ihm Madam A*** wieder in's Wort, „wenn denn auch wirklich die Leute nicht froren, so werden sie sich doch wenigstens geschämt haben, und die Schamhaftigkeit war die Erfinderin der Bekleidung, immer also ein Bedürfniß."

„Liebste, theuerste Freundin!" erwiederte der Redselige; „wie kann nur eine geistreiche Frau so urtheilen. Was wollen Sie mit der Schamhaftigkeit! Wo wäre dieser Begriff in der reinen menschlichen Natur zu finden. Sehen Sie die Völker in Otaheiti an, beobachten Sie unsre Kinder, die Kinder polizirter Nationen, wo ist da das Gefühl der Schamhaftigkeit? Nur erst durch die Erziehung wird so ein konventionelles Gefühl dem Menschen aufgedrungen — die Himmlischen"

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen in die Rede falle," nahm hier der edle W. das Wort, „den Himmlischen gefiel es, uns die Grazien beizugesellen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Und wir wollen sie auch hier nicht verscheuchet wissen," setzte ich ein wenig verlegen, mit halber Stimme hinzu.

„Fürchten Sie das nicht von mir, Theuerste," erwiederte der Aesthetiker, sich getroffen fühlend, „ich wäre von selbst darauf gekommen, wenn Sie mir nur Zeit gelassen hätten."

„Aber, Sie brauchen auch gar zu viel Zeit, ehe Sie — bis zu den Grazien gelangen," wollte ich eben hinzusetzen — als mir der edle W. sanft die Hand drückte, liebreich zu den Uebrigen sich wendend.

„Kein Zweifel, meine Damen! — Unabhängig von nützlichen Absichten, leitete der Kunsttrieb den Sinn des Menschen, auch bey den ersten Elementen der Bekleidung. Die Fantasie ist auch hier früher thätig gewesen als der Verstand, und den Wilden, der seinem Körper bunte Linien einätzt, und sich Nasen und Ohren durchbohrt, um glänzende Muscheln hineinzuhängen, leitet dasselbe Bedürfniß, das den verfeinerten Griechen leitete — das Verlangen, das Schöne in seiner eignen Gestalt zu repräsentiren. Wie sich dieses Verlangen aus der dumpfen Kindheit allmälig zur edeln Form gestaltet, wie modifizirt von Klima und Verfassung selbst der Raum ist, worin sich die Fantasie wenn auch nur spielend bewegt, ist Ihnen nicht neu, aber Manches vielleicht, was in künstlerischer Hinsicht hier noch bemerkt werden könnte.

Winkelmann sagt, „die Stille ist der Zustand, der dem Meere so wie der Schönheit der angemessenste ist —". Aber der Sinn des Menschen verlangt nach Veränderung und Mannigfaltigkeit. Den Anblick der vollkommensten Gestalten, und diese vollkommnen Gestalten, überall, wo Menschen die Erde betreten, würden seinem Sinne noch immer nicht genügen.

Er würde an dem Schönsten meistern, bloß um es zu verändern. Diese Mannigfaltigkeit erzeugt den Reitz, der dem Menschen näher anzugehören scheint, als die Schönheit, und den Ausdruck, ohne den selbst die Schönheit kein Gegenstand der Neigung werden kann.

Eine zweifache Schönheit spricht zu uns im Zauber einer blendenden Gestalt — die nothwendige und die der Willkühr. Anmuth heißt dieser zärtere Genius — im Beweglichen und Willkührlichen sich offenbarend. Der schönste Arm, seelenlos gehoben — wird zum gleichgültigen Muskel — der schönste Leib, zur beschwerlichen Masse, wenn nicht ein gemeinsames Leben Geist und Körper harmonisch verbindet.

Das Wesen des Reitzes zu vermannigfaltigen, und das willkührlich Schöne in der Erscheinung mit stärkern

stärkern Zügen auszudrücken, erfand der Mensch seine Gewänder — und auf eben diesen Motiven beruhen nach meinem Gefühle auch die Gesetze des Anzuges. An der nothwendigen, oder, wie Schiller sagt, architektonischen Schönheit kann und darf er nichts verändern wollen. Die Natur läßt sich nicht meistern in ihrer geheimnißvollen Plastik. Das Bestreben des Chinesen, seinen Füssen eine widernatürliche Kleinheit zu geben, erscheint mir nicht zweckwidriger als das Verwandeln eines blonden Lockenschmuckes in einen braunen."

„So wenig das rein Menschliche in der moralischen Haltung jemals einstudiert werden kann, den feinen Sinn dadurch zu täuschen, so wenig wird es auch der Kunst der Toilette gelingen, wenn sie die natürliche Schönheit erheucheln will. Aber auch der farbenlosern Wange — der weniger ausgearbeiteten Gestalt — dem dürftigern Lockenschmucke, bleibt ein eigner Talisman — hier auf das Aeussere angewendet, jener Gürtel der Anmuth, von der Grazie gewoben, den die göttliche Cythere selbst von ihrem Busen löset, um ihn Allen zu gewähren, die sie darum anflehen. Den Ausdruck des Geistes in dem lebendigen Gebilde soll die Kunst der Toilette spielend nachahmen. Es ist nicht hinreichend, die Formen selbst sklavisch anzudeuten. Daher ist auch das Kopiren des Nackten, dessen Vertheidigung unser B*** doch wohl nur zum Behuf der zeichnenden Künstlerinnen unter uns hinwarf, ein schlechtes Toilettenprinzip. Jene weichen, zarten Massen, die einen schönen weiblichen Körper so mild umfließen, sie sollen mehr als die Kontoured der Gestalt verrathen. Nur dann werden sie dem höhern Sinne zusagen, wenn sie frey und spielend in einer beweglichen Mannigfaltigkeit die Fantasie des Beschauers beschäftigen, ihr Nichts gewährend — ohne sie noch ein Unendliches ahnden zu lassen. — Die Poesie spricht nur in Andeutungen, und wo bliebe noch Poesie auf Erden, wenn Sie, meine schönen Damen, nicht wären? — — — Und nun — meine geistreichen Zuhörerinnen, nun ist es an Ihnen, mir zu sagen, wie Sie meine Ansichten auf Ihre eigne Toilette anwenden wollen."

Madam A***, die ihren sehr vollen Arm heute gerade in einen überaus knapp anliegenden Tricotärmel gezwängt hatte, zupfte etwas unwillig an dem kleinen Knöpfchen, das ihn über der Hand noch fester zusammen hielt, und zog wie von ungefähr den hinter ihr liegenden Zobelstreifen über das etwas zu kühn hervorstrebende Spitzengekräusel, um ihren

peinlich zusammengeschnürten Busen — „Will denn Niemand antworten?“ fragte der edle W*** noch ein Mal sehr sanft.

„Die Damen hören Sie zu gern reden,“ erwiederte B*** etwas empfindlich.

„Was mich betrifft, so werde ich nie wieder eine blonde Perrücke aufsetzen,“ antwortete Schreiberin dieses etwas verlegen, und fühlte ihr gewöhnlich nur zu blasses Gesicht mit heißer Glut überzogen.

„Da wäre das Geld für die neumodischen elastischen Schnürleiber wohl eine ganz überflüßige Ausgabe,“ meinte die ökonomische Madam W*** zu ihrer Nachbarin gewendet, die zweifelhaft die Achseln zuckte.

„— Das schlimmste in W***'s Argumenten trifft die Liebhaberinnen von künstlichen Waschwassern, Hautpulvern und Schminktinkturen,“ nahm der vorlaute Aesthetiker das Wort, „aber Madame A***, die, wie bekannt, ein wenig Roth auflegt, wieß den Indiskreten mit der Weisung zur Ruhe, der Teint würde doch wohl nicht etwa auch zur architektonischen Schönheit gehören sollen?“

* * *

II.

Zeichenkunst und Mahlerey.

---

1. Briefe über Zeichenkunst und Mahlerey.
2. Ueber Zeichnen und Mahlen, besonders in Beziehung auf Blumen-Fabrikation.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Briefe über Zeichenkunst und Mahlerei.

Dr. den 10. April 1805.

Endlich einmal hier in D., liebste Freundin! bin ich so glücklich, Ihrem mir so schmeichelhaften Wunsche einige Zeit widmen zu können. Es sind die Morgenstunden, wo meine schönen Schülerinnen und meine Ottilie (die, wie Sie wissen, aus Schlesien kam) noch schlafen; und nur die zarte, sorgsame Mutter plaudert entweder leise mit mir von den entfernten Lieben, oder wir schreiben beyde nieder, was uns das Herz zuflüstert. Es herrscht eine tiefe Stille, und nichts als der kreiselnde Zug der Feder ist hörbar; auch nichts feindliches späht vor unserm Fenster; nur die knospenvollen Zweige der gepflegten Gartenbäume sind es, die, sehnlich einer wärmeren Frühlingsluft entgegenharrend, sich wiegen. Wir haben eine sehr angenehme Wohnung. Hier kann man auf der Brücke der Menschen ewiges Wandeln, dort auch die schöne Elbe sehen, die ruhig ihren Lauf nach ihrem Ziele macht. —

Ueber Kunst also, wünschen Sie, daß ich etwas sagen möchte. Das will ich wohl; aber erwarten Sie von mir nicht viel; nicht etwa gar System, ich bin sehr wenig gelehrt; ein schuldloses, natürliches Menschenkind, das zwar oft — das fällt mir so eben zur rechten Zeit noch bey — trotz einer gerüttelten Champagnerflasche, gar heftig in Eifer gerathen kann!

Indessen, Sie nehmen mich, wie ich bin, das ist Akkord. Daher mögen Sie es auch verantworten, wenn man mit meinem Bruchwerk nicht so zufrieden ist.

Zeichnen, mahlen, künsteln, wissen Sie, war immer meine Lieblingssache; nur schade, daß in meiner Vaterstadt niemand existirte, der es verstand, mich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dazu geschickt zu machen. Es kam zwar einmal Einer gelaufen, der gab sich für einen Mahler aus. Sogleich hielt ihn mein Vater fest, daß er der Kunst mich weihe.

Der Mahler Franz zeichnete mir Blätter vor, das — machte mir lange Weile — und schöner noch hatte sie mein Garten, woher ich sie genauer kannte. Etwas lebendes, lieber Herr, bat ich, zum Beyspiel ein Reh, einen Hasen zeichnen Sie mir. Den Hasen wählte der Unglückliche — ich sah es bald, er setzte dem übelgewachsenen Thiere die Ohren auf den Rücken; blitzschnell verließ ich Hasen und Mahler; ein gefrorner lag eben in der Küche — und gerade einer der schönsten — den er verzehren helfen sollte. — Diesen stellte ich ihm vor — und — ganz anders fanden wir diesen beyde. Die Stunde wurde geschlossen, und so der ganze Kurs. Das war so immer meine Mode — ganz naseweis die Dinge von allen Seiten zu begucken, wie sie Gott wohl selbst geschaffen. —

Dieses, glaube ich, ist überhaupt der rechte Weg, sich richtige Begriffe zu erwerben. Selbst sehen und — selbst vergleichen.

So viel für heute, liebste Freundin; recht bald mehr. Die Mädchen unterbrechen mich; ein Fräulein nach dem andern kommt; L. sieht nach ihren Blumen; A. steckt das zarte Näschen etwas zum Fenster hinaus; und jedes nimmt nun bald am langen Zeichentisch sein Plätzchen ein, ich immer zwischen ihnen, wie Sie uns in Leipzig sahen.

Dr. am 12. April.

Ach Gott, hör' ich so manches Liebchen ausrufen, wenn ich nur auch zeichnen könnte! Es ist etwas herrliches um die Kunst. Und wie viele haben nicht auch schon mehrere Jahre lang Unterricht! Und doch klagen die meisten, daß, wenn sie etwas für sich allein machen wollten, ihnen nichts gelinge; sie wüßten immer nicht sich zu helfen; nicht, woran es eigentlich liege.

Das geht sehr natürlich zu; die schöne Schülerin ist nur selten, der Lehrer meistens immer Schuld. An Erklärungen, an Bildung richtiger, bestimmter Begriffe, durch Demonstrationen, daran wird nicht gedacht. Daher denn auch der größte Theil davon nicht im Stande ist, über Gemählde und Statüen ein klares Urtheil zu fällen, und ihnen die Gallerien gar wenig — Spaß — gewähren.

Von einem Correggio, von Raphael, von Guido, von Vandyk, Rubens und von Rembrandt ꝛc. haben sie

alle viel gehört, — doch meistens sagt man nach, was Andere vorgesagt, ohne selbst verglichen, ohne selbst gedacht zu haben. Davon bin ich hier denn abermals auf der Gallerie Zeuge gewesen! entweder ist alles beau et très superbe, oder wieder abominable! Schade um so viel Zeit und Geld, wenn der Schüler am Ende seines Kursus nicht einmal einen deutlichen Begriff erhalten hat, was denn eigentlich Kunst und Kunstwerk ist. Und leider wissen es selbst so viele Lehrer nicht! Daher hat auch der Unterricht noch so wenig Einfluß auf Geschmack und Urtheil. Die Mode nur ist Führerin! Und doch wüßte ich keine Kunst, die mehr umfaßte und richtiger zur wahren feinern Bildung führte, als die zeichnende; denn unaufhörlich hat sie nur die schönere Natur im Auge.

Dr. den 15. April 1805.

Sie hörten immer gern, versicherten Sie nur neulich noch, von meiner Kunst mich sprechen; Sie erlauben mir nun auch, th. Fr., daß ich Ihnen noch mehr über meine Art zu unterrichten sage, und wie ich es besonders mit meinen beyden schönen Liefländerinnen angefangen, die es in so kurzer Zeit so weit gebracht haben.

Sie wissen, th. Fr., ich habe immer nur wenige Schüler, auch nicht jedes nehm' ich an; am liebsten die interessanten auch — gern noch die schönen — ?? wenn sie anders noch nicht verbildet, noch schuldlos und natürlich sind; diesen wenigen aber widme ich mich mit dem wärmsten Eifer, wo ich's dann, die Zeichenfeder in der Hand, der noch schwankenden Vorstellung beyzustehen, an wiederholten theoretischen Erklärungen *) nicht fehlen lasse, wozu wir im vergangenen Winter die Abendstunden wählten, die uns, hoffe ich, allen unvergeßlich seyn werden.

Ganz ernstlich fange ich nun an mit jenen festgesetzten Regeln — stets aus der Natur der Sache genommen — mit Bildung bestimmter Begriffe, worauf ich mich dann beym praktischen Unterricht wieder beziehe. Und so bleibt auch jenen, die nicht Künstler und Künstlerinnen von Profession werden wollen, ein richtig gebildeter Sinn, ein sicheres, klares Urtheil, und folglich der ewige Genuß, den Kunst und Natur im vollen Maße gewähren.

Die erste Linie, die ich zeichne, ist eine einfache

*) Daher ich keine Kinder, unter 12 Jahren überhaupt niemand annehme; es ist verlorne Zeit. — Es versteht sich von selbst, daß ich außerordentliche Talente ausnehme, die entschieden von der Natur berufen sind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Profillinie des menschlichen Kopfes. (Denn auch das Zeichnenlernen beym Kopfe anzufangen, ist immer das sicherste, da in diesem durchaus alles an seinem Orte seyn muß, und nicht so der Willkühr des Schülers ausgesetzt ist, wie bey Blumen oder Bäumen, wo man nichts dagegen sagen kann, wenn der Stengel oder Ast ein wenig mehr oder minder gekrümmt ist, oder ein paar Blätter mehr oder minder hat; da hingegen, wenn beym Kopfe, so wie beym menschlichen Körper überhaupt — nicht alles am rechten Platze ist, die Nachtheile augenblicklich in schlimmen Mienen hervorgehen).

Mit einer simpeln Profillinie fange ich also an, mit jener, auf welche man das schöne oder sogenannte Griechische Gesicht zeichnet — auf eine gleiche Linie zeichne ich nun auch z. B. ein Negergesicht, unter welchem man in der Relation das häßliche begreift — dann zeigen sich deutlich die großen Abweichungen vom einfachen schönen Gange des Griechischen Gesichts. Ich gehe nun zurück, und wiederhole diese Linie durch mehrere Nüancen, indem ich zugleich den stark gebogenen Wurf des Negergesichts immer mehr und mehr vereinfache, bis sich endlich diese Linie der Griechischen am meisten wieder nähert. Auf diese Weise zeigt sich denn der wahre Unterschied zwischen Schönheit und Häßlichkeit, indem zugleich dieses Verfahren die möglichst klarste Auseinandersetzung mit sich führt. Ganz anders ist nun wieder das interessante Gesicht vom schönen unterschieden.

Zwar besteht dieses ebenfalls in Abweichungen von der Regel, — wie jeder andere Charakter — aber in so glücklichen Schwingungen und Verhältnissen, daß solches nun eben dadurch interessant und für uns noch weit anziehender wird als die bloß absolute Schönheit, die stets unsere Bewunderung erregen, aber nie unser Herz so fesseln wird; so wie schon die Sprache selbst bey der Bezeichnung für dergleichen Erscheinungen ihren eignen und verschiedenen Ausdruck hat.

Von allen übrigen zeichnet sich die Karrikatur nun aus (mit welcher ich ebenfalls wie mit den ersteren verfahre, indem ich sie, wie Alle, an jene einfache Profillinie halte). Dieser letzteren Abweichungen und Verhältnisse sind so eigen gestellt und geschwungen, daß aller Karrikaturen Haupteigenschaft — als Resultat der sonderbaren Mischung — das Lächerliche ist, und sehr oft würde man die Karrikatur mit weniger Abänderung oder kleineren Zurückweisungen in ihre Grenzen, dem interessanten oder schönen Gesichte näher bringen können, als es der Fall mit dem entschieden häßlichen ist.

Dieß ist mein Verfahren mit den Köpfen; von

bestimmten Gesetzen abstrahiret; in Beziehung auf eine allgemeine Form für die Klassification. Was hingegen den Ausdruck der Gemüthsbewegungen, des stärkeren und des schwächern Affekts betrifft, der auf Bewegung beruht, so ergreife ich die Zeichenfeder mit schwarzer und weißer Kreide, und demonstrire — auf farbigem Papier. Zuerst zeichne ich ganz leicht ein Menschengesicht, leidenschaftlos, in seiner höchsten Ruhe, mit seinem Lichte und seinem Schatten. Nun setze ich einen Fall, wie diese Züge nach und nach z. B. bis zum tiefsten Ingrimm gestimmt werden, und so verändere ich nach und nach — vor den Augen meiner Schüler, ohne auch nur etwas wegzuwischen, den Ausdruck bis zu jenem angegebenen Affekt ohne alle Verzerrung; so mache ich's mit dem Lachen, so mit dem Erstaunen ꝛc. stets erst ein ruhiges Gesicht vorausgeschickt. Dieß war immer für meine Schülerinnen eine der interessantesten Unterhaltungen, da mein eignes Gesicht, mir unbewußt, so ziemlich jede Nüance selbst zu accompagniren pflegt.

Ich mache nun besonders noch aufmerksam auf das höhere und minder Edle, indem ich an die Hauptform des Thierkopfs erinnere, wo Stirn und Nase platt, das Ohr sehr hoch, das Auge schief, das Maul hinaufwärts steht, u. s. w.

Für ganze Figuren bediene ich mich sogleich der Kupferstiche, deren ich in dieser Hinsicht viele gesammelt habe, um den höchst verschiedenen Stiel, die eigne Denkungs- und Behandlungsweise eines jeden einzelnen Künstlers recht deutlich darzustellen. Hier finden sie in allen den sonderbarsten Kontrast — denn nur dieses ist das einzig wirksame Mittel, den Sinn für Form recht schnell zu entwickeln und zu schärfen.

Die Antike im Auge, fühlt man bald das Schöne und minder Schöne; das Häßliche und das Interessante; das Geschmackvolle und Geschmacklose; das Uebertriebene, das Affektirte, Gezierte und wiederum das Einfache.

Legen Sie einmal, th. Fr., in dieser Absicht in einer Kupferstichsammlung, z. B. mehrere Boucher's *) (von schlechteren will ich gar nichts sagen), Vanloos, Rubens, weibliche und männliche Figuren, Vandyks, Correggios, Carraches, Poussins, Le Sueurs, Polidors, Jul. Romanos, Raphaels, Michel Angelos — und endlich richtig gezeichnete Antiken neben einander. Schnell wird Ihr unverdorbenes Gefühl die Wahl entscheiden.

Aber nur dann erst werden Sie ganz sicher

*) Ich besitze eine Venus tranquille, das ist etwas schreckliches!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gehen, wenn Sie den Körper durch Anatomie lernen kennen.

Und hier ist die Ursache aufzufinden, warum so wenige von allen denen, die Jahre lang Zeichenstunden nahmen, nicht viel mit in jene Welt hinüber bringen.

Das Studium der Anatomie in den Umrissen edler Antiken — z. B. eines Antinous, eines Germanikus*), bewirkt für den Verstand eine klare Vorstellung vom nothwendigen Zusammenhange der Einzelnheiten, und zugleich für die Hand die sicherste Anleitung, eine reine Linie nach allen Seiten hin mit Leichtigkeit zu schwingen, wobey dem so gemeinen Fehler des Uebertreibens bey Anfängern am sichersten vorgebeugt wird.

Meine Leser müssen jedoch nicht glauben, als ob ich ein tiefes Studium aller Muskeln zu fordern thöricht genug wäre, dieß ist die Sache der größeren Ausbildung für Künstler von Profession. Von meinen Schülerinnen verlange ich bloß die Kenntniß der Hauptmuskeln, welche schon große Partien machen und deren Andeutung unerläßlich ist. Um mich künftig richtiger beurtheilen zu können, verweise ich auf mehrere Lehrblätter, die ich herauszugeben gesonnen bin, und wozu ich bereits den Anfang gemacht habe, indem ich nach meiner Weise, durch Zeichnungen, verbunden mit schriftlichen Erläuterungen mich begreiflich zu machen suche, und zugleich eine eigne Eintheilung und Feststellung der Verhältnisse für die Kopfumrisse angeben werde. Eine festgesetzte Regel, abstrahirt von schönen antiken Köpfen, nach welcher jedes Mal sogleich die Profillinie zu finden ist, und worauf nach meiner gegebenen Eintheilung, das ganze Profil und Face sehr leicht gemacht werden kann, wird hier die klarste Uebersicht der Proportionen überhaupt veranlassen, indeß die Lehrbegierigen noch zum weiteren Selbstdenken Gelegenheit erhalten werden.

Die Beharrlichkeit bey einem solchen Studium ist immer dann auch der sicherste Beweis, daß meine Schülerinnen Gefühl und Verstand besitzen; wo beydes fehlt, da ist auch Zeit und Mühe verloren.

*) Von beyden hat bekanntlich jede Gipshandlung im Kleinen Abgüsse, so wie von der Anatomie selbst — nur nicht den Bogenschütz, mehr jene des Herkulan empfehle ich besonders, wenn man keine Fischerschen bekommen kann.

Dr. am 20. April.

Nach genugsam erworbener Fertigkeit im Zeichnen des Kontour, mache ich meine Schülerin nun auch vorzüglich auf das plastische Vollenden aufmerksam, welches freylich

freylich am besten in Thon gezeigt werden kann. Indeß ist es auch schon leicht begreiflich zu machen, wenn man einen scharfen Umriß, z. B. den eines Mundes oder Auges, vermahlet, um ihm Lebendigkeit und Reitz zu geben.

Auch davon einen deutlichern Begriff zu machen, werde ich zu seiner Zeit in jenen Lehrblättern Beyspiele geben. Indeß darf ich nicht vergessen, daß man, nach meiner Ueberzeugung, dem Schüler stets die schönsten Formen, durchaus nur Kunstwerke des edlern Styls vorlegen müsse. Gewiß, je schwerer ihm die Schönheit und das Edle zu erreichen wird, desto mehr Eifer wird diese Schwierigkeit in einem ernsten Charakter erregen. Ich habe dieß wenigstens immer so gefunden. Der große Gewinn davon ist in jeder Hinsicht unläugbar; die längere Beschäftigung durch häufige und aufmerksame Selbstkorrektur bewirkt, erwärmt immer mehr und mehr, und tiefer prägt die Form des Gegenstandes sich ein; das Gemüth wird eher nicht beruhiget, bis Aehnlichkeit erzwungen ist.

Die Anatomie anlangend, wird man mir hoffentlich nicht einwerfen, daß deren Studium wider die Dezenz sey. Dem Reinen ist alles rein! und wer bey einer nackten Statüe in — Ohnmacht fällt, je nun — den bringe man hinweg. Gewiß wird nichts in der Natur als Gegenstand des Forschens und der Nachahmung das sittliche Gefühl beleidigen, so lange nicht ein unfeiner Dritter den Faden aufnimmt und seine eigne Rohheit auszusprechen ungezogen genug ist; je nun auch diesen — bringe man hinweg. Der Griechen größte Kunst liegt einzig und allein in der Darstellung der Nacktheit *); denn auch das schönste Gewand ist jener so nicht fähig. Nur schlechte

*) Auch nur die Menschheit allein ist es, sagt Schiller — in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einschließt. Nie darf sich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und seinem humanen Gefühle ist es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee sogleich einen Leib anbildet und auch das Geistigste zu verkörpern strebt, so fordert er von jeder Handlung des Instinkts an dem Menschen zugleich einen Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung. Dem Griechen ist die Natur nie bloß Natur, darum darf er auch nicht erröthen, sie zu ehren. Ihm ist die Vernunft niemals bloß Vernunft, darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maßstab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel, fließen wunderbar schön in seinen Dichtungen zusammen. — Dieser zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle nur unter der Begleitung des Geistigen duldet, weiß von keiner willkührlichen Bewegung am Menschen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moralisch empfindenden Geistes zu seyn. Daher ist ihm auch die Anmuth nichts anderes, als ein solcher schöner Ausdruck der Seele in den willkührlichen Bewegungen.

Formen und Obscenitäten, die nicht in das Gebiet der wahren Kunst gehören, können und müssen das feinere Gefühl der Sittlichkeit beleidigen und Ekel erregen. Je schöner im Gegentheil die Körperform, je höher durch Geist gestellt sie ist, desto größer wird immer die Bewunderung und das Vergnügen seyn; denn alles kommt nur auf den Vortrag an. Dem Lehrer von feinerm Sinn kann es nie schwer werden, mit Zartheit zu unterrichten. Gefühl für das Heilige in der Brust des Menschen sagt jedem dieß von selber.

Dr. den 1 April.

Nun noch etwas, th. Fr., von der Eintheilung unserer Zeit und wie wir solche hier angewendet haben. Es war ein köstliches Leben!

Von 8 bis 9 zeichneten meine Schülerinnen für sich; von 9 bis 11 pflegte ich, die Feder in der Hand, kleine Vorlesungen zu halten, sprach von Charakteren, von edlern und von niedern, indeß noch mehrere außer Fr. L. u. A. um mich herum versammelt waren.

Die folgende Zeit war für die Gallerien bestimmt. Absichtlich wählte ich die Mengsische zuerst — auf jede bereitete ich die Seher vor — die schönen Formen von allen Charakteren, die Ordnung selbst, die Mengs sehr weislich so getroffen, war immer wieder Regel und bildete sicherer Wahl und Sinn.

Wir nahmen zuerst die unbekleideten Gestalten, von Herkuls Amor an hinunter bis zum Torso, und wiederum hinab bis Patroklus und Ajax *). Hierauf zurück zur schönen Venus, von da zur Amazone, und so die Ronde herum. Ein anderes Mal war die Bekleidung unser Gegenstand, ihr schöner Wurf und ihre schönen Falten. Mit welchem Verstand, mit welcher Gewandtheit des Geistes, mit welchem feinen Sinn die Griechen alles thaten! Auf diese Weise vorbereitet, betraten wir die Gemähldegallerie. Hier überließ ich alle meine Schüler sich selbst und ihrem eignen Gefühl.

Welches innige Vergnügen hat mir nicht der gute Erfolg meines Unterrichts gewähret, den meine Schülerinnen auf allen Gallerien durch Wahl und Urtheil zeigten!

Auch wir nahmen den gewöhnlichen Weg, wovon ich weiter nichts sage, als wie auffallend Fräulein L. und A. Rubens Meleager und seine Atalanta waren **). Sie waren in Leipzig schon mit Griechenlands

*) Wofür diese Gruppe dort ausgegeben wird.

**) Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir dieser Männer übrige Verdienste nicht verkannten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Meleager*) bekannt geworden, das Bild war unauslöschbar tief geblieben. Und so können Sie sich den Schreck denken, den Rubens ihnen machte. — Ein jedes mag nun selbst die Probe auch bestehen. — So ging es denn überhaupt mit den ausgezeichneten Weibern Niederlands nicht anders.

Magnetisch zog Italiens schöneres Bild, das aus der Ferne strahlte, uns alle immer mächtiger an; und hier erst entströmten dem holden Antlitz meiner schönen Schülerinnen ihre eingeathmeten schönen Empfindungen wieder. Das sanfte Auge, der holde Mund, von stillem Ernst umgeben, war der wahrhafteste Ausdruck des innigsten tiefen Gefühls — sehr selten öffnete sich der Mund zum sprechen; nur eine leise, zarte Bewunderung, nur eine bescheidne Frage konnte das schöne Schweigen brechen. Lange, lange wollte keins den schönsten Platz verlassen!!!

So viel tiefes und richtiges Gefühl entging besonders unserm würdigen Riedel nicht. Mit dem innigsten Vergnügen empfing dieser Greis uns jedes künftige Mal. — Er schob mit Kraft der Freude die große Leiter den Mädchen hin und her, so bald die übrige Kennerschaft uns endlich uns selbst überließ. Und so genossen wir mit Muße und mit Verstand, nicht viel an der Zahl — doch vieles an Gehalt, was ewig unsern Herzen bleibt.

Das Auge nun auf diese Art geübt — ist gewiß in einem hohen Grade empfindlich, faßt lebhaft und faßt schnell jeden Gegenstand von allen Seiten auf, indeß ein ungeübtes, wie vor einer einförmigen Masse stumpf vorübergeht. Darum empfehle ich auch sogleich in den ersten Stunden dem Schüler die größte Aufmerksamkeit auf alle Gegenstände, die Menschen besonders, in Beziehung auf Gestalt und Form, auf Ausdruck und Geberde.

Wie interessant, wie unterhaltend! die Menschen im Stillen zu beobachten. Ein jeder will auf eine eigne Art interessiren. „Ganz anders und ganz neu" sprachen meine Schülerinnen zu wiederholten Malen, „ist uns nun alles, was wir sehen!" Wie belohnend war für mich ein solches Bekenntniß! Auf diese Weise verschaffen wir der Fantasie einen Reichthum von Bildern, die desto lebhafter uns erscheinen, je reger unser Sinn für die Kunst ist. Denn durch das Zeichnen soll ja — die Fertigkeit der Hand ausgenommen — nichts anderes bewirkt werden, als das allmälig immer mehr entwickelte Vermögen, mit Klarheit zu denken, was die Seele bewegt.

*) In der Rostischen Gipsfabrik, wo sich eine ziemliche Anzahl schöner Antiken befindet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch ehe ich nun Dresden ganz verlasse, sage ich in meinem und meiner Schülerinnen Namen für die besondere Güte und Gefälligkeit, mit der man uns auf allen Gallerien so ausgezeichnet behandelt hat, den innigsten, herzlichsten Dank! Und Ihnen, mein guter Tasdorf, mögen jene zarten Harmonien, die Sie von Ihrer Arbeit heraus auf den Saal zogen und mit Entzücken erfüllten, in Träumen noch oft ertönen. — die Scene wird uns allen unvergeßlich seyn! Adieu, schönes Dresden — Adieu, auf Wiedersehen! — Auf Wiedersehen — so schließe ich auch für Sie, meine Freundin!

W. H. Schnorr v. K.

Ueber Zeichnen und Mahlen

besonders

in Beziehung auf Blumen-Fabrikation.

Wer einen Gegenstand überhaupt richtig ab- oder nachbilden will, muß nothwendig in der Seele ein getreues Bild, eine deutliche innere Anschauung von allen Theilen desselben haben. Es ist gleichviel, ob der Seele dieses Bild durch den äußern Sinn — das Auge — oder den innern — die Einbildungskraft — vorgeführt wird. Im ersten Falle hat die Nachbildung für den Künstler weiter keine Schwierigkeit. Gesetzt aber, man wollte einen Gegenstand nachbilden, den man zwar mehrmal gesehen, ihn aber gerade nicht in Natur vor sich hätte, ihn auch wohl so eben gar nicht bekommen könnte, und gesetzt, dieser Gegenstand bestände, wie z. B. die Blumen, aus einer großen Anzahl unendlich verschiedener Theile; so wäre es gewiß sehr schwer, wo nicht gar unmöglich, bloß mit Hülfe der Einbildungskraft alle diese Theile so genau vorzustellen und richtig nachzubilden, als wenn man den Gegenstand in Natura vor Augen hätte. In diesem Falle müssen getreue Abbildungen die Stelle der Natur ersetzen, welche also auch bey der Blumen-Fabrikation ein unumgängliches Erforderniß sind.

Daß eine Dame, welche sich mit der Blumen-Fabrikation beschäftigen will, eine große, geübte Zeichnerin sey, ist zwar eben nicht nothwendig, aber eben so gewiß ist es, daß sie ohne diese Kunst immer von Andern abhängig bleibt und nur wenig leisten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wird. Aus diesem Grunde wird eine kurze Anweisung zum Zeichnen denjenigen, die sich selbst darin unterrichten wollen, hier nicht unwillkommen seyn.

A. Materialien zum Zeichnen und Mahlen.

1) Der Bleystift darf weder zu steinicht, noch zu weich, und im Schneiden nicht spröde seyn, und der Schnitt muß glänzen wie Stahl. Die Spitze darf im Schneiden nicht leicht brechen, und wenn man sie ans Licht hält, so muß sie nachher eben so gut schreiben wie vorher. Das beste Bley zum Zeichnen ist das Englische.

2) Papier. Zu der ersten Uebung ist jedes weiße, gut geleimte Schreibpapier zu gebrauchen. Zu guten Arbeiten aber wird Holländisches, oder noch lieber Englisches Velinpapier genommen. Das Papier wird angefeuchtet und über ein

3) Reißbret gezogen, worauf es glatt und fest anliegt.

4) Farben. Die echte Chinesische Tusche, welche die beste ist, färbt sehr leicht das Wasser, ist weich, mild und im Bruche matt; die schlechte Tusche hingegen wird im Auflösen dick und molkicht, läßt sich nicht gut behandeln und vertreiben, und glänzt im Bruche wie Lakrizensaft. Die Farben sind entweder Saft- oder Erdfarben.

5) Pinsel. Ein guter Pinsel muß eine mäßig lange Spitze haben, die Haare gut zusammenhalten und sie nicht leicht ausgehen lassen. Jedem neuen Pinsel müssen erst seine falschen Haare genommen werden, indem man mit einer feinen Schere die Spitze desselben beschneidet. Dieses muß aber mit größter Vorsicht geschehen, weil sonst der Pinsel dadurch leicht ganz verdorben werden kann. Durch den Gebrauch wird oft der Pinsel besser. Man steckt ihn während der Arbeit an einen glatten Stiel von hartem Holze, spült ihn, so oft man damit zu arbeiten aufhört, in reinem Wasser aus und zieht ihn durch den Mund, damit er seine gehörige Form behalte. Die besten Pinsel waren vormals unter dem Namen der Münchner bekannt, jetzt werden sie vorzüglich gut in Meißen verfertigt.

B. Zubereitung der Farben.

Alle Erdfarben müssen zuförderst auf einem Reibstein von Marmor oder Glas mit Gummiwasser sorgfältig abgerieben werden. Verschiedene Farben, besonders der Zinnober und die Mennige, verlieren leicht an ihrer Schönheit, wenn der Reibstein nicht hart genug ist, und die blauen Farben werden grünlich, wenn der Stein sehr gelb ist. Diese Farben reibt man am sichersten auf einer starken Glastafel ab.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hierbey bedient man sich am besten eines Spatels von Elfenbein, womit die Farben während des Abreibens öfters zusammengestrichen, und, wenn sie fein genug sind (welches man daran erkennt, wenn sie auf dem Stein wie Brey fließen, und auch nicht den feinsten Sand mehr in sich bemerken lassen), in die Farbenschalen oder Muscheln, oder auch in kleine gläserne Fläschchen gestrichen werden.

Die Farben dürfen weder zu viel noch zu wenig gummirt werden. Manche Farben aber verlangen mehr, manche weniger Gummi. Je weißer und reiner das Gummi arabicum ist, desto besser ist es, und um es noch reiner zu erhalten, löst man es vorher in einem Glase mit Wasser auf, und filtrirt es dann durch ein Stückchen reine Leinwand. Wird die Farbe zu wenig gummirt, so verwischt sie sich zu leicht, und verliert ihr Ansehen; kommt hingegen zu viel Gummi dazu, so springt sie ab und schiefert sich. Die Erdfarben verlangen mehr Gummi als andere. Verschiedene Erdfarben verändern ihre Couleur, wenn sie im Feuer ausgeglüht werden. Die Oker werden röther, und die Umbra wird dunkler und milder.

Da verschiedene Farben, und ins Besondere das Rauschgelb, der Zinnober, das Gummigutte giftig und schädlich sind, so hüte man sich, diese Farben mit dem Pinsel in den Mund zu bringen.

Die gewöhnlichen bunten Tuschen sind bey der Blumenmahlerey nicht zu gebrauchen.

Die Farben, deren man sich bey dem Mahlen bedient, müssen sowohl echt als gut zubereitet seyn, wenn die Arbeit damit gelingen soll, und da vorzüglich auf eine gute Zubereitung der Farben viel ankommt, so kaufe man, wenn man die hierzu nöthige Erfahrung nicht hat, solche lieber gleich präparirt. Diese Farben sind sowohl echt als besonders gut zubereitet unter andern in Meißen bey dem Mahler Schiefer auf der Porzellanfabrik zu bekommen. Ein Sortiment derselben, welches in funfzehn verschiedenen Hauptfarben, womit alle übrige Couleuren zusammengesetzt werden können, nebst sechs Stück fein geschnittenen Meißner Pinseln von verschiedener Größe mit hölzernen Stielen besteht, kostet 1 Thlr. 12 Gr. Diese Farben und Pinsel sind für diesen Preis auch in dem Museum in Dresden zu haben.

C. Einige allgemeine Regeln beym Zeichnen und Mahlen.

Beym Zeichnen darf man nicht hart aufdrücken, sondern man muß die Striche ganz leicht ziehen, damit die Hand jene Biegsamkeit und Flüchtigkeit bekomme, welche zu einer natürlichen Darstellung der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gegenstände so nothwendig sind. Je leichter man die Züge macht, desto besser ist es, sollte man sie auch, der Deutlichkeit wegen, nachher nochmals überfahren müssen.

Man hüte sich, eine Zeichnung kleiner zu machen, als das Original ist. Es ist eine eigene Bemerkung, daß Anfänger fast allgemein geneigt sind, die Anlage kleiner als die vorliegende Zeichnung zu machen. Macht man sie nicht bey Zeiten auf diesen Fehler aufmerksam, so werden sie immer ängstlicher und dadurch am Ende die besten Genies verdorben. Lieber größer also die Anlage gemacht, man wird freier, ungezwungener und richtiger zeichnen.

Das Zimmer, in welchem gemahlt wird, darf nicht zweyerley Licht haben, sondern das Licht von einem Fenster muß bloß auf die Blume oder den zu mahlenden Gegenstand wirken, damit der Zeichner den Schatten richtig angeben kann.

D. Von den verschiedenen Zeichenmanieren.

Die leichteste Art für diejenigen, welche noch keine Uebung haben, ist das maschinenmäßige Zeichnen vermittelst der Bauschen. Die Bauschen werden auf folgende Weise verfertigt. Unter das Blatt, worauf sich der abzuzeichnende Gegenstand befindet, legt man ein anderes weißes Blatt Papier, und durchsticht beydes, nach den Umrissen der Zeichnung, mit einer feinen Nähnadel, die mit dem Oehr in ein hölzernes Stielchen gesteckt ist. Die Stiche müssen dicht neben einander geschehen, so daß, gegen das Licht gehalten, der Kontour der Zeichnung sich deutlich präsentirt. Nun nimmt man Kohlenstaub, wo möglich von weichem Holz, als Linden, Tannen, Fichten, Kiefern ꝛc. und bindet ihn in ein feines jedoch lauteres Stückchen Leinwand. Hierauf legt man die durchstochene Zeichnung auf Papier, Taffent, oder wo sie sonst hinkommen soll und stäubt oder fährt mit dem Kohlenbäuschel darüber, worauf sich die Zeichnung auf der Unterlage in lauter feinen Pünktchen zeigen wird.

So wie dem Anfänger im Schreiben die Buchstaben mit Bleystift oder rother Tinte vorgemahlt werden, die derselbe überzieht, um einen Zug in die Hand zu bekommen, so sind auch die Bauschen ein gutes Mittel, das Zeichnen durch Uebung zu erlernen. Die Bausche hat aber noch den Vortheil, daß man einen Gegenstand, so viel Mal als man will, von einer und derselben Größe und Beschaffenheit genau kopiren kann, welches aus freier Hand ohne besondere Geschicklichkeit und großen Zeitverlust nicht geschehen könnte, ja zuweilen wohl gar unmöglich wäre.

Wenn man z B. das kleine Blatt Nr. 1. auf Tafel 14. gebauscht oder mit Kohlenstaub auf Papier vorge-

vorgestäubt hat, so zieht man mit einem feinen Bleystift ganz leicht den ersten Strich bey der Spitze von oben herunter, und dann auch den zweiten, welchen man unten in den ersten zusammenzieht.

Von jedem Blatte, jeder Blume oder anderm Gegenstande, werden alle Mal die Striche zur linken Hand zuerst gemacht, weil man sie so bey dem Ziehen der andern Striche vollkommen in den Augen hat und diese so besser in der gehörigen Entfernung und Richtung anbringen kann.

Die Bauschen sollen jedoch nur ein Leitfaden beym ersten Anfange seyn. Hat man sich einige Fertigkeit erworben, so lege man sie bey Seite und versuche aus freier Hand zu zeichnen. Es sey z. B. wieder das Blatt Nr. 1. auf Taf. 14. Dieses lege man durch einzelne Punkte, jedoch etwas größer, an. Der erste Punkt bezeichne die Spitze, der andere das Ende. Nun ziehe man vom obersten Punkte bis zum untersten eine ganz schwache Linie, mache dann bey der starken Biegung des ersten Strichs zwey Punkte und so noch einige Punkte. Auf diese Weise bezeichnet man auch die andere Seite des Blattes durch Punkte und zieht dieselben durch einen Strich zusammen.

Diese Angabe der Lage eines Blattes oder einer Blume durch Punkte, heißt eine Skizze, ein Entwurf. Bey großen Blumen von vielen Blättern in mannigfaltiger Lage, oder bey großen Partien ist die Skizze ein Hauptgegenstand. Wenn in der Eintheilung keine Fehler vorgegangen sind, welches die Skizze sogleich lehrt, so wird der Zeichner nie in Gefahr kommen, einzelne kleine Partien zu verdrängen oder wegzulassen.

Das Blatt Nr. 4. auf Taf. 14. ist ein eingeschnittenes, und wird mit der Bausche auch so gezackt aufgestäubt. Der Mittelstrich, welchen man auch die Rippe nennt, wird zuerst gezeichnet, um dadurch gleich die Lage des Blattes anzugeben. Der Anfang geschieht oben bey der Spitze, wo die Striche bis zum ersten Einschnitt gemacht werden. Sodann setzt man in der ersten Zacke bey der Spitze an und zieht den kleinen Einschnitt, und hierauf von der nämlichen Spitze aus auch den größern bauchigen Einschnitt. Und so alle übrige Zacken auf beyden Seiten.

Will man dieses Blatt ohne Bausche aus freier Hand zeichnen, so macht man oben und unten einen Punkt in schräger Richtung, und zieht sie sogleich durch eine Linie zusammen. Die Form des Blattes zeichnet man bloß durch Striche, und gibt an diesen Punkte an, wo die Einschnitte formirt werden sollen.

Die erste Anlage des halben Blattes Nr. 5.

ist der liegende Strich bey a. Sodann wird der Bogenstrich, der die Hälfte des Blattes bildet, jedoch ohne die Zäckchen, gemacht, welche erst hernach ausgezeichnet werden. So auch die andere Hälfte dieses Blattes bey b, und endlich die Rippen oder das Geäder bey c.

Nr. 6. und 7. werden ebenfalls so gezeichnet.

Die Rosenknospe Nr. 8 wird erstlich durch zwey Punkte, a und b, angegeben. Dann wird von b zu a ein Strich gezogen, welcher zugleich die Lage der Knospe andeutet. Nun macht man zuerst die obere und dann die untere Biegung; die gezogene Linie wird sogleich zeigen, ob die Knospe gehörige Façon hat, oder ob die Biegung mehr oder weniger abzuändern ist.

Bey der andern Knospe Nr. 9. beginnen sich schon die Blätter zu entwickeln. Zuerst werden durch Punkte b b die grünen Schlußblätter bestimmt, welche die Rosenblätter vorher eingeschlossen hatten. Wenn diese drey Blätter formirt und mit Strichen ausgezeichnet sind, so wird es nicht schwer fallen, die wellenförmigen Rosenblätter hinein zu zeichnen.

Die Rose Nr. 10. wird in einem Zirkel entworfen, und zwar die linke Seite des Zirkels zuerst gezeichnet. Anfangs wird es schwer halten, die Zirkellinie richtig heraus zu bringen. Man mache also 6, 8 bis 10 Punkte im Kreise herum, und ziehe sie mit Linien zusammen, so bin ich überzeugt, daß man nach einigen Versuchen seinen Zweck erreichen wird. — In diesen Zirkel setzt man einen Mittelpunkt, welcher die Basis eines kleinen Zirkels macht, der oben den Raum bestimmt, wo die kleinen Blätter eingezeichnet werden. — Nun wird zuerst der Strich zur linken Hand von dem Hauptblatte e und dann auch der rechte von oben nach der Knospe zu gemacht, sodann rechts und links die Blätter f und g angeschlossen, und so alle kleinern Blätter formirt, welche die Rundung der Rose ausmachen.

Bey der zweyten Rose Nr. 10. ist h das Hauptblatt, welches hier die Knospe bedeckt und wornach sich die andern Blätter rechts und links richten müssen. Dieses wird also zuerst gezeichnet und dann die Blätter i, k u. s. w. angesetzt.

Die Blume Nr. 11. ist schwerer zu zeichnen als eine Rose. Man macht einen Zirkel und bestimmt in demselben, nach der Anzahl der Blätter, fünf Punkte. Von jedem dieser Punkte zieht man nach der Mitte eine gerade Linie, und fängt auf der linken Seite an den Bogenstrich c von der Spitze des Blattes nach der Mitte der Blume zu ziehen. Sodann setzt man gleich wieder an der Spitze des nämlichen Blattes ein und zieht den untern Bogen, und so bey allen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

drey Blättern links. Bey den beyden Blättern rechts werden zuerst die beyden obern Bogen des Blattes, und zwar von der Mitte der Blume aus nach der Spitze des Blattes zu, gemacht, und in der nämlichen Richtung auch die untern.

Die Tulpe, Nr. 12, ist hier in Rücksicht auf die Blumen-Fabrikation nur in drey Hauptblättern vorgestellt. Der erste Entwurf dazu ist ein schiefer Strich, wie er bey a in dem Mittel- oder Hauptblatte punktirt zu sehen ist. Nunmehr zieht man von der Spitze links den Hauptzug in einer gebogenen Linie bis nach unten, wo er sich am Stiele verläuft, und dann eben so den rechten Zug, worauf man das Hauptblatt, wornach sich die ganze Blume formirt, vor sich hat. — Von der Spitze des Mittelblatts geht man in gerader Richtung rechts herüber und macht für die Spitze des zweyten Blatts b einen Punkt, zieht mit seinem Striche gleich den Hauptzug und biegt ihn unten zum Stiele ein. Nach diesem bestimmt man links den Punkt für die Spitze des Blattes c, zieht die krumme Linie und biegt sie unten bey d zum Stiele ein. Da jede Tulpe aus sechs Blättern besteht, so müssen zu ihrer Vollkommenheit die hier fehlenden zwischen c und a und a und b noch eingezeichnet werden.

Für die Blume Nr. 13. wird, wenn sie aus freier Hand gezeichnet werden soll, zuerst ein liegendes Oval gezogen, welches die Peripherie der Blume ausmacht. In dieses Oval setzt man den Mittelpunkt und giebt sogleich durch Punkte und Striche die sieben Blätter an, worauf für jedes die drey Einschnitte oder vier Zacken eingezeichnet werden.

Auf Taf. 15. befinden sich viele kleine Blumen, die zur Blumen-Fabrikation bestimmt sind. Für sämmtliche Muster von 1 bis 10 wird die Anlage mit einem Zirkel gemacht und die einzelnen Theile oder Blätter durch Punkte bemerkt, worauf die Blätter ausgezogen werden.

Von Nr. 11, welches eine Kornblume mit den vier Hauptblättern vorstellt, wird zuerst die ovalrunde Kapsel e gezeichnet, die Blätter c c c c daran gesetzt und zwischen diese kleinere, wie b, gezeichnet.

Die Blume Nr. 12. wird mit einem Kreuz angefangen. Man macht zuerst einen Perpendikularstrich b, zieht durch denselben unten bey c einen andern kleinern in horizontaler Richtung, worauf man das erste linke Blatt recht gut aufzeichnen und das zweyte nach diesem formiren kann. Hierauf das kleine Blatt c, dann das rechte und zuletzt das untere Blatt. — Die 13. und 14. Blume werden auf die nämliche Art gezeichnet.

Durch Befolgung dieser Vorstellungsart, wodurch ich Anfängerinnen diese Kunst so leicht als möglich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu machen gesucht habe, wird es ihnen gelingen, nicht nur die zur Blumen-Fabrikation entworfenen Blumen bald korrekt nachzuzeichnen, sondern auch die schönen und interessanten, jedoch schwerern Blumenzeichnungen auf Taf. 2. und 3. mit den nämlichen Erfolg auszuführen.

Etwas vom geometrischen Zeichnen.

Damit die Damen nicht etwa befürchten, man werde sie hier mit den trockenen und beschwerlichen Verhältnissen der Geometrie beschäftigen, so wollen wir gleich im voraus erklären, daß dieß nicht der Fall seyn wird. Indessen glauben wir, daß es höchst nothwendig für sie sey, eine gerade, Parallel-, Perpendikular- und Horizontal-Linie zu ziehen, um ein richtiges Viereck oder Sechseck in einen Zirkel, ein Gehrenstück, eine Vase, einen Altar, Tempel, oder irgend ein anderes Stück zu zeichnen und zu ordnen. Auf die Akkuratesse in diesem Punkte kommt viel an; denn selbst Kleinigkeiten, eine Brieftasche, ein Kästchen, werden unangenehm ins Auge fallen, wenn sie ein irreguläres Viereck formiren.

Was eine Linie sey, ist bekannt. Die gerade wird mit einem richtigen Lineal gezogen. Ob dieses richtig sey, ergiebt sich aus folgender Probe: Man zieht eine Linie mit Bleystift an demselben hin, wendet es sodann um, legt die andere Seite genau an die Linie an und überzieht sie noch ein Mal mit Bleystift. Trifft die zweyte Linie genau auf die erste, so ist das Lineal richtig; im Gegentheil, wenn das Lineal falsch ist, wird die zweyte Linie die erste nie genau decken, sondern Vertiefungen oder Erhöhungen zeigen.

Das Parallel-Lineal ist ein sehr nothwendiges Stück zu feinen Papp-, Preßspan- oder Stroharbeiten, vermittelst dessen man Streifen von genauer gleicher Breite verzeichnen kann. Wenn zwey Linien neben einander fortlaufen und überall gleich weit von einander abstehen, so heißen sie parallel. Der gleich weite Abstand wird am Ende der Linien mit dem Zirkel gemessen. Der Bequemlichkeit wegen erfand man zu diesem Behufe das Parallel-Lineal. Es besteht aus zwey Linealen, die mit zwey messingenen Schiebern oder Bändern zusammen genietet sind. Die Richtigkeit eines Parallel-Lineals erkennt man daran, daß man das obere genau an das untere anschließt, und, wenn sie beyde zusammengedrückt sind, nicht zwischen ihnen durchsehen kann. Man schiebe dann das obere Lineal in die Höhe und lege es ganz auf die rechte Seite, so wird es das untere zu Hälfte decken. Auch diese Hälfte muß so genau schließen, daß man nicht durchsehen kann. Mit einem solchen Lineal, das auf beyden Seiten genau schließt, kann man, ohne Zirkel,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zwey, drey, vier Linien über einander ziehen, die alle genau parallel sind.

Der Zirkel ist eins der nothwendigsten Stücke bey diesen Beschäftigungen. Man wähle einen Stückzirkel, wo sich die eine Spitze vermittelst einer Schraube herausnehmen läßt und statt deren man zwey andere Stücken, eine Bleyfeder und eine Ziehfeder, einsetzen kann. Ein guter Zirkel muß sehr akkurat im Kopfe gearbeitet seyn. Um dieses zu erkennen, macht man ihn langsam auf, wobey er denn sehr geschmeidig gehen muß, und weder rücken, noch bald leicht bald strenge gehen darf. Nun macht man ihn mit schwachem Drucke langsam wieder zu, und wenn er da die nämlichen Proben aushält, so ist es ein Beweis, daß er gut gearbeitet und also sehr brauchbar ist. — Ein im Scharniere schlecht gearbeiteter Zirkel wird bey dem Auf- und Zumachen einen ungleichen Gang haben; er wird bey genauer Messung nie pünktlich das Maß halten; er geht von selbst ein- oder auswärts, und wenn dieses auch nur so weit als eine Nähnadelspitze wäre, so macht es doch bey vervielfältigten Messungen einen großen Unterschied.

Das zum Zirkel gehörige Bleyrohr muß ein krummes seyn, damit man den Bleystift, ohne ihn in Stückchen zu zerschneiden, oben durch, neben dem Schenkel des Zirkels vorbeygehen lassen kann, welches bey geraden Röhren nie angeht. Dieses Bleyrohr, so wie auch die Ziehfeder, müssen im Gelenke ebenfalls eine sanfte Biegung haben. Die stählernen Blättchen, welche durch eine Schraube auf und zu geschraubt werden können, müssen gleiche Stärke haben, und die feinen Spitzen, um sich nach dem Zusammenschlagen beyde in einen Punkt zu endigen, ebenfalls genau von gleicher Größe und Beschaffenheit seyn.

Zu geometrischen Zeichnungen muß man nothwendig ein sehr gutes und richtiges Winkelmaß haben. Die messingenen, genau justirt, sind die besten; man darf sie aber nicht werfen oder fallen lassen, sonst ist es gleich um die Richtigkeit geschehen. Dagegen ist ein Winkelmaß von Holz, wenn es sehr trocken und gut geölt ist, dem Verziehen nicht so leicht unterworfen.

Dieses wären denn die nöthigsten Stücke, nicht allein zu Entwerfung geometrischer Figuren, sondern auch für die freie Handzeichnung brauchbar.

Auf Taf. 17. habe ich zu diesem Behuf einige Zeichnungen entworfen. Sie müssen alle zuerst eine Perpendikularlinie haben, wonach jedes Mal die Seitenlinien und Einschnitte eingetheilt werden. Man wolle nun Urnen, Vasen, Säulen, Postamente, Altäre, Tempel oder andere dergleichen Gegenstände zeichnen, so wird immer mit dieser Linie der Anfang

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gemacht. Den Altar Nr. 4. auf dieser Tafel zeigen die punktirten Linien in geometrischem Aufriß. Dann ist er der Dekoration wegen auch mahlerisch aufgezeichnet und illuminirt; so wie überhaupt jedes Stück sich erst im geometrischen Aufriß auf der Platte befindet.

Die wichtigste geometrische Figur ist der Kreis (Zirkel), d. h. eine in sich selbst laufende krumme Linie, die von ihrem Mittelpunkte überall gleich weit entfernt ist. Er wird mit dem bekannten Instrument, dem Zirkel, gemacht. Auf dem Felde oder in Gärten beschreibt man ihn vermittelst einer Schnur oder Stange, die man um den festen Mittelpunkt führt.

Die krumme Linie, welche eine Kreisfläche einschließt, heißt die Peripherie, der mittelste Punkt um dieser Fläche das Centrum oder der Mittelpunkt; — eine gerade Linie, durch den Kreis bis an die Peripherie so gezogen, daß sie durch den Mittelpunkt geht, der Durchmesser (Diameter), Nr. 2. Taf. 16; — eine gerade Linie vom Mittelpunkte aus bis an die Peripherie gezogen, der Halbmesser (Radius), Nr. 3.; und Linien, die von einer Seite der Peripherie zur andern gehen, ohne den Mittelpunkt zu treffen, heißen Abschnitte oder Sehnen, Nr. 2. a und b, welche kleiner oder größer seyn können.

Ein reguläres Viereck läßt sich am leichtesten vermittelst eines Kreises formiren. Man zieht eine Horizontallinie, a c, Nr. 4. auf Taf. 16. durch den Mittelpunkt, nimmt den Zirkel und macht ihn etwas weiter auf als der Halbmesser des Kreises beträgt, setzt den linken Fuß des Zirkels bey a Fig. 4. ein und macht mit dem rechten einen Einschnitt (kleinen Bogen) bey b; dann setzt man den einen Fuß in c ein und durchschneidet mit dem andern den bey b gemachten Bogen, wodurch ein $\times$ entsteht. Legt man nun an diesen Durchschnittspunkt und an den Mittelpunkt des Kreises das Lineal, und zieht von dem einem zum andern eine Perpendikularlinie, so sind die Räume d e f g winkelrecht, woran man jedes Winkelmaß probiren kann. Zieht man diese Punkte in Nr. 5. von a zu b, von b zu c, von c zu d und von d wieder zu a durch Linien zusammen, so hat man ein gleichseitiges reguläres Viereck.

Will man ein längliches Viereck Nr. 6. z. B. zu Arbeits- oder Toilettenkästchen haben, so zieht man zuerst eine Linie so lang, als das Kästchen seyn soll. Die Breite desselben bemerkt man auf eben dieser Linie von a bis b, setzt sodann den Zirkel mit dem einen Fuß in b ein, öffnet ihn etwas über die Hälfte des Raums a b und macht einen Einschnitt c. Dann setzt man den Reißzirkel unverrückt in a ein und macht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den zweyten Einschnitt bey c. Endlich wird der Zirkel in den Durchschnittspunkt eingesetzt und ein Bogen außer der Linie b c a c gezogen. Legt man ferner ein Lineal an und zieht von b durch die Intersektion c bis an den Bogen eine Linie, und läßt aus dem Punkte, wo diese gerade Linie oben den Bogen durchschneidet, eine Perpendikulare d auf a herabfallen, so hat man einen sehr richtigen Winkel b a d. Wenn man endlich an der entgegengesetzten Seite am Ende der langen Linie eine Perpendikulare so hoch wie a d und parallel mit ihr zieht, so hat man ein ganz richtiges längliches Viereck.

Will man ein Fünfeck in einem Kreise machen, so theilt man den Durchmesser Fig. 7. in vier gleiche Theile, a b, b c, c d und d e, und die halbe Peripherie in zwey gleiche Theile bey f. Man zieht von f zu b oder d eine Linie, welche die Länge der Seite des Fünfecks ausmacht. Sie wird mit dem Zirkel aufgenommen, auf der Peripherie herumgetragen und die Punkte durch Linien zusammengezogen.

Ein Sechseck läßt sich in einem Kreise sehr leicht verzeichnen. Man nimmt den Zirkel, mit der Oeffnung, womit man den Kreis beschrieben hat, welches der Halbmesser desselben ist, und trägt ihn auf der Peripherie herum, so bekommt man sechs Punkte, welche, durch Linien zusammengezogen, ein regelmäßiges Sechseck geben.

Dieses Wenige vom geometrischen Zeichnen, welches besonders in Rücksicht auf die Papp- und Stroharbeiten, wovon weiter unten gehandelt wird, gegeben ist, wird hinlänglich seyn, um mit Erfolg jene Beschäftigungen vorzunehmen.

Wir kehren nun zu dem eigentlichen Zeichnen und Mahlen, in besonderer Rücksicht auf Blumen und Früchte, zurück. Einen gezeichneten Kontour kann man entweder

1) bloß mit dem Bleystifte, oder auch
2) mit Tusche schattiren, oder sogleich
3) mit bunten Farben nach der Natur

ausmahlen.

E. Das Schattiren mit Bleystift

ist bloß als Vorübung zu betrachten, und geschieht in einfachen Schraffirungen. Damit die Zeichnung nicht hart wird, werden die ersten Striche ganz leicht und gelinde angesetzt, und nur nach und nach verstärkt. Im übrigen hat man hierbey hauptsächlich darauf zu sehen, daß da, wo die Schatten am dunkelsten sind, die stärksten Drucker gegeben werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

F. Das Tuschen oder Laviren

mit Chinesischer Tusche ist gleichsam die zweyte Vorübung zum Ausmahlen mit bunten Farben, und man verfährt hierbey folgender Gestalt: So bald der Kontour richtig entworfen ist, wird die erste Tinte mit sehr bleicher Tusche angelegt, und es werden hierbey bloß solche Partien übergangen, welche ganz oder wenigstens zur Hälfte in Schatten kommen. Ist die erste Anlage trocken, so übergeht man solche noch ein Mal mit derselben Tinte. Dadurch wird das Papier besser bearbeitet, und die Schatten werden weicher und kräftiger. Ist man damit fertig und die Zeichnung ganz trocken, so wird solche alsdann mit dem Pinsel eben so, wie mit dem Bleystift, und zwar das erste Mal mit stärkern Strichen als das zweite Mal schraffirt, dann nochmals mit der ersten Tinte ganz leicht übergangen, und endlich werden in die Winkel zwischen die Blätter, da, wo die Schatten am stärksten sind, die Kraftdrucker gesetzt.

G Bey dem Ausmahlen

der Blumen und Früchte aber bedient man sich entweder bloßer Saft- und nur ganz dünner oder starker Erd- und Deckfarben. Bey ersterer Manier macht das Papier die höchsten Lichter; bey letzterer aber, welches Gouache-Mahlerei heißt, werden diese Lichter mit Farben ausgesetzt.

Im erstern Falle verfährt man ganz wie beym Tuschen, indem man mit der lichtesten Tinte anfängt, die Lichter ausspart und mit den stärksten Schatten beschließt. Hierbey muß man aber hauptsächlich darauf sehen, daß die Schatten richtig bearbeitet werden, und daß die in die Zeichnung gebrachten Farben nicht hart neben einander stehen, sondern sich immer eine in die andere vertreiben, welches besonders dadurch bewirkt wird, daß man zuletzt die Zeichnung mit einer blassen Tinte lassirt.

Mit dicken Farben hingegen mahlt man entweder auf einen lichten oder auf einen dunkeln Grund. Im letzten Falle muß die erste Tinte gleich sehr stark aufgetragen werden, weil die Farben sonst nicht decken, sondern den Grund durchschimmern lassen. Uebrigens aber verfährt man hierbey eben so, als auf weißem Grunde, und bey diesem wiederum eben so, als mit dünnen oder Saftfarben, nur daß nicht, wie bey letztern, die höchsten Lichter ausgespart, sondern mit lichten Farben aufgesetzt werden.

Hat man nun im Nachzeichnen und Ausmahlen einige Fertigkeit erlangt, so versucht man die Blumen oder Früchte gleich nach der Natur zu zeichnen und

und zu mahlen, indem man hierbey von kleinern zu größern, und endlich zu ganzen Partien oder Frucht- und Blumenstücken übergeht. Man wähle aber allezeit gut gebaute Blumen, setze oder stecke sie in ein Gefäß vor sich und zeichne darnach.

Man zeichnet hierauf die Blume sowohl von vorn als auch von der Seite und von hinten, weil in ganzen Bouquets die Blumen im Hintergrunde meist in letzterer Stellung oder Ansicht zu stehen kommen.

Beym Schattiren muß man sich mehr nach der Form des Lichts als nach dem Schatten richten. Nur solche Partien, welche nicht im Lichte stehen, werden schattirt, alle übrige Theile der Blume aber, welche das einfallende Licht trifft, müssen hell bleiben.

Wenn man ein Bouquet zusammensetzt, um darnach zu mahlen, so wähle man die Blumen von Farbe vorzüglich weiß, roth und gelb, denn diese heben das Bouquet im Coloriren vorzüglich schön. Das Gefäß aber, in welches man die Blumen steckt, darf von keinem schönen Colorit seyn, indem dieses sonst die Blumen niederwirft.

H. Von der Mahlerei auf Seide.

Hierbey kommt es hauptsächlich auf eine zweckmäßige Zubereitung der Farben an, welche dabey gebraucht werden, und diese sind folgende:

1) Karmin, wird mit etwas Citronensaft und weißem aufgelösten Zuckerkand zum Mahlen präparirt.

2) Zinnober, muß vorher sehr fein gerieben und geschlemmt, und dann mit Gummi-Tragant angemacht werden.

3) Fernambuck oder Brasilienholz wird mit halb Wasser und halb Weinessig stark gekocht, hierzu ein wenig Arabisches Gummi und Alaun gethan, nochmals aufgekocht, dann durch ein reines Stückchen Leinwand gegossen, und in einem Glase zum Gebrauch aufbewahrt.

4) Blauholz wird ebenfalls wie die vorhergehende Farbe präparirt.

5) Blau von Indigo. Dieser wird sehr fein zu Pulver gerieben, dann in eine breite Porzellanschale gethan, worauf man nach und nach Vitriolöl gießt, dieses mit einem Stückchen Glas von einem Barometer, aber ja nicht mit Eisen oder Holz, umrührt, und so eine Nacht über stehen läßt, dann so viel reines Wasser zugießt, daß er die Consistenz einer schwarzen Tinte erhält, und hierauf in einem wohl verstopften Glase verwahrt. Zur Ausschattirung nimmt man von der stärksten Auflösung, bey dem Gebrauch zu hellern Tinten aber darf man ihn nur mit mehr Wasser und Gummi-Tragant versetzen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

6) Berlinerblau wird sehr fein mit Vitriolöl gerieben, und dann mit Wasser und Gummi-Tragant verdünnt.

7) Gummigutte oder Saffran wird in Wasser aufgelöst, und mit Gummi-Tragant vermischt.

8) Orange macht man aus Orleans mit Weingeist, und präparirt es dann mit Gummi-Tragant zum Mahlen. Will man es sehr dunkel haben, so läßt man den Weingeist über den Kohlen abrauchen, worauf man eine der höchsten und dunkelsten, auch der schönsten Orangefarben erhält, welche dann ebenfalls mit Gummi-Tragant temperirt und vermahlt werden muß.

9) Grün macht man aus Mineralblau und Gummigutte.

10) Braun. Hierzu nimmt man Cöllnische Erde, reibt sie auf einem Reibsteine mit Potasche klar, und läßt diese Vermischung über Nacht stehen. Hierauf thut man sie in einen Topf und läßt sie kochen. Je länger man sie kochen läßt, desto besser wird sich die Erde auflösen, und man erhält ein sehr schönes Braun, welches man durch Abdampfen verdunkeln kann, und welches bey der Seidenmahlerei vorzüglich anwendbar ist. Beym Gebrauch wird es ebenfalls mit Gummi-Tragant temperirt, und noch etwas Zinnober hinzugesetzt.

11) Schwarz. Hierzu braucht man Tusche. Ist das Gemählde fertig, so läßt man den Atlas oder Taffet appretiren. Die Farbe erhält dadurch einen viel höhern Glanz und wird lebhafter.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III.

Tanzkunst.

---

1. Ueber die körperliche Bildung zur Tanzkunst.
2. Versuch einer Theorie der Tanzkunst.
3. Das Verhältniß der körperlichen Ausbildung zum guten Tone.
4. Nutzen der ehemals getragenen Stelzenschuhe.
5. Etwas über die gymnastischen Uebungen der Griechinnen.

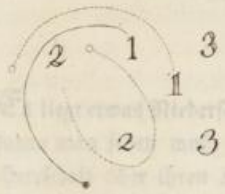
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Angl. 1. T. 1.

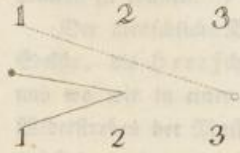
T. 2.

T. 3.



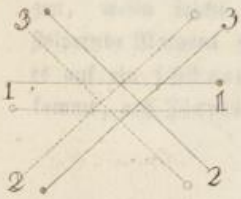
T. 4.

Angl. 2. T. 1.



T. 2.

T. 3.



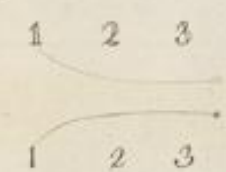
T. 4.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

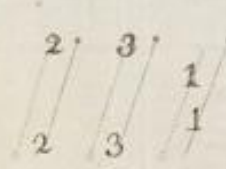
Angl. 1. F. 1.

F. 2.

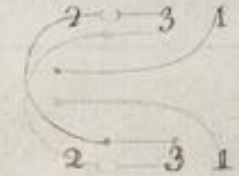
Angl. 3. F. 1.



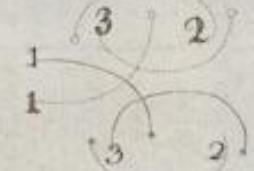
F. 2.



F. 3.

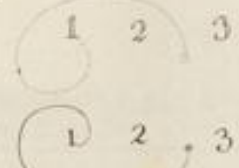


F. 4.

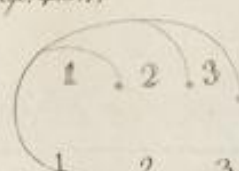


F. 5.

F. 4.

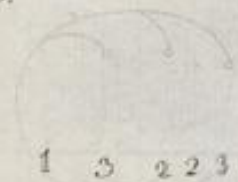


Angl. 4. F. 1.



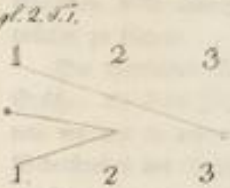
F. 2.

F. 3.



F. 4.

Angl. 2. F. 1.

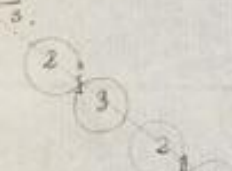


F. 2.

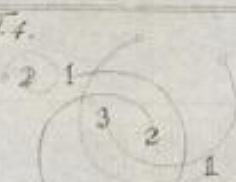
Angl. 3. F. 1.

F. 2.

F. 3.

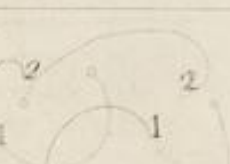


F. 4.



F. 3.

F. 4.

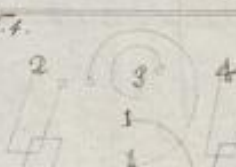


Angl. 4. F. 1.

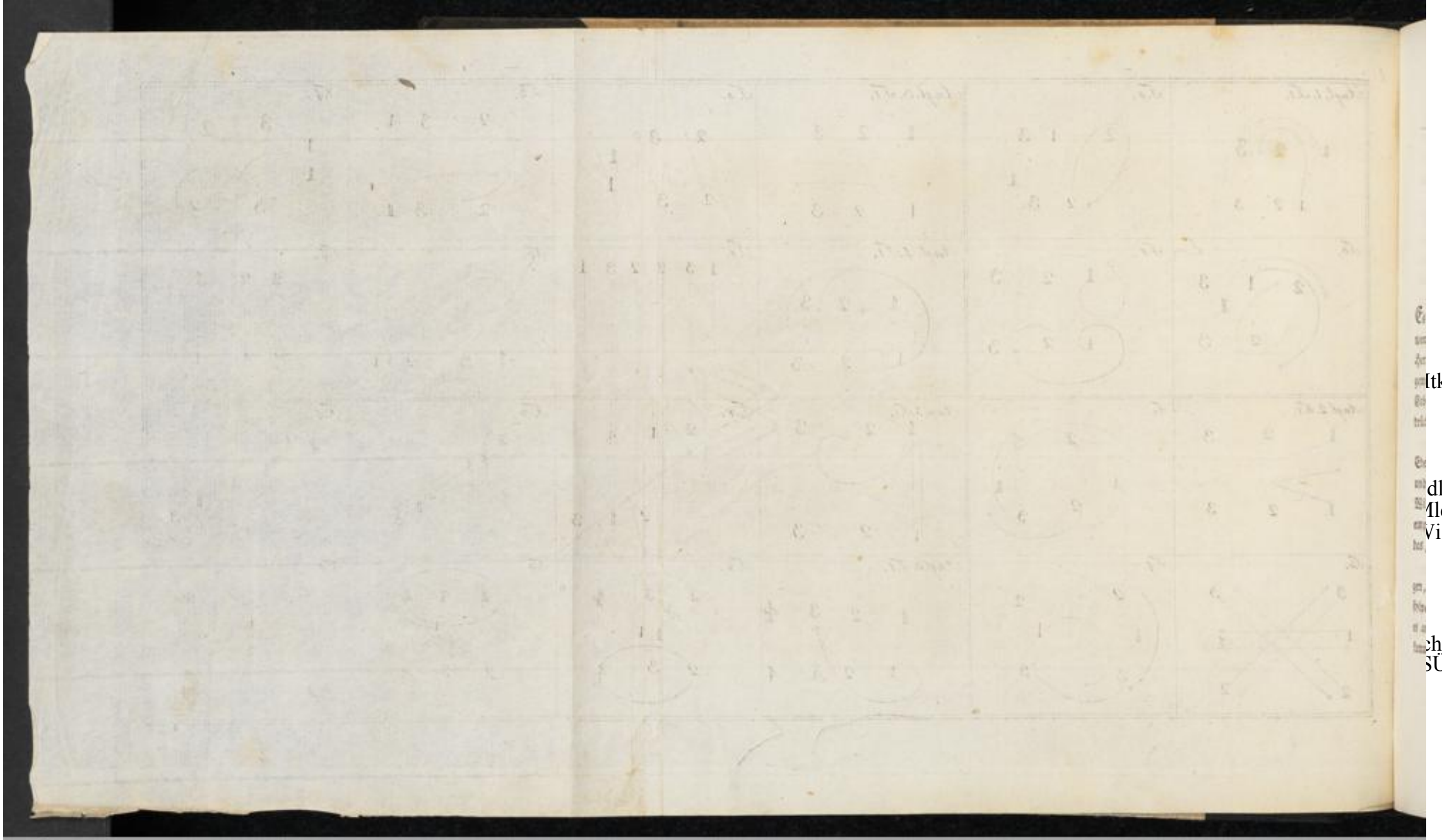
F. 2.

F. 3.

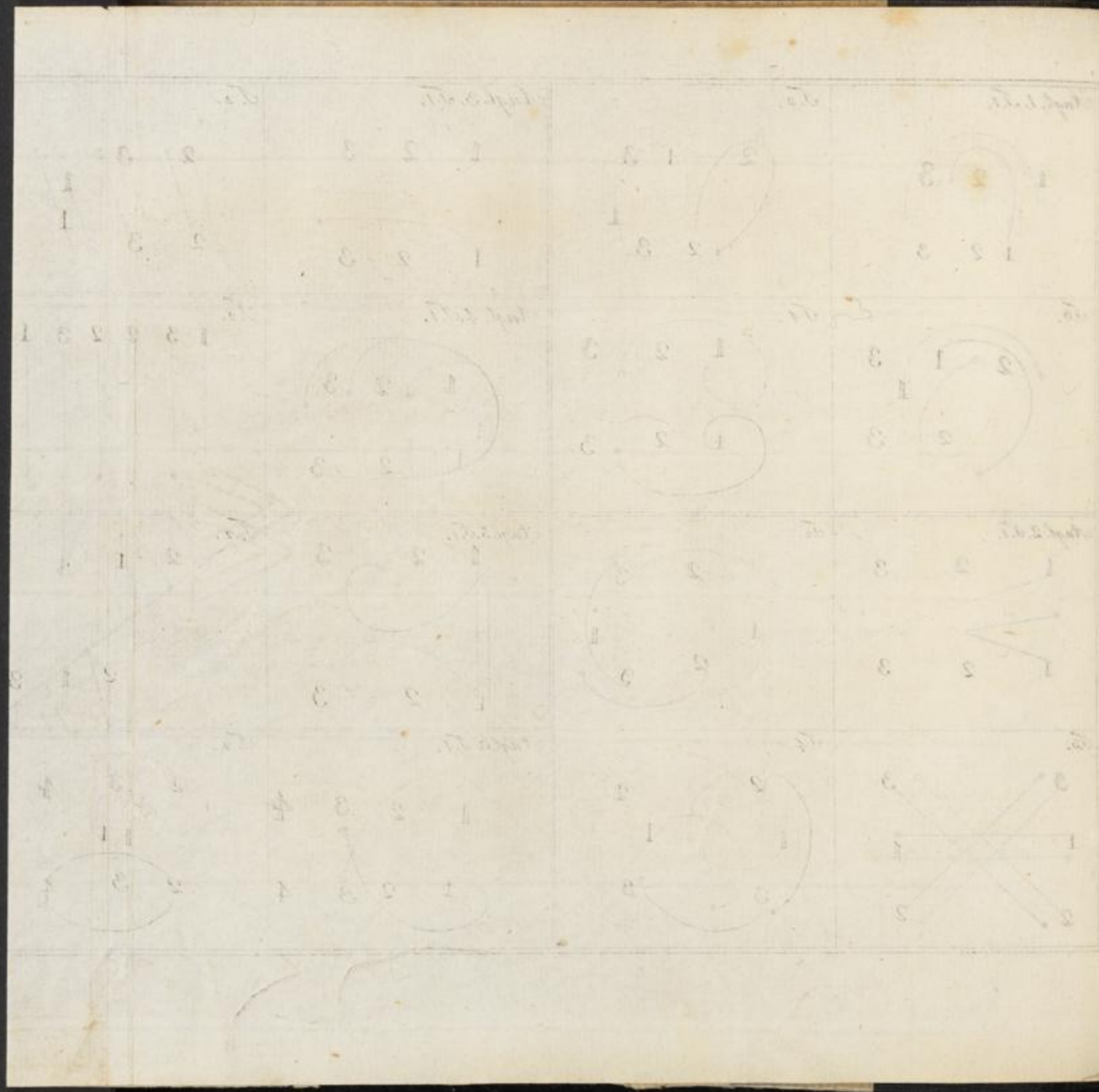
F. 4.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Ueber die körperliche Bildung zur Tanzkunst.

Es liegt etwas Niederschlagendes und Kränkendes darin, wenn man sehen muß, wie gewisse Personen so wenig Herrschaft über ihren Körper haben, um oft selbst im gemeinen Leben das Einfachste in Stellungen und Geberden nicht ohne Gewaltsamkeit und Zwang ausdrücken zu können.

Der menschliche Körper soll in seiner Haltung das Edelste, die Herrschaft des Geistes, andeuten, und wo wir in einer Gestalt das fruchtlos bekämpfte Widerstreben der Masse gegen den Geist wahrnehmen, empfinden wir etwas Widerwärtiges und Beklemmendes, als ob unsre eigne Persönlichkeit verletzt wäre.

Um wie viel größer wird aber das Mißvergnügen, wenn solche in roher Gestaltlosigkeit daher stolpernde Naturen sich auch dort zeigen wollen, wo es auf ein schönes Spiel der Bewegungen ankommt, auf Zierlichkeit und Nettigkeit in den abwechselndsten Stellungen, auf Gewandheit und Präcision in den schwebendsten Schritten, mit einem Worte, wenn solche Personen tanzen wollen! Dann überwiegt das Lächerliche in der Erscheinung die Unlust, und wir vergessen, daß es das Edelste ist, was so unwürdig repräsentirt wird, — um über das Extrem seiner Verunstaltung zu lachen.

Wem schweben nicht dergleichen Figuren auf unsern Bällen vor der Erinnerung, die sich ungescheut, zu jeder Art von Tänzen engagiren, und durch ihre völlige Unbekanntschaft, selbst mit dem Alphabet der Kunst, dem Pas; durch die auffallendste Unbekümmertheit um die Haltung des Oberkörpers und die Bewegungen der Arme (port de bras) die Gesellschaft eben so sehr in Verlegenheit bringen, als sie über die wenige Sorge, welche auf ihre körperliche Ausbildung gewendet wurde, in Zweifel lassen. Allein man hat

gar nicht nöthig, auf solche Karrikaturen hinzuweisen, um die Wahrheit anschaulich zu machen, daß die wenigsten Tänzer und Tänzerinnen eigentlich Schule haben. Und hier ist gar nicht etwa von übertriebenen Forderungen an ihre Kunstfertigkeit die Rede, sondern nur von derjenigen Virtuosität, die in den Schranken des sogenannten Kammertanzes bleibt (la danse basse), ein Ausdruck, den die Tanzmeister und Künstler von Profession recht gut verstehen werden.

Mit dieser Schule würde dann aber auch der gründlich unterrichtete Schüler auf seine ganze Lebenszeit tanzen können, und nie wieder nöthig haben, den Lehrmeister zu benutzen, es komme auch als Favorittanz in die Mode, was da nur immer wolle *). Denn wem es bey Erlernung des Tanzes weniger um die Elemente der Kunst, als um das Herrschende der Modetänze zu thun ist, der lernt nur für den gegenwärtigen Augenblick: und wenn eine Veränderung dieses Modeartikels Statt findet, der nicht, wie manche andere, bey den Putzhändlerinnen zu holen ist, so möchte es ihm leicht unmöglich werden, sich auf der Stelle zurecht zu finden; er wird vielmehr in der unbedeutendsten Figur eine unüberwindliche Schwierigkeit antreffen.

Der gründlich oder systematisch unterrichtete Schüler wird nie in eine solche Verlegenheit kommen. Ein neuer Modetanz wird ihm nie einen Schreck einjagen — denn er ist fest in der Kunst, aus welcher die Mode wechselsweise bald diese, bald jene Form der Bewegung zusammensetzt.

Ein nie gesehener Pas wird mit Leichtigkeit und ohne Lehrer von ihm nachgeahmt werden, denn er verstehet die Composition, und wird den noch so sonderbar zusammengesetzten Bewegungen die kleinen Theile sogleich ansehen, woraus sie bestehn. —

Zweyerley können Eltern nur beabsichtigen, wenn sie für ihre Kinder einen Tanzmeister wählen — und es muß in die Augen fallen, welches von Beiden das Zweckmäßige und Wahre seyn kann. Entweder:

Man will die Kleinen gewissermaßen abgerichtet haben, sich an die Tänze der Erwachsenen, wie sie jetzt üblich sind, mit Leichtigkeit anschließen zu können; oder:

Man erwartet von dem Tanzmeister, daß er sich die Ausbildung der äußern Erscheinung überhaupt zum Zwecke seines Unterrichts mache.

*) Ich hatte nie gedacht, als ich in meinem dreyzehnten Jahre in der Ecole de danse bey meinem ersten Tanzmeister die Pas fleurés einstudierte, daß diese Pas die einzigen seyn sollten, die auf vielerley, doch beynahe jedesmal fehlerhafte Weise angewendet, den Tanzliebhabern Jahre lang hinter einander zum Modetanzschritt dienen würden. Welch hopsendes Einerley!!!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Will man das erste, und nur das erste — so wird die Frage weiter nicht in Anschlag gebracht werden dürfen, ob der moderne Tanz den Körper bilde; ob er für die Entwicklung der weiblichen Gestalt ins Besondere zweckmäßig sey; ob diese elende Hopserey sich als ein Mittel bewähre, den zarten Körper der Damen in seinen Bewegungen sanft und graziös zu erhalten.

Will man hingegen das zweite, so wird man diesen Fragen nur zu sehr der Aufmerksamkeit würdigen, und mir nicht mehr daraus einen Vorwurf machen dürfen, daß ich ein Feind des schottischen Tanzes sey, weil ich meine Schüler nicht darin unterrichte.

Warum auch sollte ich dieß thun — und die Lehrbegierigen um ihre Zeit betrügen? Ich glaube die Zeit des Unterrichts besser und edler benutzen zu können; um so mehr, da Alle, auch ohne eine Anweisung, den schottischen Tanz eben so leicht durchspringen lernten, so bald sie das A B C der Tanzkunst in den Füßen hatten — leichter als Andere — welche bey einem Jahre langen Unterrichte sonst gar nichts gewonnen hatten.

Und wenn man vollends überlegt — ob es die Erwachsenen wohl sehr interessiren möchte, daß die Kleinen an ihren Vergnügen Antheil nehmen? Ob es den Kindern dienlich sey, Bälle zu besuchen, und was ihnen übrig bleibe, wenn sie selbst erwachsen sind? Ob die Sinne durch solche Ergötzlichkeiten nicht zu früh abgestumpft werden? Und ob endlich in jenem Alter, wo die jungen Leute nun wirklich in die Rechte treten, an jedem Vergnügen in der Gesellschaft Antheil zu nehmen, der gegenwärtige Tanz nicht vielleicht ganz aus der Mode seyn dürfte? —

Wollen wir dann wieder von vorn anfangen? Ich überlasse es meinen schönen Leserinnen, sich diese sämmtlichen Fragen unter vier Augen selbst zu beantworten — mir aber — zu erlauben, die Sache ein wenig ernsthafter zu betrachten, als es leider bisher geschehen ist.

Roller.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Versuch einer Theorie der Tanzkunst.

Ich habe im vorigen Jahre die Leserinnen des Toiletten-Geschenks bereits auf verschiedene Gegenstände aufmerksam zu machen gesucht, die sich auf die Bildung des Aeußern beziehen, und hoffe nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich diesen Gegenstand hier noch ein Mal recht nahe ins Auge zu fassen mich bemühe.

Tanzen — heißt den Körper in schönen Formen nach dem Takte und Rithmus der Musik bewegen; das Springen mit dem Gehen auf eine künstliche Weise vereinigen; mit Kraft und Anmuth von einem Ruhepunkt zu dem andern, theils hüpfend, theils schwebend übergehen, in den schnellsten sowohl als langsamsten Bewegungen das Gleichgewicht behaupten, und endlich selbst bey den künstlichsten Stellungen die Regel durch Freiheit maskiren.

Zur Vollkommenheit in dieser Kunst können nur langsame Tänze bilden, solche, wobey die mehrste Festigkeit, die mehrste Ausdauer in Stellungen (attitudes) und Bewegungen erforderlich ist.

Der geschwinde Tanz darf dagegen bey allen Schülerinnen erst spät, am besten zuletzt kommen; denn er ist als ein Hinderniß des Studiums anzusehen, da keine seiner Bewegungen von Dauer ist.

Wenn man Kräfte hat und gute gesunde Lungen, so ist nichts in der Welt leichter, als geschwind zu tanzen. Dieß beweisen alle jene Hopser, die nie Unterricht hatten, und die Courage haben, in der Colonne anzutreten, ohne einen einzigen Pas zu können. Oft haben solche Tänzer sogar den Ruf der guten, und riskiren selten oder nie, abgewiesen zu werden; aber — man sehe sie langsam tanzen. Sie vermögen nicht einmal langsam zu ländern, noch viel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weniger — verstehen sie sich zu einer Menuet *) — und freilich mag es wohl seine Schwierigkeiten haben, nach einer Musik zu tanzen, deren Ruhepunkte man auf keine Weise auszufüllen vermögend ist.

Wenn Sie wahrhaften Nutzen von Ihren Uebungen haben wollen, meine Damen, so setzen Sie sich über Vorurtheile weg — und fangen Sie die Sache, wie unsre Alten alles, was sie thaten, von vorn an — und klagen Sie nicht über ein pedantisches Verfahren, wenn ich Sie anweise — zuerst Ihren Körper in eine gehörige regelmäßige Form richten zu lassen, wobey vom Scheitel bis zu den Fersen herab, wenn diese sich in der ersten Position berühren, die Perpendikularlinie beobachtet wird. Wenden Sie mir nicht ein, daß dieses ein steifes Ansehen gebe. Es ist nicht steif, sondern bloß gerade. Das Gegentheil hat Sie verwöhnt. Der jugendliche Körper wird durch zu nachlässige Haltung verdorben. Erwarten Sie nur den Verlauf der nächsten zehn Jahre, dann wird sich in krummen Rücken, schiefen Hüften, verengter Brust, einwärts gebogenen Knien, die Folge dieser Bequemlichkeitsliebe schon von selbst ergeben.

Ich muß nothwendig hier die Erklärung hinzufügen, daß, wenn es seyn kann, jeder Mensch eigentlich zwey Mal tanzen lernen muß: das erste Mal in der Kindheit, oder in solchen Jahren, wo es zur Unterstützung und Beförderung des Wachsthums dient *); das zweite Mal in ästhetischer Hinsicht.

Eine jede Kunst muß beym Unterricht in ihre Bestandtheile aufgelöset werden, um die Elemente, welche das Wesen derselben bilden — dem Verstande anschaulich machen zu können.

Nur der, welcher neben dem Talente für die Ausübung der Kunst auch das Talent hat, sie zu zergliedern und in Begriffe aufzulösen, darf sich des

*) Es befand sich im vorigen Jahre in einem bey den Damen sehr beliebten Journale eine wahrhaft zurückschreckende Schilderung von der Menuet, indem solche mit dem Bilde eines steifen Hagestolzen verglichen wurde. Der Hagestolz spielt bey dem schönen Geschlechte freilich eine lächerliche Rolle; er ist eine Art von Karrikatur. Aber der Charakter der Menuet ist diese keineswegs. Es soll keine Steifheit in der Menuet herrschen, sondern Biegsamkeit mit Kraft vereinigt; nichts Lächerliches, sondern Majestät, Anstand, Bescheidenheit, sanfte Gewandheit. — Ihre Formen sind Symbole der höhern Weiblichkeit. — Niemand sollte diesen Tanz mehr in Schutz nehmen, als die Damen, deren eigenthümlichste Liebenswürdigkeit er ausspricht.

*) Ich kann mir die Bemerkung nicht versagen, daß viele Familien mir das Zeugniß gaben, wie während der Zeit meines Unterrichts die Kinder ungewöhnlich schnell gewachsen sind. Dieß berechtigt mich zu glauben, daß bey solchen Kindern, welche im Wachsthum auf irgend eine Art zurückgekommen sind, der Tanzmeister sehr nöthig seyn dürfte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Berufes rühmen, den Lehrmeister zu machen*). Auch Ihr Tanzmeister, meine Damen, soll dieses pädagogische Talent besitzen. — Ist es ihm versagt, so tanzt er bloß für die Klasse von Schülern, die nichts weiter begehren, als nach dem Takte springen und eine Chaine von einer Ronde unterscheiden zu lernen.

Fangen Sie also bey der Hauptsache an, meine Damen, lernen Sie Schritte; die leichtesten immer zuerst. — Die Schritte sind der Inhalt der Sache — die Touren sind bloß der Raum, auf dem sich die Schritte bewegen. Haben Sie die Schritte in den Füßen, so werden Sie leicht den Raum merken lernen, auf welchem die Füße agiren sollen. Jenes ist bloß Sache des Gedächtnisses, aber die Schritte sind Sache der Uebung.

Ohne alles Bedenken — seyen also Ihre erste Uebung die

Fünf Positionen,

wovon die erste auf folgende Weise behandelt werden muß. (Siehe Kupfertafel I. Fig. 1.)

*) Touren angeben zu können, macht also noch keinen Tanzmeister — wie Manche sich einbilden mögen, die ehemals — auf Herbergen und Schenken, vortanzten, und nach und nach zum Meister in ihrer Kunst avancirten. Doch, man darf ja diesen Herren nur auf die — Füße sehen, um ihre Meisterschaft zu würdigen.

Die Linie a, zwischen den Fersen, heißt die gerade, auf welche alle Vorschritte (pas de devant) und Rückschritte (pas d'arrière) getanzt werden. Die Linie b, worauf die Füße stehn, ist die Querlinie, auf welcher alle Seitenschritte (pas de coté) angebracht werden müssen.

Die Linie c und d sind diagonal, worauf sowohl vor- und rückwärts, als auch rechts und links seitwärts getanzt wird, wozu alle Mal eine Viertelswendung des Körpers nöthig ist; doch giebt es Ausnahmen.

In der ersten Position werden die Schenkel, Kniee und Waden geschlossen, die Fersen berühren sich, die Kniee und die Spitzen der Füße stehen gut auswärts, und der Oberkörper ist gedehnt, der Kopf gerade und erhaben, die Arme hängen leicht und ungekünstelt an den Seiten; die Haltung des Körpers ist immer perpendikulär, selbst das Gesicht, weswegen das Kinn nicht gehoben, sondern etwas gegen den Hals angezogen werden muß.

Diese Haltung ist nöthig, die Gestalt an eine gewisse Ruhe zu gewöhnen, ohne welche der Körper beym Hin- und Herwanken der Füße immer ein Hinderniß ist.

Zweyte Position.

Jetzt machen Sie die erste Bewegung, indem Sie die Ferse leicht lüften und den Vorderfuß streichend auf

1

2

3

Schenck fc.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

4 5

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf der Querlinie einen Schritt weiter führen. S. Kupft. I, Fig. 2.

Es ist natürlich, daß die Arme sich dabey etwas mehr erheben, aber richten Sie sich nur nach der Zeichnung. Die Haltung des Körpers sey unverändert, wie bey Fig. 1.

Dritte Position.

So wie Sie den Fuß in die zweyte Position führten, eben so ziehen Sie ihn wieder zurück, mit dem Unterschied, daß er, statt bis an die Ferse, bis vor den hohlen Unterfuß gezogen wird, die Ferse also mitten vor dem linken Fuß steht. Schenkel, Kniee und Waden schließen. S. Fig. 3.

Die bey dieser Figur sichtbare Haltung der Arme (port des bras) kommt weiter unten zur Erklärung. Bey der fünften Position richte man sich bloß nach der ersten und zweyten Figur.

Vierte Position.

Auf die Art, wie aus der ersten die zweyte Position gemacht wurde, wird auch aus der dritten die vierte gemacht. a a ist die gerade Linie. Der Punkt vor dem hintern Fuß zeigt die Stelle an, in der der rechte Fuß war, die punktirte Linie aber den Weg bis zur vierten Position. S. Fig. 4.

Fünfte Position.

Der vordere Fuß zieht sich aus der vierten Position zurück, so daß die Ferse fest an der Spitze des hintern Fußes anschließt, wie an Figur 5 zu sehen ist. Nun setzen Sie den rechten Fuß, welcher bisher alle Bewegungen machte, wieder in die erste Position und üben sich mit dem linken auf die nämliche Weise.

Es ist nöthig, daß diese Elementarübungen sehr oft, sehr langsam und alle Mal streichend geübt werden, um einen schönen, langsamen, gleichförmig ausdauernden Strich zu bekommen, damit man ein schönes Coupé lerne, und die Füße für das Gefällige und Graziöse die gehörige Beweglichkeit bekommen.

Aus diesen Positionen oder ersten Elementarübungen, welche entweder — plié, glissé, élévé, sauté, capriolé, jetté, in unzähligen Abstufungen verändert vorkommen, besteht das Wesen des Tanzes — so wie aus den Verbindungen der geraden, diagonalen, ovalen und runden Linie, alle Touren desselben.

Nach gehörigem Studium der einfachen Schritte (pas simples), kann der Lehrer erst zu den zusammengesetzten (pas composés) übergehen. — Und nur erst dann, wenn hier das Erforderliche geleistet ist, dürfen Tänze an die Reihe kommen — nicht, wie es so häufig geschieht — Tänze ohne Schritte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Haltung des Oberkörpers.

Wellenlinien der Arme.

Sollte es etwas zu gewagtes seyn — meine Damen, wenn ich Ihnen anrathen möchte, sich für Ihren Zweck, anmuthig tanzen zu lernen — auch ein wenig auf das Studium der Mimik zu legen? Ich will damit nicht sagen, daß Sie jenes widerlich süße Lächeln vieler ihrer Mitschwestern vor Ihrem Spiegel einstudieren sollten, indem Sie die Ballhandschuhe anziehen — wodurch so manche Personen unerträglich werden — allein ich möchte Sie doch gern überzeugen — daß die verdrießliche, Anstrengung oft Empfindlichkeit und böse Leidenschaft verrathende Miene so mancher Dame, wenn sie die Kolonne herunter keucht — nicht die Miene einer Grazie ist.

Freilich ist diese mimische Ausbildung mehr Sache der sanften, liebenden Mutter, als des Tanzmeisters. Die zärtliche Tochter — wird den Blick nachahmen — den sie im Auge ihrer ersten Freundin wahrnimmt. Das schöne Gemüth, wenn es da ist, wird aus den Mienen hervorblicken — ohne daß der Spiegel zu Hülfe gerufen werden dürfte. — — — —

Frey und edel hebe sich der Kopf der reitzenden Tänzerin aus dem schönen Nacken empor — der Hals ziehe sich sanft aus den Schultern herauf, die so tief zurückliegen mögen, als es mit Freyheit geschehen kann, um dem Oberkörper Rundung zu geben. Die Brust hebe sich mit mächtiger Gewalt empor — über die Hüften dehne sich der zarte Leib zur schlanken Höhe. Die Arme hängen gerade und ungezwungen herab (S. Kupfert. I. Fig. 1.), die hohle Hand ist vorgewendet und in natürliche Lage.

So wie sich indeß die Arme bewegen (mouvement), ist Folgendes zu beobachten: die Linie, welche die Arme beschreiben, möge nun eine leicht gekrümmte, ovale, oder ganz runde seyn, so darf durchaus keine Steifheit oder Ecke irgend an einer Stelle sichtbar seyn. Von der mittelsten Fingerspitze der einen Hand bis zur mittelsten Fingerspitze der andern, läuft die Wellenlinie über die Schulter weg, ohne sich auf eine unangenehme Weise zu brechen. Nie den Arm gestreckt, die Hand nie zu nahe an den Oberkörper; dadurch wird die Linie eckicht: Alles — Schulter, Ellbogen — Handgelenke — muß zur angenommenen Wellenlinie stimmen. —

Dieß erfodert freilich fleißigere Uebung, als nöthig seyn möchte, eine Ecossaise durch zu jagen und keuchend auf einen Stuhl zu sinken, — aber nie soll auch der schöne Tanz das sanfte Rosenroth der Wangen, ins Braunrothe verwandeln, nie die Mutter

Schenck fc.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit banger Sorge für das Leben der geliebten Tochter erfüllen!!

Um Ihnen, meine liebenswürdigen Leserinen, für die Haltung des Oberkörpers, und die harmonische Bewegung der Arme eine sinnliche Vorstellung zu geben, verweise ich Sie auf Kupfrt. II. Fig. 6. Sie sehen hier eine Tänzerin von edelm Anstande, welche so eben nach Endigung eines Seitenpas in der Attitüde der Menuet gezeichnet ist. Hier ist alles gerundet; nichts Eckiges; man sieht bloß einen kraftvoll ausgestreckten Fuß, der hier durch seine kurze gerade Linie mit der Draperie *) in einem angenehmen Kontrast steht — wobey noch die Haltung der Arme zu bemerken ist, welche hier, von der rechten Hand in der Draperie fortgezeichnet, die Wellenlinie nur um so bemerkbarer macht.

Um es bis zur möglichsten Vollkommenheit in bieser Haltung zu bringen, sind folgende Uebungen nothwendig.

*) Figur 6 hat eine Schleppe. Da solche noch lange Mode bleiben dürften, ob sie gleich beym Tanz unpassend sind, so ist doch zu bemerken, daß, wenn es einmal eine Schleppe seyn muß, sie am Tanzkleide recht lang seyn möchte, um, mit Geschicklichkeit aufgenommen, der Draperie eine gefällige Leichtigkeit zu geben — wobey die Füße die nothwendige Freyheit behalten. Eine kurze Schleppe ist für das Auge unangenehm beym Tanze. Das Kleid ist gespannt um die Füße, und Steifheit tritt an die Stelle der Freyheit.

Die Tänzerin oder Schülerin steht in der Stellung Fig. 1. am besten mit hängenden, doch nicht fest anliegenden Armen; die Hände sind mit der hohlen Hand vorwärts gerichtet, wie das Angesicht; die Elbogen aber müssen rückwärts stehen, wie der Rücken.

Der Elbogen bewegt sich zuerst und entfernt sich von Körper etwas weniges, die Hand zieht sich nahe und leicht am Körper um so viel höher, als der Elbogen sich entfernte; dieß verursacht, daß der Arm eine angenehme Krümmung bekommt. In dieser Form hebt sich der Arm, wobey der Elbogen immer höher seyn muß, als die Hand. Ist der Elbogen beynahe mit der Schulter in horizontaler Linie, so ist der Arm hoch genug. Hierbey beobachten Sie aber, daß nur etwas merkliches der Elbogen tiefer sey als die Schulter, die Hand im nämlichen Verhältniß etwas tiefer wie der Elbogen, so daß die Querlinie von der Schulter etwas gegen die Hand abwärts laufe, aber nicht sehr viel, wie Fig. 3 beym rechten Arm zu sehen. Die ersten drey und die sechste Figur machen dieß vollkommen deutlich.

Fig. 1. Die Haltung der Arme ohne Bewegung.

Fig. 2. Der Anfang.

Fig. 6. Der rechte Arm in der Mitte der Bewegung.

Fig. 3. Der rechte Arm gehoben in seiner richtigen Lage.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nun führen Sie die Hand vorwärts, und formiren eine halbrunde Linie; aber vergessen Sie nicht, daß der Elbogen etwas höher als die Hand ſeyn müſſe; ſinken die Elbogen auch nur ein wenig, ſo wird der Arm eckicht, die ſchöne runde Linie unangenehm unterbrochen. Auch die Finger ſind nicht zu vergeſſen: ſie müſſen immer emporgehoben ſeyn und höher als das Gelenke der Hand gehalten werden, ſonſt ſehen ſie wie gelähmt aus. Es darf, um ein ſchönes Ganze zu bilden, Nichts überſehen werden. S. Fig. 3 linker Arm. Die Finger ſollen nicht geſtreckt, nicht zugemacht ſeyn. — Wer eine ruhig Schlafende beobachtet, wird ſehen, daß die Finger weder ſich zu einer Fauſt ballen, noch ſich ausſtrecken; beydes wird erſt durch unſern Willen um eines Zwecks willen.

Die Finger ſollen alſo gekrümmt ſeyn; der Daumen und Zeigefinger ſollen ſich beynahe berühren; alle übrigen liegen in dazu akkordirender Ordnung — Man hüte ſich, den kleinen Finger auszuſtrecken (eine ſehr gewöhnliche Affektation beym Trinken und andern Verrichtungen), wie ein Zweiglein; es iſt ein Uebelſtand auch außer dem Tanzen.

Iſt der rechte Arm geübt, ſo folgt die Uebung mit dem linken auf die entgegengeſetzte, aber übrigens die nämliche Weiſe.

Dann folgt die Uebung mit beyden Armen; die Regeln bleiben aber immer die nämlichen.

Sind beyde Arme vorgebracht, ſo laſſe man die Entfernung der Hände von einander, ohngefähr die Breite der Schultern ſeyn. Dieſen Zwiſchenraum mit eingerechnet, muß die über die Schultern weglaufende Linie der Arme einen regelmäßigen Zirkel bilden.

Auf eben die Weiſe, wie die Arme ſich hebend dargereicht werden — müſſen ſie, ſich ſenkend, auch wieder zurückgeführt werden, aber langſam — ſehr langſam!!

Zur harmoniſchen Begleitung jedes Schrittes ſind wieder andre Uebungen der Arme nothwendig. Sie ſinken beym pas plié — und erheben ſich beym pas élévé. Steigt die Krümmung des Oberarms über die Höhe der Schulter, ſo wird auch die Hand höher gehoben als der Elbogen. Dieſe Bewegung nennt man hohes port de bras — ſie wird gewöhnlich beym Händegeben in der Menuet angebracht.

Um ſich auch hier zu gewöhnen, den Arm in einer Wellenlinie zu bewegen, ſchlage ich folgendes Mittel vor.

Stellen Sie ſich an eine Wand Ihres Zimmers — ſo nahe, daß, wenn die Hand auf die Bruſt gelegt wird, der Elbogen die Wand berühre. Nun fangen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie an, wechselsweise beyde Hände übend, mit dem mittelsten Finger einen regelmäßigen Zirkel an der Wand zu beschreiben — so wird sich ihr Arm bald gewöhnen, die vorgeschriebene Figur vollkommen hervorbringen zu können. Diese Uebung muß fleißig geschehen, zuerst, einen jeden Arm einzeln bewegend, dann mit beyden zugleich auf folgende Weise:

Sobald die rechte Hand die höchste Höhe erreicht hat — und anfängt zu sinken, so muß die Bewegnng der linken eintreten, so daß beyde Arme einen doppelten Zirkel beschreiben, wobey der eine Arm hinaufwärtssteigend und der andre fallend gedacht wird.

In kurzem werden Sie es nun so weit bringen, diese Uebungen frey vor dem Spiegel zu treiben — und dadurch das Akkompagnirende in den Bewegungen der Arme zu denen der Füße empfinden zu lernen, das beym langsamen Tanze durchaus beobachtet werden muß.

Ich habe noch zu bemerken, daß, wenn der rechte Fuß gehoben wird, es alle Mal die linke Hand ist, die die Bewegung akkompagnirt, und umgekehrt; dieß gilt von den pas de coté.

Bey den pas de devant erfordert der ausgestreckte Fuß rückwärts die entgegengesetzte Armbewegung vorwärts, und umgekehrt. Siehe Fig. 4. Oft ist es leichter und auch schöner, beyde Arme zu heben — ohngefähr halb so hoch als an Fig. 5. zu sehen ist. Ein bloß natürliches Gefühl würde es schon unpassend finden — wenn der rechte Fuß und die rechte Hand zugleich agirte: so erschiene bloß eine Seite des Menschen in Bewegung und die andere leblos.

Roller.

Das Verhältniß der körperlichen Ausbildung zum guten Tone.

Jemand, der alle sieben Sprünge in seiner Gewalt hat — ohne seines Körpers auf eine edle Art mächtig zu seyn — einer edlen weiblichen Gestalt gegenüber, die nur in einfachen gehaltenen Schritten, aber anmuthig sich bewegend, den Tanzsaal herabschwebt — welcher von beiden Personen — würde es wohl gelingen — die Aufmerksamkeit der Gebildeten zu fesseln. — Nicht wahr, meine Damen, auch Sie entscheiden sich für die letztere — und wenn auch die Bewegungen der ersten — die Kraft eines Herkules verriethen?

Warum werden so viel Hände in Thätigkeit gesetzt — meine Damen, wenn ein Ball angesagt ist — warum beschäftigt die Toilette für dieses große Ereigniß Sie oft schon Wochen lang vorher? — Warum muß Ihr Kammermädchen oft Nächte daran wenden — um die erforderlichen Garnirungen und Stickereien zu Stande zu bringen? Nicht wahr — Sie wollen einen edeln Geschmack in Ihrem Anzuge zeigen — eine zarte Wahl in der Anordnung Ihrer Gewänder — feinen Sinn für Anstand und Nettigkeit? Und wer wollte Ihnen das verargen? Aber — wozu Ihnen weder Schneider noch Putzmacherin verhelfen können — was kein Kopfputz, kein Geschmeide — keine points und keine der vielen Dekorationen ersetzen können — unter denen Sie für diesen glänzenden Abend wählen werden — das, was Ihnen vielleicht die Aufmerksamkeit weniger Wochen — ohne alle Kosten — ohne Nachtwachen — ohne Gezänk mit dem armen Kammermädchen geben werde — die edle freie Haltung Ihrer zarten Figur — der feste, die Gestalt nicht bloß vorwärts schleppende — sondern sie edel tragende Gang — die milde, sanftbegrüßende Verbeugung weder in ein vornehm nachlässiges Ueberhinblicken,

noch in gezierte Süßlichkeit — noch in schnippisch naive Zerstreutheit gekleidet, darauf wollten Sie freiwillig Verzicht thun — und wähnen, es sey hinreichend — mit Sorgfalt geputzt zu erscheinen, um Erziehung, Anstand, Delikatesse und Geschmack zu verrathen?

Bedenken Sie nur das Einzige! Rettet Sie wohl alle diese Vorsorge für Ihren Anzug, alle der Stolz in Ihren Mienen — womit Sie oft auf weniger schön gekleidete Damen herabsehen, vor der Zudringlichkeit ungeschickter Tänzer? Nähern sich Ihnen nicht die rohesten Naturalisten, Ihnen eine ecossaise an ihrer Seite — zumuthend — als ob kein Unterschied mit Ihnen zu machen wäre?

Und in der That, meine Damen, so lange Sie nicht mehr Grazie und feine Gewandheit in Ihre Erscheinung zu legen wissen — der Unterschied ist wirklich nicht bedeutend. — Die meisten von Ihnen tanzen, bey Lichte besehen, nicht um ein Haar besser als diese Herren. Aber versuchen Sie es, bemühen Sie sich, zu jener Kunstfertigkeit zu gelangen, wozu ich Ihnen im vorigen Aufsatze Anleitung gegeben habe, und die Rohheit unsrer Hopstänzer wird sich legen.

Es hängt nur von Ihnen ab, durch einen bessern und edlern Geschmack das Schlechtere zu verdrängen; ich müßte mein Geschlecht sehr wenig kennen — wenn ich mich nicht dafür verbürgen sollte. Befehlen Sie nur — meine Damen, man soll schön Tanzen, und ich gebe Ihnen mein Wort — alles wird sich bemühn — alles studieren und exerciren, bloß — um Ihnen zu willfahren — aber freilich, Sie werden sich schon entschließen müssen, den Anfang damit zu machen.

Roller.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nutzen der ehemals getragenen Stelzenschuhe.

Ich weiß, daß ich Alle Stimmen gegen mich haben werde, sobald ich nur ihren Nahmen genannt habe. Allein, gemach, meine Damen — Sie ahmen so manchen seltsamen Einfall eines Ausländers nach — bloß weil er das Neueste ist — Sie benutzen alle antiquarischen Sammlungen, um das Antikste ausfindig zu machen — so müssen Sie auch konsequent seyn und nicht das Gesicht wegwenden — wenn man Sie auf etwas aufmerksam machen will — was zwar nur ihre Großmütter, aber warlich — nicht ohne Vortheil — getragen haben: die Stelzenschuhe.

Vor etwa funfzig Jahren konnte keine Dame gehen, ohne hohe Absätze — sogar die berüchtigten Hauspantoffeln hatten Stelzen — und man hätte es damals nicht unbequemer finden können, ohne Tasche und mit dem Tuche in der Hand zu gehen, als ohne diese künstlichen Erhöhungen unter den Sohlen. Und Ihres Widerspruchs ungeachtet, meine schönen Damen — die Stelzenschuhe hatten eine Eigenschaft, die die Vorliebe der damaligen Tonangeberinnen im Gebiete der Mode für sie rechtfertiget. Sie gaben allen Damen einen schönern Oberfuß. — Indem die Ferse hoch getragen wurde, und die Spitze des Fußes nur den Boden berührte — erhielten die Kenner der Schönheit weit weniger Stoff zu der jetzt überall sich aufdringenden Bemerkung, daß die meisten hübschen weiblichen Körper unpassend große Füße haben. Fürchten Sie nicht, meine Damen, daß ich Lust hätte, diese Schuhe wieder einzuführen, und Ihnen die Quaal zuzumuthen, nach langer Entwöhnung wieder damit auf Promenaden und im Ballsaale umherzutrippeln. Aber man könnte sie benutzen, ohne sie im eigentlichen Sinne an's Tageslicht zu bringen. Hören Sie folgenden Vorschlag. Diese Schuhe existiren

zu

zu Hause — und zwar ganz Incognito. Sie seyen ein Theil der körperlichen Erziehung. Im dritten Jahre vielleicht schon müßte das kleine Mädchen damit anfangen, um den Füßen eine bessere Richtung zu geben. Aber wohl verstanden — an dem ersten paar Schuhen sey die Erhöhung immer klein; bey dem nächsten Paar Schuhen, welches wieder erfordert wird, lasse man die Erhöhung unter dem Absatz ein ganz klein wenig zunehmen. Das dritte Mal werde — jedes Mal vielleicht nur die Dikke einer Sohle, wie sie an Damensschuhen gefunden wird, an Höhe zugegeben, so daß das Kind den Unterschied kaum merke. Wenn ich nun annehme, daß ein Kind nur drey Paar Schuhe des Jahres brauchte, so würde das bis ins 12. Jahr 27 Paar Schuhe betragen, und es käme auf die Eltern an, bey welcher Höhe sie stehen bleiben wollten. Diesen Versuch bis ins 17. oder 18. Jahr fortzusetzen — dürfte eine sehr gute Wirkung hervorbringen, nicht allein indem dadurch eine bessere Art zu gehen herbeygeführt würde — wobey nicht, wie gewöhnlich, mit den Fersen in den Boden gehackt, vielmehr die Spitze zuerst niedergelassen würde — sondern auch in Hinsicht der Elastizität, die der Oberfuß dadurch erhielte. Ein Vortheil, der sowohl für die Verschönerung der Form — als für jede Bewegung beym Gehen und Tanzen — nicht genug in Anschlag zu bringen seyn dürfte.

Etwas über die gymnastischen Uebungen der Griechinnen.

Ich hörte einen großen Verehrer der spartanischen Sitten in einer Gesellschaft darüber zürnen, daß unsre Damen sich nicht entschließen wollten, ein Mittel zur Ausbildung ihrer körperlichen Reitze anzuwenden, das im Alterthum für die Vollendung der weiblichen Schönheit als das preiswürdigste genannt würde: die Einführung gymnastischer Spiele und solcher Uebungen, die in unsern Zeiten nur den Knaben gestattet werden.

Der Einwurf erhob sich von allen Seiten, daß durch so etwas die Sittlichkeit in die allergrößte Gefahr gerathen würde. Allein der Verehrer Lykurgs — bewies, daß die Lacedämonischen Frauen diesem Einwurfe keinesweges ausgesetzt gewesen wären, die so gut wie ihre Männer, nach den Preisen im Wettlaufen und Ringen strebten, und es nicht für tugendwidrig hielten, mit hoch aufgeschürztem Gewande durch die Reihen der Zuschauer zu fliegen, oder mit entblößten Schultern und Busen ihre Geschicklichkeit im Ringen zu beweisen. „Im Gegentheil," setzte der klassische Mann hinzu, „wirft man den Athenerinnen, welche diese Lebensweise verschmähten, sanftere Sitten begünstigten und verhüllendere Gewänder trugen, weit tadelnswürdigere Verstoße gegen die Sittlichkeit vor — da hingegen die fast schleierlose Schamhaftigkeit der Spartanerinnen den Lacedämonischen Jünglingen heilig war. Lykurg hatte bemerkt, daß der Mensch nur erst verdarb, nachdem er bekleidet war — Die kühnste Freiheit ordnete den Wurf der Spartanischen Gewänder."

„Aber nicht allein," fuhr er fort, „war es die Sittsamkeit, die bey dieser Lebensweise der Spartanerinnen gedeihen konnte; selbst ihre Reitze gewannen dabey in so hohem Grade, daß auch in Hinsicht auf

die hohe Schönheit der Weiber die Spartaner den Preis über die übrigen Griechischen Städte davon trugen — und ein öffentlicher Wettstreit der Schönheit unter den Frauen zu Sparta und Lesbos eingeführt wurde."

Einige Damen in der Gesellschaft fingen hinter ihrem Fächer an zu gähnen, mehrere junge Herren griffen nach den Hüten; aber unser Spartaner ließ sich nicht stören, und fuhr fort: „Eine Athenische Mutter glaubte nicht ängstlich genug für die körperliche Schönheit ihrer Tochter sorgen zu können. Sie erinnerte sie, die Schulter nicht zu weit vorstehen zu lassen, den Busen mit einem breiten Bande zu unterbinden, äußerst mäßig zu seyn — um durch alle mögliche Mittel dem Fettwerden vorzubeugen, welches der Zierlichkeit der Bewegungen und der Anmuth des Wuchses als nachtheilig gedacht wurde."

„Eine Lacädemonische Mutter hingegen erreichte das Alles weit sicherer — durch die Gesetze, welche auf das sorgfältigste jene Spiele und Uebungen — auch den Weibern zur Pflicht machten. Die Gestalt entwickelte sich freier in dieser den Einwirkungen der Luft ausgesetzten Lebensweise — die Muskeln erhielten Festigkeit und Elasizität, ohne zu einer beschwerlichen Fülle zu gerathen; jede Form wurde ausgearbeitet — aber es war nicht die Ausspannung der zu Boden ziehenden, sklavischen Arbeit — durch die unter uns so manches schöne Weib ihren Reitz einbüßet. Die schön aufstrebenden Glieder, der zur Höhe gerichtete Blick, die muthige Anstrengung — gaben der Gestalt einen Glanz, ein Leben, eine Farbe, die die sitzende Lebensweise der Athenerinnen an der Spindel und am Weberstuhl, nur durch künstliche Schminken zu ersetzen verstattete — gleich unsern durch Stubenluft und zusammengedrückte Haltung verstechenden Damen." — Hier schloß der Philantrop etwas grießgrämig seine Rede — zog ein Buch aus der Tasche, setzte sich in einen Winkel, und überließ es der Gesellschaft, dieß Gespräch unter sich weiter fortzusetzen.

— „Mein Gott, das kann doch des wunderlichen Mannes Ernst nicht seyn, dergleichen wieder einführen zu wollen," nahm einer der Jüngern das Wort, in unsern modernen Verhältnissen riskirte man ja mindestens mit einem vornehmen Achselzucken zurecht gewiesen zu werden, wenn man nur von dem Wunsche nach einer Gymnastik für Damen reden wollte."

„Was meinen Sie dazu, Herr R., da Sie sich in dieser Hinsicht um die Knaben so verdient gemacht haben? Es wäre doch wohl den jungen Damen hier zu gönnen, wenn man ein Spiel für sie ausfindig machen könnte, wobey ihnen nicht allein ein zwangloses, der Gesundheit wohlthuendes Umhertreiben im Freien

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegönnt wäre, sondern wobey sich auch die Gestalt in einer anmuthigen Beweglichkeit zeigen könnte, und ein schönes Spiel der Formen begünstigt würde."

— „Ach, wenn Sie so ein Spiel vorschlagen könnten, lieber Herr R.!" — riefen mehrere junge Damen.

— „Das Ballspiel," erwiederte Herr R. ganz ernsthaft, „scheint mir in dieser Hinsicht sehr empfehlenswerth. Vor allen aber würde ich das Federballschlagen anrathen." — Und alle baten, daß er sich doch näher darüber auslassen möchte.

„Es ist nothwendig, fuhr Herr R. fort, bey diesem Spiele, daß ein freier Platz gewählt werde, auf welchem man weder in Rücksicht der Höhe, noch der Ausdehnung eingeschränkt seyn dürfte. Denn hoch muß der Federball geschlagen werden können; dadurch ist jede junge Dame gezwungen, in die Höhe zu sehen, und den Flug des Balles zu verfolgen, um ihn a tempo zurück schlagen zu können. Sobald es hingegen zum Bücken käme, welches bey geschickten Spielern niemals zutreffen darf, würde diese Uebung der Haltung des Körpers eher schädlich als nützlich werden."

„Denken Sie sich sechs oder acht schöne junge Mädchen, in leichter zierlicher Kleidung, wie sie den bunten Federball behend in die Höhe schleudern, mit Gewandheit jedem Falle zuvorkommen, den Ball mit beyden Armen gleich geschickt von sich schlagen, und das Gleichgewicht, die nette Haltung des Körpers, selbst in den schnellsten und abwechselndsten Bewegungen, zart beobachten. Denken Sie sich die Regsamkeit der schönsten Formen, den Strahl der Freude in den lebhaften Augen, die muthwillige Spannung in den reitzenden Mienen — und Sie werden gestehen, daß selbst der zeichnende Künstler bey einer solchen Gruppe vielleicht nicht uninteressirt vorbeygehen dürfte.

Voller Freuden wollten sich einige von uns an den Philantropen wenden, um ihm die neue Idee triumphirend mitzutheilen, aber halb spöttisch, halb wehmüthig wandte er sich davon ab, mit der Bemerkung — daß dergleichen Spielereien doch niemals den ächten Geist athmen würden, — ja daß es hinreichend wäre, nur auf diese Weise davon zu reden, um ihn auf immer aus unsrer Mitte zu vertreiben. Und mit einem unwilligen Blick auf R. verließ der abgesagteste Feind des Modernen den freundlichen Zirkel.

* * *

IV.

Musik.

1. Was ist Deutsche, was Italienische Musik, und welche verdient den Vorzug?
2. Ueber musikalische Uebungen.
3. Die Guitarre.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was ist Deutsche, was Italienische Musik,

und

welche verdient den Vorzug?

Seitdem die Musik unter uns Deutschen so empor gekommen ist, daß wir darin selbst eine Nation zu übertreffen scheinen, die sich im verjährten Besitz derselben befand, und daß sogar unsere, übrigens auf Nationalruhm sehr eifersüchtigen, Nachbarn über dem Rhein uns die Rivalität mit den Italienern hierin vollkommen zugestehn; seitdem ist es Mode geworden, von Deutscher und Italienischer Musik so zu sprechen, als ob beyde zwey ganz verschiedene Dinge wären; als ob die eine nicht anders als auf Unkosten der andern geschätzt werden könnte. Nicht selten hört man in Gesellschaft die Frage: Welche Musik ziehen Sie vor, die Deutsche oder die Italienische? — Es wär daher wohl der Mühe werth, den eigentlichen Charakter dieser Musikarten zu untersuchen, und daraus allenfalls wahrscheinliche Gründe herzuleiten, welche in einzelnen Fällen für den Vorzug der einen oder der andern zu entscheiden vermöchten.

Die Musik ist eine schöne Kunst: was also alle schönen Künste mit einander gemein haben, das muß auch die Musik besitzen, d. h. sie muß das Schönheitsgefühl erregen. — Der ästhetische Sinn, oder das Schönheitsgefühl ist ein Gefühl, was man im Grunde keinem Menschen absprechen kann; nur in dessen Ausbildung giebt es unendliche Modifikationen oder Abwechselungen. Wer dieses Vermögen in einem sehr hohen Grade besitzt, dem pflegt man Geschmack zuzuschreiben, und bey wem noch außerdem die Fantasie in einem besondern Grade leicht und thätig ist,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der ist ein Künstler. — Es würde von dem Zwecke dieser Untersuchung zu weit abführen, wenn erst bestimmt werden sollte, von welchen äußern Umständen das in uns liegende Gefühl der Schönheit abhängig sey, und wie es in uns wirke: daher nur so viel davon, als zur Verständlichkeit des Folgenden unumgänglich nöthig ist *)

Der Geschmack, sagt man im gemeinen Leben, ist verschieden. Wer kennt nicht das allbekannte Sprüchwort: de gustibus non est disputandum? Man glaubt damit eine recht wichtige Wahrheit gesagt zu haben, und entschuldigt so gewöhnlich die verschiedenen Urtheile über ein und dasselbe Kunstprodukt. Einem genauern Beobachter kann es indeß nicht entgehn, daß Leute, die auf einer besondern Stufe von Bildung stehen, in ihren Urtheilen über Geschmackssachen doch immer mehr oder weniger zusammentreffen. Man sollte schon deswegen glauben, daß es nur Ein Prinzip des Schönen gebe. — Wer das Schöne in den bloßen Gefühlen sucht, der ist offenbar von der Wahrheit eben so weit entfernt, als der, welcher behauptete, daß nur allein der Verstand dabey beschäftiget sey. Nur dann ist etwas wahrhaft schön, wenn unsre höhern Seelenkräfte dabey eben so sehr in Thätigkeit gerathen, als die niedern oder die Sinnlichkeit. Dieß aber geschieht dann, wenn diejenigen Gegenstände, welche sonst unsern Sinnen gefallen, zu einem bestimmten Zwecke sich vereinigen, und in ihrem Ganzen eine bestimmte Anordnung, oder mit einem Worte Harmonie zeigen. In der Harmonie liegt also der wahre Grund des Schönen, obgleich nicht in ihr allein. Hume behauptet etwas ähnliches, wenn er sagt: schön ist die Einheit in der Mannichfaltigkeit: dieß ist weiter nichts als Harmonie, und daß diese es wirklich sey, welche den Zauber der Schönheit in uns erweckt, das läßt sich selbst durch Beyspiele zeigen. In der Jugend und so lange der Verstand noch nicht ausgebildet ist, sind wir gewöhnlich mit allem zufrieden, was nur unsre Sinne einigermaßen in Bewegung setzt. In reifern Jahren treten dagegen ganz verschiedene Erscheinungen ein. Um die Harmonie eines Ganzen anzuschauen muß man, wie sich von selbst begreift, die einzelnen Verhältnisse und Theile zu unterscheiden vermögen, welche das harmonische Ganze bilden, und es gehört zu deren Erkennung schon ein geübter Scharfblick, besonders wenn sie, was sehr oft der Fall ist, etwa wieder sehr zusammengesetzt wären. Wer diesen nicht hat, der wird ein aus mehrern Theilen bestehendes, wenn gleich harmonisches, und folglich schönes Ganze,

*) In einem besondern Werke einmal ein mehreres hierüber.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht begreifen, noch seine Schönheit einsehn können; für ihn gehören vielmehr bloß einfache Verhältnisse. Wenn hier von Verhältnissen die Rede ist, so ist nöthig zu erinnern, daß darunter nicht immer Zahlenverhältnisse zu verstehen seyen. Ein Ganzes ist harmonisch, wenn seine Theile in einem richtigen Verhältnisse sind. Sind der Theile wenig, so ist ihr Verhältniß leicht zu übersehn, und verlangt keine große Anstrengung, das heißt: das Verhältniß ist also hier einfach. Sind hingegen der Theile viel, und vielleicht wieder aus einzelnen Theilen, so sind die Verhältnisse nicht leicht zu übersehn, und verlangen schon einen geübtern Verstand. Es scheint, als ob die Produkte aller schönen Künste, so lange sie noch im Aufblühen sind, in diesem Sinne noch sehr einfach seyen: man denke nur an die Musik und Poesie bey den Griechen (besonders an das Trauerspiel), welche beyde uns überhaupt hier zum Muster dienen können. — Das Vergnügen aber an einem harmonischen Ganzen ist um desto größer, je zusammengesetzter es ist, weil das Spiel des Verstandes, die einzelnen Verhältnisse herauszusuchen, dabey lebhafter wird; vorausgesetzt nehmlich, daß der Verstand durch Uebung weit genug ausgebildet ist, um die Harmonie zu entdecken; denn wer nicht geübt genug ist, um eine sehr zusammengesetzte Harmonie sogleich zu erkennen, der wird da gähnen, wo ein Andrer das größte Vergnügen empfindet. Weil nun bey Geschmacksurtheilen so viel auf eigne Bildung ankommt, so lassen sich auch die Verschiedenheiten derselben auf eine sehr leichte Art erklären, besonders wenn man noch dazu nimmt, daß die Harmonie, aus welcher alle Schönheit ihren Ursprung nimmt, im Grunde dreyfach ist: absolut, objektiv und subjektiv, wovon die letztere ganz besonders in Anschlag kommt, so daß selbst mehrere neuere Metaphysiker darein den einzigen Grund des Schönen setzen.

Die Musik, um auf diese zurückzukommen, läßt sich am besten mit der Dichtkunst vergleichen. Hier kann ein Gedanke auf vielfache Art wieder gegeben werden, und nur von der Art, ihn auszudrücken, wird es oft abhängen, ob er erhaben, groß, gefällig, leicht, oder reitzend seyn soll. Man darf nur alle ältern und neuern Dichter aufschlagen, um Belege hierzu zu finden. — Die Musik hat ferner, so wie die Poesie, ihre innere und äußere Schönheit. Die erstere bezieht sich auf Qualität, und macht folglich das eigentliche Schöne; die letztere auf die Quantität, und bringt das Große hervor; beyde zusammen vereinigt erzeugen das Erhabene. Die beyden Haupthebel der Tonkunst sind Melodie und Harmonie. In der erstern liegt die Qualität, und in der letztern die

Quantität; also Harmonie und Melodie vereinigt machen das Erhabene aus, bringen das Höchste hervor, was sich in der Musik denken läßt.

Der Charakter der höchsten aller Dichtungsarten, der lyrischen, mit der die Tonkunst überhaupt viel Aehnliches hat, ist eine starke und schnelle Abwechselung der Ideen, ein kühner Flug der Gedanken, ein Schwung, zu dessen Verfolgung gleichsam Blitzesschnelle gehört. Kaum hat die Fantasie ein Bild erhascht, so ergreift sie schon ein anderes. Immer höher schwebt sie, bis sie zuletzt in der Entfernung verschwindet. Und doch muß unter allen diesen Bildern der vollkommenste Zusammenhang herrschen; je leiser, je unsichtbarer, desto schöner, desto erhabener. Es ist also unter so vielfarbigen Bildern immer eine Harmonie, und zwar die der Aehnlichkeit; fehlt diese, so entsteht ein Fehler, den man Sprung nennt. Das Maximum des einen ist das Minimum des andern. — Auf der andern Seite zeichnen die niedern Dichtungsarten sich durch eine gewisse Grazie im Ausdruck, durch ein sanftes, gefälliges Gewand, durch eine Leichtigkeit aus, welche den Vortheil hat, daß sie unwiderstehlich anzieht und bezaubert. Dieß aber ist der Punkt, worauf der ganze Unterschied zwischen der sogenannten Italienischen und Deutschen Musik beruht. Die Gedichte der Italiener zeichneten sich von jeher durch ihr sanftes, leichtes, gefälliges Gewand, durch die Grazie und Anmuth in ihrem Aeußern aus; und so geht es auch mit der Musik dieses Volks. Sie haben dadurch den Vortheil, daß sie augenblicklich bezaubern und hinreißen. Dagegen aber ist ihnen ein kühner Flug der Gedanken, ein gewisser Schwung, welcher unter allen Gedichten der Ode am meisten eigen ist, ganz fremd, und darin liegt gerade der Hauptcharakter der Deutschen Schule. Wer also Grazie, Sanftheit, Gefälligkeit, Anmuth, Leichtigkeit liebt, oder wer nicht geübt genug ist, um sich unter kühnen gewagten Harmonien nicht zu verlieren, der gehe zu den Italienern, und er wird Befriedigung finden: wer aber den eigentlichen lyrischen Schwung, das wahre Schöne und Erhabene liebt, der kann nur Mozart, Haydn, und ihre Nachfolger verehren; denn der Flug in der Musik ist nichts anderes als eine schnelle Abwechselung der Harmonien: je zusammengesetzter das Verhältniß derselben, oder je leiser ihr Zusammenhang unter einander ist, desto erhabener sind sie. Quantität und Qualität müssen sich vereinigen, um die erhabenen Wirkungen hervorzubringen, welche die Werke der oben genannten Deutschen Künstler haben. Freylich schreyt man über die verwegenen Ausweichungen, aber oft nur, weil man die Harmonie des Zusammenhangs nicht begreift. Ein Glück, daß

unser

unser Ohr, wenn es nur geübt genug ist, denselben, alles Demonstrirens ungeachtet, augenblicklich anzeigt. Ein gemeines Ohr erräth ihn freylich nicht, aber dieses sollte sich auch enthalten zu urtheilen. Es ist kaum zu erklären, woher es komme daß jedermann zu unsern Zeiten sich vermißt, über Musik seine Meinung zu sagen, da doch, wie bey allen schönen Künsten, eine ganz vorzügliche Bildung dazu gehört. Wessen Gehör nicht beweglich genug ist, um unter mehrern schnell auf einander folgenden Accorden einen harmonischen Zusammenhang zu entdecken, der findet sich augenblicklich beleidigt, und schreyt über den Frevel, gerade als ob einer, der steife Füße hat, sich beleidigt finden wollte, wenn er jemand Bewegungen machen sieht, deren Möglichkeit er sich kaum zu denken vermag. Unsre ersten Künstler mögen daher, ohne sich durch dergleichen Raisonnements irre machen zu lassen, nur fortfahren ihren Flug zu fliegen. Die unten stehenden Zuschauer, die ihren Schwung mit dem Fernrohre verfolgen, werden freylich nicht immer den Zusammenhang und die Harmonie ihres Wegs begreifen. Allein, wenn man sieht, daß es nicht anders ist, und daß es dessen ungeachtet geht, so wird man am Ende schon Regeln finden, welche alles erklären: an diesen fehlt es nie. Der Mond fragt die Astronomen auch nicht, ob er so recht laufe, wie sie es ausgerechnet haben: im Gegentheil, er geht seinen Gang fort, und gibt ihnen gerade recht viel zu schaffen; aber dessen ungeachtet wird man nicht müde, zur Erklärung desselben Regeln aufzufinden, wo immer eine der Commentar der andern ist.

August Wagner.

Ueber musikalische Uebungen.

Du zweifelst, theure Freundin, daß ich jetzt wieder mehr als jemals meinen liebsten Genüssen nachhänge, und wunderst Dich darüber, daß ein so langes Feiern in der Uebung der zartesten Kunst mich nicht ganz unfähig dazu gemacht habe? — Ja wohl habe ich lange gefeiert — das ernste kalte Leben gebot ein anderes Treiben; — und die Besonnenheit, durch eine kluge Eintheilung der Zeit den edelsten Besitz — den der Freiheit, in der Wahl seiner Beschäftigungen, erwerben zu können, ist etwas, was Deine Luise am spätesten gelernt zu haben, sich anklagen muß.

Glaube mir indessen auf mein Wort — es geht jetzt wieder so gut mit meinem Klavierspielen, daß Du selbst, wenn Du gegenwärtig wärest und Dich an die brillanteste Periode unserer Virtuosität, an die schönen Tage erinnertest, an denen wir Deines ehrwürdigen Vaters Abendstunden durch Musik erheiterten — das Jetzt dem Damals vorziehen würdest. Und Deine Stimme darüber, Liebste, sollte mir mehr gelten, als die manches hochfahrenden Kunstrichters. — Denn Du bist nicht allein eine Meisterin in Ueberwindung der mechanischen Schwierigkeiten, sondern Dein Gefühl für Ausdruck und Vortrag ist auch das leiseste und empfindlichste, was ich kenne.

Die Erfahrung indeß, welche ich an mir selbst gemacht habe, daß es möglich sey, selbst ohne unausgesetzte mechanische Uebung, Fortschritte in der Kunst zu machen, hat mich von verschiedenen Ansichten geheilt, die mich sonst vielleicht abgehalten haben möchten, auf die musikalische Ausbildung meiner beyden kleinen Mädchen den Sinn so fest zu richten, als es jetzt wirklich geschiehet.

Denn, heißt es nicht von so vielen Seiten: „Ach, über die verlorne Zeit! — die guten Kinder werden

ohne Nutzen so angetrieben — was hilft ihnen alle die erworbene Fertigkeit; so wie sie einmal einen Mann bekommen, und eine Haushaltung, so bleibt ja doch das Fortepiano verschlossen, und nach den schönsten Sonaten frägt Niemand."

Es wäre ein Unglück, wenn es so wäre — und ein solches Basengeschwätz ökonomisch sentimentaler Rathgeber — dürfte eine gebildete Mutter wohl schwerlich bestimmen — doch ist es eine eigne Schwäche in mir, daß selbst bey der entschiedensten Abneigung gegen Personen, die solcher prosaischen Urtheile fähig sind — doch ihr Urtheil mich — zu beunruhigen vermögend ist.

Du kennst die Art des stürmischen B*** und seine niederdrückende Ansicht von den Erfordernissen weiblicher Bildung. So oft er zu mir hereintritt und meine Emilie an ihrem kleinen Klaviere, ihr Uebungsstückchen exerzirend, antrifft, so geht es, in dem oben erwähnten Tone, an ein Beklagen und Zurechtweisen, daß mir alle Mal himmelangst dabey wird.

Meine sanftesten Vorstellungen von dem, was in den trostlosesten Momenten die Musik dem Weibe gewähre, gehen fruchtlos an seinem rauhen Sinne vorüber. — Meine mit der ruhigsten Festigkeit gegebenen Versicherungen, daß ein zweckmäßiger Unterricht das Erlernte zum unvergänglichen Besitze mache, vermögen nicht den Unmusikalischen auf andere Gedanken zu bringen. Er bleibt dabey, daß es sich nicht der Mühe verlohne, so viel Zeit auf eine Kunst zu wenden, in der ein Weib es doch schwerlich weiter brächte, als mühsam abspielen zu lernen, was Andere vorgeschrieben haben, und meinte, nur dann könne er sich's gefallen lassen, die Musik als etwas Hohes und Geistreiches preisen zu hören, wenn ein Genie sie exekutirte, das aus den Tiefen seines eignen Reichthums die Töne hervorlockte, und in eignen Schöpfungen schwelgte.

„Und bis dahin wird es ein Weib wohl selten genug bringen, und sie soll es auch nicht" — setzte er heftiger werdend hinzu. „Gott bewahre mich wenigstens vor einer Frau, die, wenn ich sie an Markttagen beym Rechenbuche, oder des Nachmittags im Nachdenken über das Abendbrot versunken glaubte, in Fantasieen am Klaviere verloren fände — oder mir, wenn ich es vorzöge, zeitig schlafen zu gehen — die Nothwendigkeit einwendete, noch eine Lieblingspassage exerziren zu müssen." —

„Es wird ja wohl noch gescheutere Weiber in der Welt geben," erwiederte ich verlegen, und hoffte mit dieser Aeußerung dem Gespräche für dieß Mal ein Ende zu machen, aber vergeblich, der Eifernde fuhr nur um so lebhafter fort: „Und wenn die musikalischen

Damen es denn doch nur so einrichteten, gleich auf den ersten Blick ein kräftiges Allegro — oder, wenn es seyn muß, ein schmelzendes Adagio, wegspielen zu können. Aber — das muß erst Tage lang einstudiert werden — da sitzt man Stunden lang und übt an einem Triller — oder überlegt sich die Taktart und Eintheilung — und dann wird wieder von vorn angefangen und noch ein Mal von vorn. — Ach, es glaubts Niemand, was ein Ehemann für ein geplagter Mensch ist! —

„Und nun vollends die Nervenschwäche, die unglückselige Reitzbarkeit, die aus dem Klavierspielen entstehet, wodurch die Apothekerrechnungen so lang werden, und einem armen Mann" — —

Ich wollte eben einfallen, und meine gute feste Gesundheit zum Gegenbeweise anführen; aber da ich bemerkte, daß ein neu angekommenes Heft Zeitungen die Aufmerksamkeit des Unruhigen bereits an sich gezogen hatte: so fand ich es für besser, ihn dabey zu lassen — und das, was ich über diesen Punkt noch weiter auf dem Herzen hatte, für mich allein zu behalten.

Ich muß hier noch ein Mal auf die Vergangenheit zurückkommen, die mir vor allen die Bemerkung aufgedrungen hat, daß, wenn in frühern Jahren ein sorgsamer Unterricht die edlern Kräfte in der Seele geweckt hat, es überhaupt späterhin weniger auf ein emsiges Verweilen bey einzelnen Gegenständen ankommt, um im Allgemeinen Fortschritte zu machen, als auf ein heiteres, offenes, von Eitelkeit und vorgefaßter Meinung gleich freies Gemüth, voll lebendigen Antheils an allem Schönen und Guten.

Diese Bemerkung läßt sich auch auf das Treiben der Kunst anwenden, die uns so sehr am Herzen liegt. Ich setze voraus, daß man früh das Seinige darin gethan hat. Unbemerkt und unwillkührlich werden dann die vervielfältigten Strahlen der innern Thätigkeit, der erhöhtere Reitz der Gefühle, das schönere, hellere Streben — selbst wenn die Kunstfertigkeit vernachlässigt werden müßte, der Kunst — zu Gute kommen. Auch in der Musik schafft der Geist unausgesetzt — wenn er das Schöne auch nur fortwährend hört — wenn sein ästhetisches Gefühl im Allgemeinen nur an Tiefe gewinnt; und mit weniger Anstrengung — wird das Mechanische, von einem neuen edleren Geiste beseelt — wieder erworben werden können.

Vielleicht existiren oft auch nur Hindernisse, die musikalischen Uebungen auf einem Instrumente fortzusetzen — vielleicht erhielt sich die Fertigkeit des Gesanges, aller Störungen ungeachtet — und dann um so besser. Auch läßt es sich eher denken —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß man sich von einem Instrumente trennen — kalt dagegen werden könnte — als der eignen oder der Stimme des Geliebten fremd werden. Oder sollte der Mann, den ehemals die süßen Töne, die von den Lippen der Geliebten flossen, so hoch beglückten, jemals aufhören können, Sinn für den Reitz ihres Gesanges zu haben? Es ließe sich allenfalls denken, daß ein Mann gleichgültig dagegen werde, ob seine Frau eine brillante Klavierspielerin heiße; daß ihn die Idee sogar beunruhigte, sie verlöre zu viel Zeit damit, die ihm und ihren Kindern gehöre — aber auf die Harmonien, die in ihrem eignen Busen wohnen, kann er nicht Verzicht thun. Ein kleines süßes Lied, das sie ihm singt, wird ihm mehr seyn, als die Meisterschaft in allen Künsten; damit glänzt man ja nicht vor den Menschen. Ein solches Lied, nur dem Geliebten allein gesungen, enthält den ganzen Himmel des häuslichen Glücks — die Anklänge, die so ein Lied im Herzen wecket, die Eintracht, die aus ihm hervorgehet, den Sinn, den diese Accente haben, die Erinnerungen, die sie hervorrufen, kann kein liebendes Herz aufgeben — und wenn auch wirklich einmal — der Tisch darüber zu decken vergessen werden sollte.

Vergieb dieser Abschweifung — Liebste — ich wollte Dir nur beweisen, daß die fortgesetzte Kultur der Stimme fast jede andere musikalische Uebung ersetze — wenn nur die Kunst überhaupt jemals gründlich getrieben wurde.

Wie mancher fertigen Klavierspielerin will es durchaus nicht gelingen, durch ihren Vortrag das Herz für sich zu gewinnen. Wir meinen eine Spieluhr zu hören, bewundern die Präcision und Nettheit des Vortrages — aber wir sind und bleiben kalt. Vielleicht hätte das liebliche Geschenk einer rührenden Stimme diese Spielerin die ganze unwiderstehliche Gewalt der Saiten kennen gelehrt — wenn sie vielleicht Jahre lang ihr Spiel der Kultur des Gesanges hätte nachstellen mögen.

Sollte aber wohl überhaupt mit den musikalischen Uebungen so viel Geisttödtendes und Zeitversplitterndes durchaus verbunden seyn müssen? Liegt es nicht vielmehr an der Geistlosigkeit des Unterrichts, wenn die Kinder wie Automaten die Finger bewegen, und zur möglichst fleißigen Uebung in der Ueberwindung von Schwierigkeiten angehalten werden, deren harmonisch nothwendigen Zusammenhang mit dem Uebrigen sie nie erfahren, um sich mit dem Verstande dabey helfen zu können? Wie wurden wir selbst unterrichtet? — — —

Man hatte nichts dawider, wenn wir unsre Freude an gewissen Tonstücken zu erkennen gaben —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man bekümmerte sich aber auch nicht darum, ob wir an schwierigen, künstlich verbundenen Sätzen ein Aergerniß nahmen — und mit Thränen des Verdrusses im Auge dem unfreundlichen Lehrer dabey zur Seite saßen. Ohne einen Begriff von der harmonischen Verbindung der einzelnen Sätze zu erhalten, spielten wir in den Lehrstunden unsre Uebungsstücke, sahen in einem b ein b und in einem ♯ ein ♯, ohne weiter etwas dabey zu denken — Jede Schwierigkeit schien uns vielmehr ein Eigensinn des Komponisten, den armen Kindern das Leben recht sauer zu machen. Licht über die einfachsten Gesetze der Harmonie zu geben, daran dachte Niemand. — Heute wurde eine Pleyelsche Sonate — morgen ein Hofmeisterisches Konzert vorgelegt. — Was bey der simpelsten Auseinandersetzung seines harmonischen Zusammenhanges — kinderleicht ausgefallen seyn würde — kostete uns die sauerste Arbeit — und mußte, wenn es bleiben sollte, immer wieder von neuem durchexerzirt werden. Und da es nun endlich so weit kam, daß uns der sogenannte Generalbaß angekündigt wurde, da ergriff uns schon bey dem bloßen Namen ein Grauen. Man mahlte uns Zahlen über Zahlen — aber ich gestehe — daß ich herangewachsen bin, ohne jemals recht zu wissen, was man damit gewollt hat.

Eine bedenklichere Rücksicht — gegen das Treiben der Musik, bey zart organisirten nervenschwachen Kindern — scheint mir der sentimentale Nachtheil, den für Viele das Schwelgen in süßen weichlichen Melodien — das Verweilen bey rührenden Sätzen — und wehmüthigen Modulationen gehabt haben soll.

Aber ich dächte, auch hier könnte ein besonnener gebildeter Lehrer viel thun — jenen Wirkungen mit Energie zu begegnen.

Die Fähigkeit, bey allen Kunstgenüssen — das Materielle des Gegenstandes — wenn ich so sagen darf — von dem Geistigen zu trennen, und auf diese Weise die Herrschaft über den Eindruck zu behalten, ist auch in der Musik anwendbar. Diese Herrschaft würde uns Allen gegönnt seyn, wenn wir früh gewöhnt würden, bey der ergreifendsten Gewalt eines sinnlichen Eindrucks — das Künstlerische darin aufzusuchen — ja, wenn wir es vermöchten, selbst bey solchen Eindrücken, die nicht die Kunst, sondern das prosaische Leben selbst, uns bietet, von künstlerischen Zwecken zu träumen.

* * *

Die Guitarre.

Ein Hauptgrund, warum das Guitarrenspiel den Damen mit Recht empfohlen werden mag, scheint mir der Umstand, daß es der wenigen mechanischen Vortheile wegen, die rechtlicher Weise diesem Instrumente abzugewinnen sind, ganz besonders dazu beyträgt, das Verlangen nach Kenntniß der Akkorde, und ihrer harmonischen Verbindung unter einander, bey Dilettantinnen rege zu machen.

Hier indessen nur etwas über die Geschichte der Guitarre.

In der frühesten Epoche des Alterthums finden wir der Lyra und ähnlicher Saiteninstrumente erwähnt. Die uralten Chinesen und Aegyptier kannten und spielten die Lyra. Die Griechen eigneten ihre Erfindung dem Hermes zu, dem Sohne des Zevs und der Maja, und rühmen eben so sehr die glorreiche Abstammung, als das hohe Alter der gefeierten Lyra.

Zugleich erhielt sich die Sage unter ihnen, daß Apoll sie von dem Erfinder erhalten — und nach ihr die Kithara gebildet habe, welche sich von der Lyra durch ihre Form und die Anzahl der Saiten unterschied — und daher wird dem Apoll zuweilen die Lyra, zuweilen die Kithara, als Attribut beygeleget; öfter noch werden beyde verwechselt.

Die ursprüngliche Lyra bestand aus einer mit sieben Saiten bezogenen Schildkrötenschale. Die späteren und jetzigen Guitarren und Lauten aller Art haben eine ähnliche Form. Die Kithara wurde zuerst aus Rinderhörnern, nachher aus einer ähnlichen gehöhlten und geformten Masse verfertigt, und unten in einem hohlen Resonanzboden verbunden. Die oben nach außen gebogenen Saiten vereinigte ein hölzerner Steg mit Wirbeln, woran die Saiten befestigt und gestimmt waren. Beyde wurden mit der Schlagfeder, dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Plectron, gespielt, und erst lange nach der Erfindung fing man an, den Saiten die Klänge mit den Fingern zu entlocken. Die alten Gallier und Germanier hatten ähnliche musikalische Instrumente. Im ganzen Orient sind sie verbreitet, und die Mauren brachten sie mit nach Spanien.

In Italien spielt Alles die Mandoline, Chitarra oder Theorbe. Am häufigsten aber findet man in der Gegend um Neapel Jünglinge und Mädchen, mit diesem Instrumente ihre zärtlichen Gesänge begleitend.

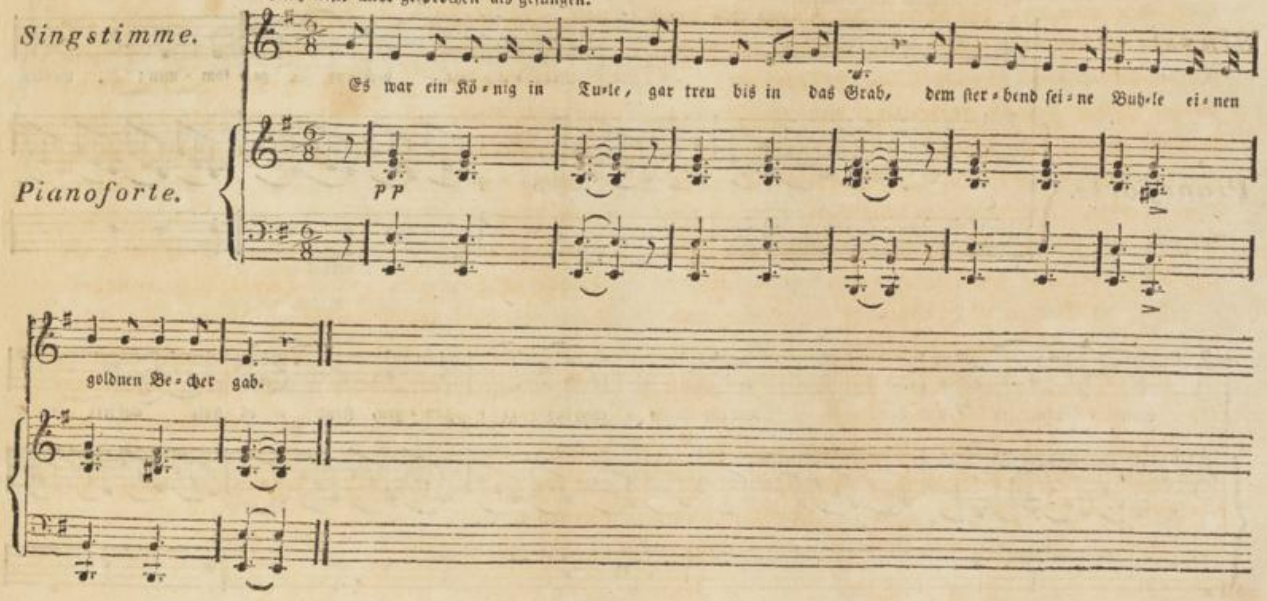
Auch im Norden ist die Guitarre einheimisch, und die Geschichte erzählt uns, daß König Erich der zweyte von Dännemark durch die Töne der Cyther zur Raserey gebracht wurde.

Die Deutschen kannten die Cither und Laute schon länger. Durch die Franzosen aber erhielten wir die Guitarre in der Gestalt, wie sie jetzt unter uns gewöhnlich ist. Was bereits in Frankreich und Deutschland darauf geleistet wird, ist bekannt. — Denn werden nicht täglich neue Lieder — Romanzen — Duette — Sonaten — Variationen — ja sogar Konzerte für die Guitarre geschrieben? Der Mißbrauch, der auf diese Weise mit dem herrlichen Instrument unter uns getrieben wird, ist eben so zu tadeln — als die Neigung der südlichen Nationen für diese romantischen Töne — unser Interesse erregt. Welche lächerliche Anstrengung, mit Kraft und Fertigkeit wilde Tänze und Capriccios daraus hervorreißen zu wollen! Es ist eine rührende Geisterstimme, die in diesen tiefen Klängen wohnt — aber man muß sie anzureden verstehen, und sie hervorzulocken wissen — durch bedeutsame zartverschmolzene Akkorde — sonst möchte man vergeblich auf die holde Stimme lauschen, und statt ihrer — nur ein mattes, seelenloses Geklimper zu hören, sich rühmen dürfen.

* * *

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der König in Tule.



Es gieng ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen giengen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken,
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

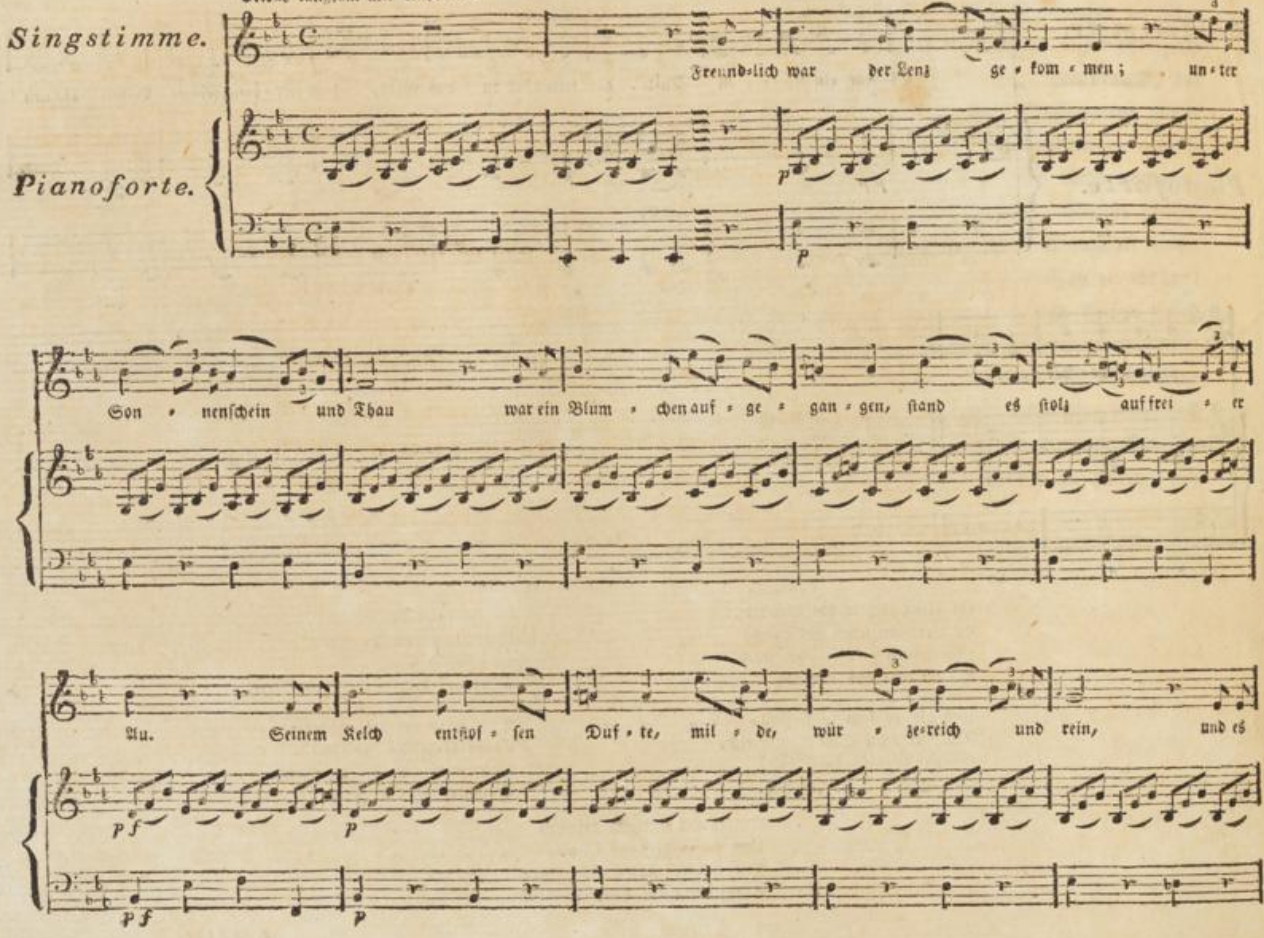
v. Göthe.

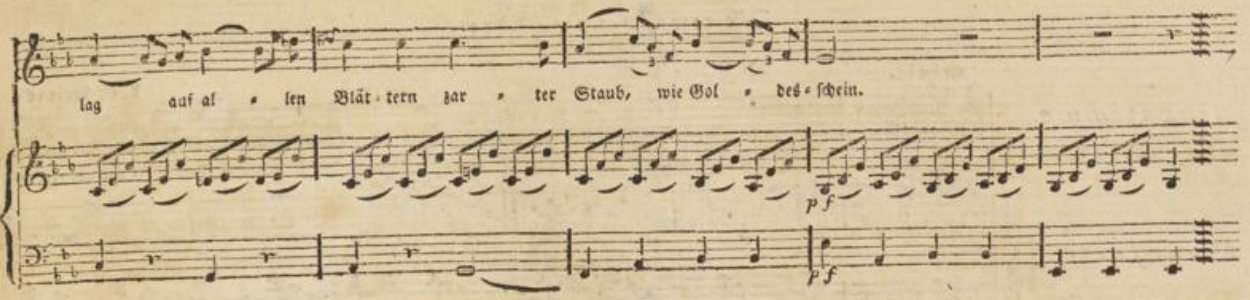
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Blume.

J. L. Seidel.

Etwas langsam mit Ausdruck.





Doch es faßten freche Hände
Auf der jungen Blume Staub;
Traurig senkten sie die Blätter,
Und sie ward des Todes Raub.

So auch tritt mit frischem Leben
Frey der Jüngling in die Welt,
Dem die Brust noch Lieb' und Unschuld,
Schwärmerey und Hoffnung schwellt.

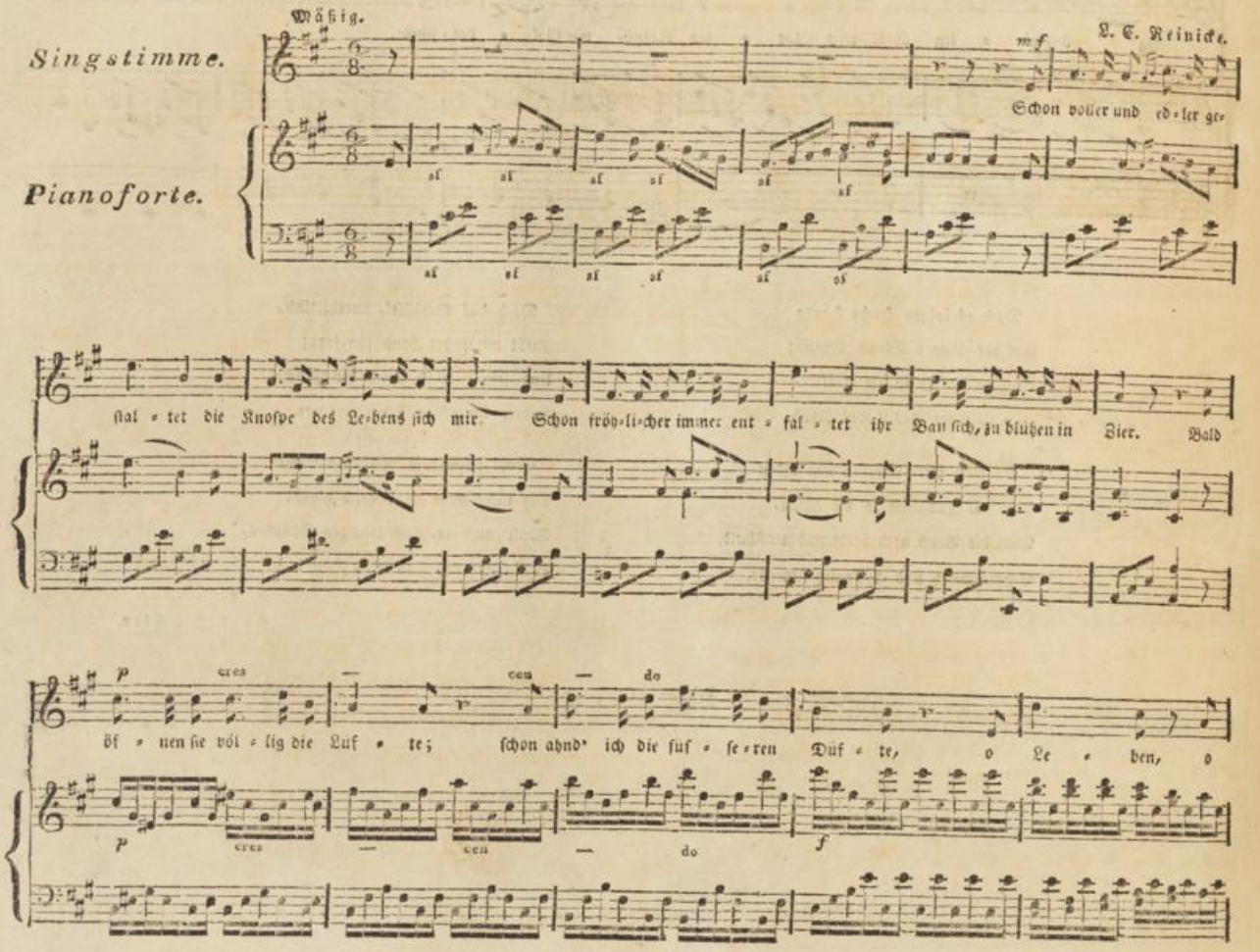
Doch das Schicksal, unerbittlich,
Reißt mit roher Hand ihn fort;
Und sein Herz ist gleich der Blume,
Schon im ersten Lenz verdorrt.

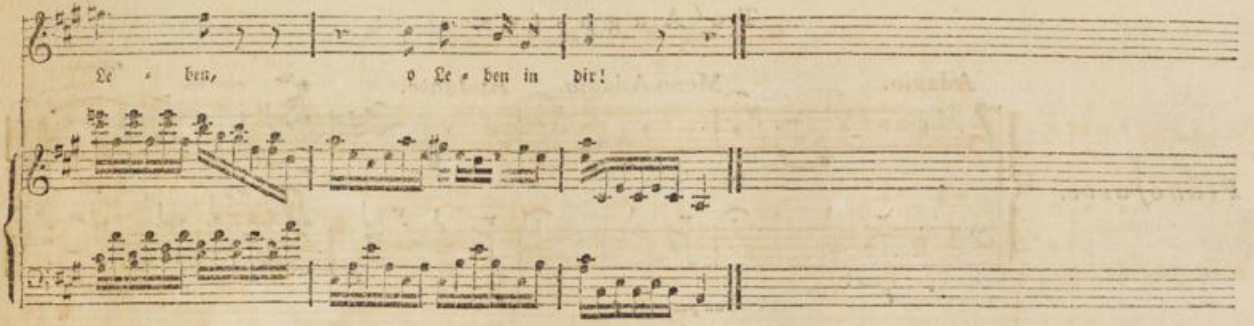
Wohl dann dem verlaßnen Armen
Der nicht mehr an Tugend glaubt;
Senkt' auch er, nach wen'gen Stunden,
Still, wie sie, das welke Haupt.

Karl Müchler.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die erwachsende Tochter.





Die Träume der Dämmrung, der frühen,
Flichn weiter und weiter zurück.
Schon leuchtet des Morgens Erglühen
Mir hell in den offenen Blick.
In immer gestärkterem Lichte
Liegt vor dem beseelten Gesichte
O Leben, o Leben, dein Glück!

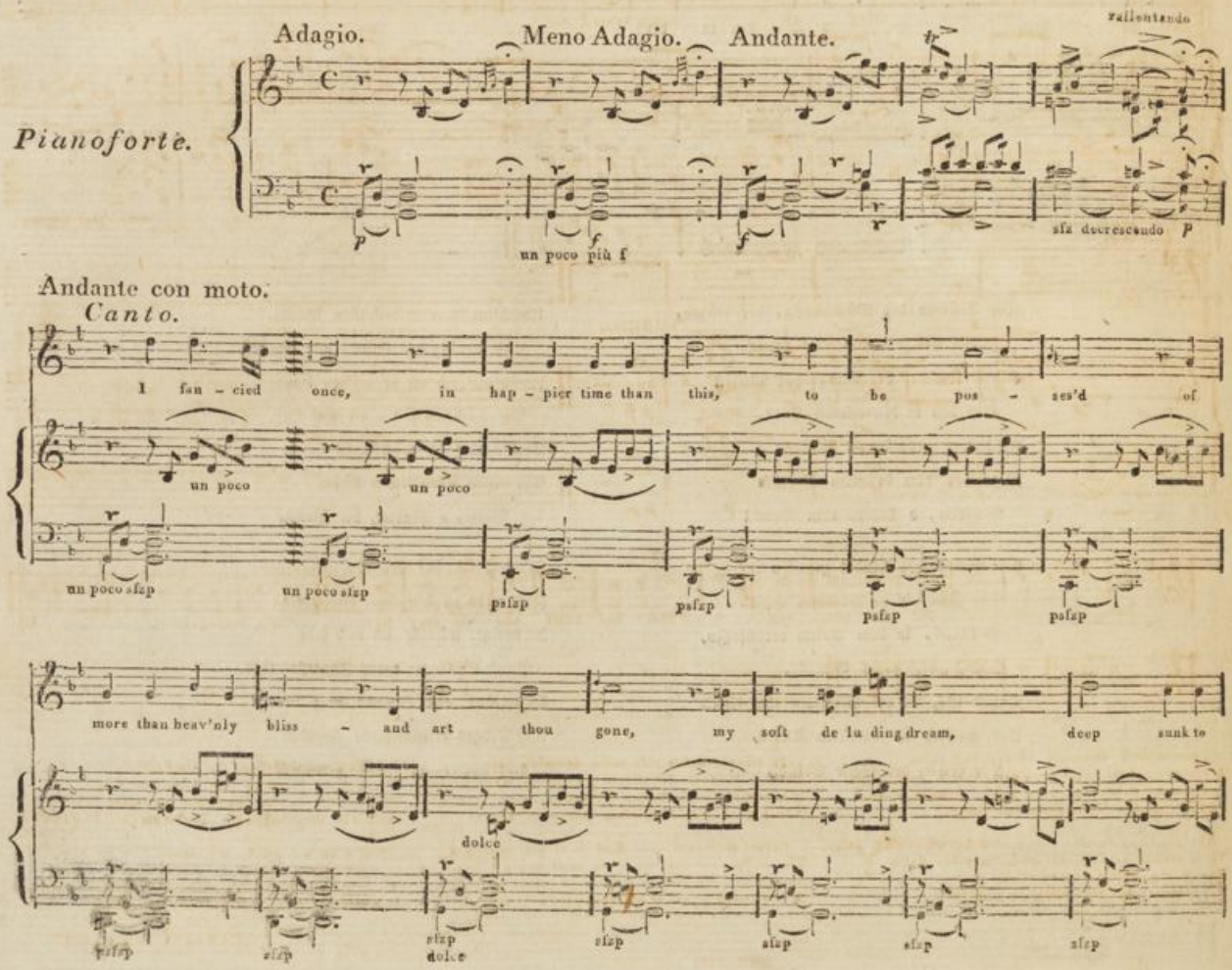
Die Sinne des Kindes genossen
Der Kindheit unschuldiges Spiel.
Noch schlief, in dem Keime verschlossen,
Des Inneren reges Gewühl.
Schon ists, als ob Stimmen ihm riefen
Und weckten in dunkelen Tiefen,
Der Seele, der Seele Gefühl,

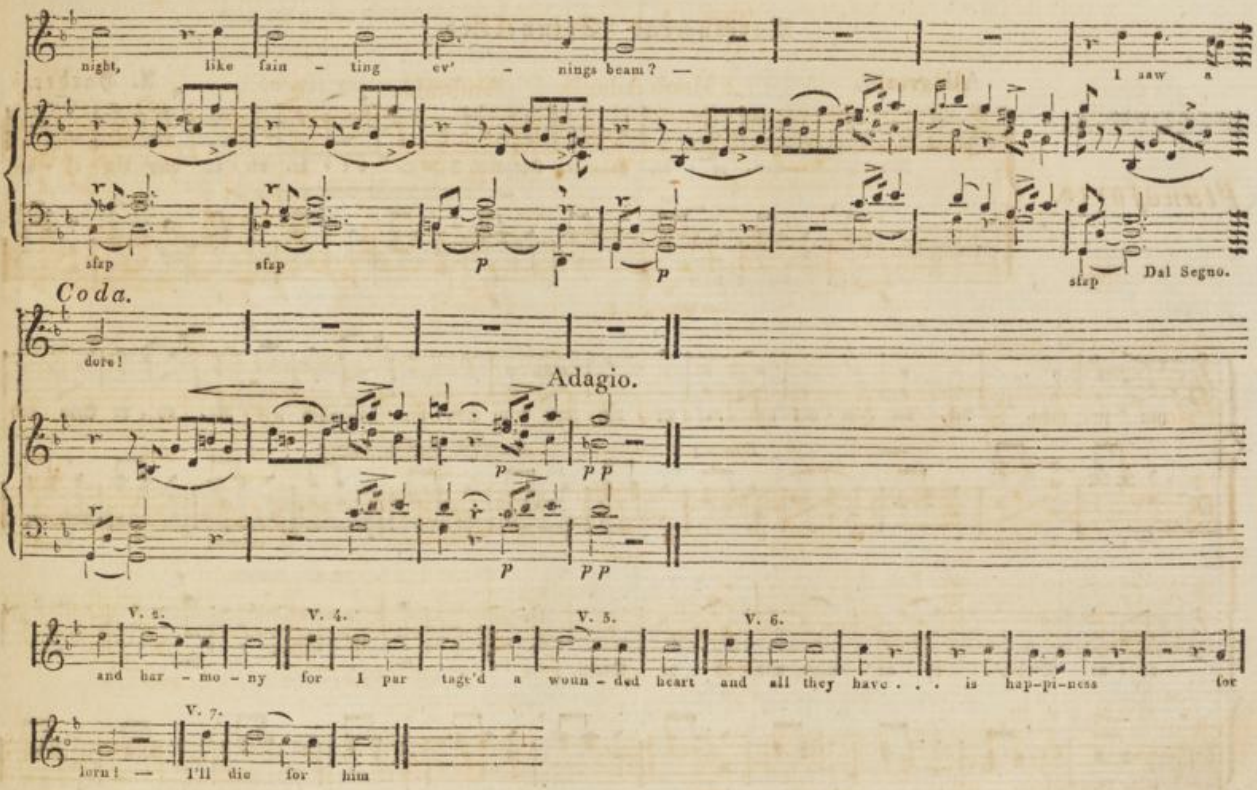
Umschlungen vom heiligsten Bande,
Und freudig des Glücks mir bewußt,
Umschling' ich im heimischen Lande
Die Nächsten vor allen mit Lust.
Euch weihet die mächtigeren Triebe
Der ersten unendlichen Liebe,
O Vater, o Mutter, die Brust.

Je mehr ich das Leben verstehe,
Je mehr ist das Eure mir werth;
Je inniger wünsch' ich und flehe
Glück Euch, die mein Innerstes ehrt.
Es werden vom Himmel Euch beyden
Des Lebens erwünschteste Freuden
Auf immer, auf immer gewährt!

Ezra Edem.

To Augustus.


Adagio.
Meno Adagio.
Andante.
rallentando
Pianoforte.
un poco più f
sfz decrescendo p
Andante con moto.
Canto.
I fan - cied once, in hap - pier time than this, to be pos - ses'd of
un poco
un poco
un poco sfzp
un poco sfzp
psfzp
psfzp
psfzp
psfzp
more than heav'nly bliss - and art thou gone, my soft de lu ding dream, deep sunk to
dolce
psfzp
sfzp
sfzp
dolce
sfzp
sfzp
sfzp
sfzp



I saw a field, the seat of joy and calm,
A blooming field, that breathed health and balm,
A charming dale, where peaceful cottages were,
And harmony and love resided there.

The prattling brook, soft curl'd by whispring gales,
The nightin gale in blooming myrtles dales
The turtles sigh in ev'ry shady grove,
All spoke to me but harmony and love.

In silent shade, soft asthe dawning day
Break's through the clouds, a lonely mansion lay,
An humble roof, but a palace to me,
For I partaged, Augustus, that with thee!

Celestial dream! -- And is it all distroy'd
The happiness that once my soul enjoy'd?
Should all my bliss a lifeless phantom be?
A wounded heart is all that rest's to me? —

Why must I them the simpathiring mind,
The godlike heart of my Augustus find? —
Two tender hearts, each for the other born,
And all they have . . . is happiness forlorn! —

But e'en my grief, my silent flowing tear
Is dear to me and to Augustus dear . . .
Then cease, my pains! No woeful complaint more -
I'll die for him, and yet my love adore!

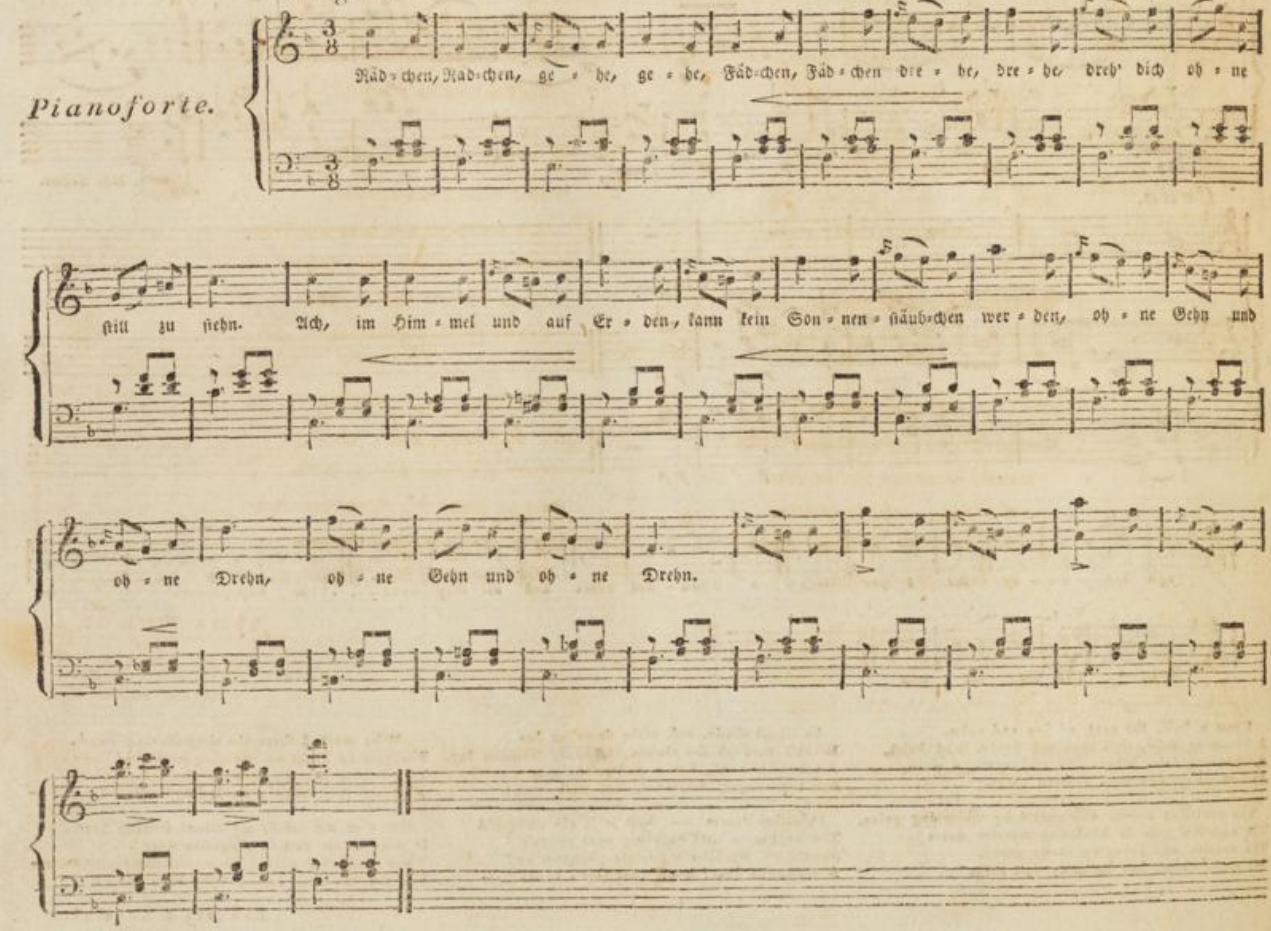
Ernesta d. Krosigk.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Marianchens Spinnerlied.

Allegretto. A. Harder.

Pianoforte.



Wenn auf meinem Gartenbeete
Sonn' und Regen sich nicht drehte;
Ja, da gäbs kein grün Gericht:
Wenn um meine Rasensäte
Nie ein Frühlingslüftchen wehte,
Meine Veilchen kämen nicht.

Ohne Dreh'n und Wirbeln klänge
Nicht ein Verschen, das man sänge,
Wär's auch noch so hübsch erdacht.
Und blieb Nachts, statt fort zu drehen
Schnapp! einmal der Himmel stehen:
Nun da säß man in der Nacht.

Der Professor, unser Vetter,
Weiß doch wohl was Wind und Wetter,
Sonne, Mond und Sterne sind,
Und der spricht, wir alle drehten
Uns mit Schlössern, Dörfern, Städten,
Um die Sonne wie der Wind.

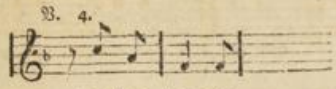
Nun, vom Schnee und Wind und Wetter,
Sonn' und Ecke, weiß der Vetter
Freilich manches mehr als ich:
Aber daß man ohne Drehen
Nicht Ein Tänzchen kann begehen,
Ja, das weiß ich sicherlich!

O, da muß man immer schweben,
Immer fliegen, immer weben,
Daß die Stäubchen wehn und drehn.
Immer nach des Tänzchens Weise
Zirkeln rechts und links im Kreise,
Und da gilt kein Stillestehn.

Drum du Mädchen, gehe, gehe,
Und du Fädchen, drehe, drehe,
Dreh' dich, ohne still zu steh'n,
Denn es wächst kein Blumenkränzchen,
Und es wird kein Wintertänzchen
Ohne Gehn und ohne Drehn.

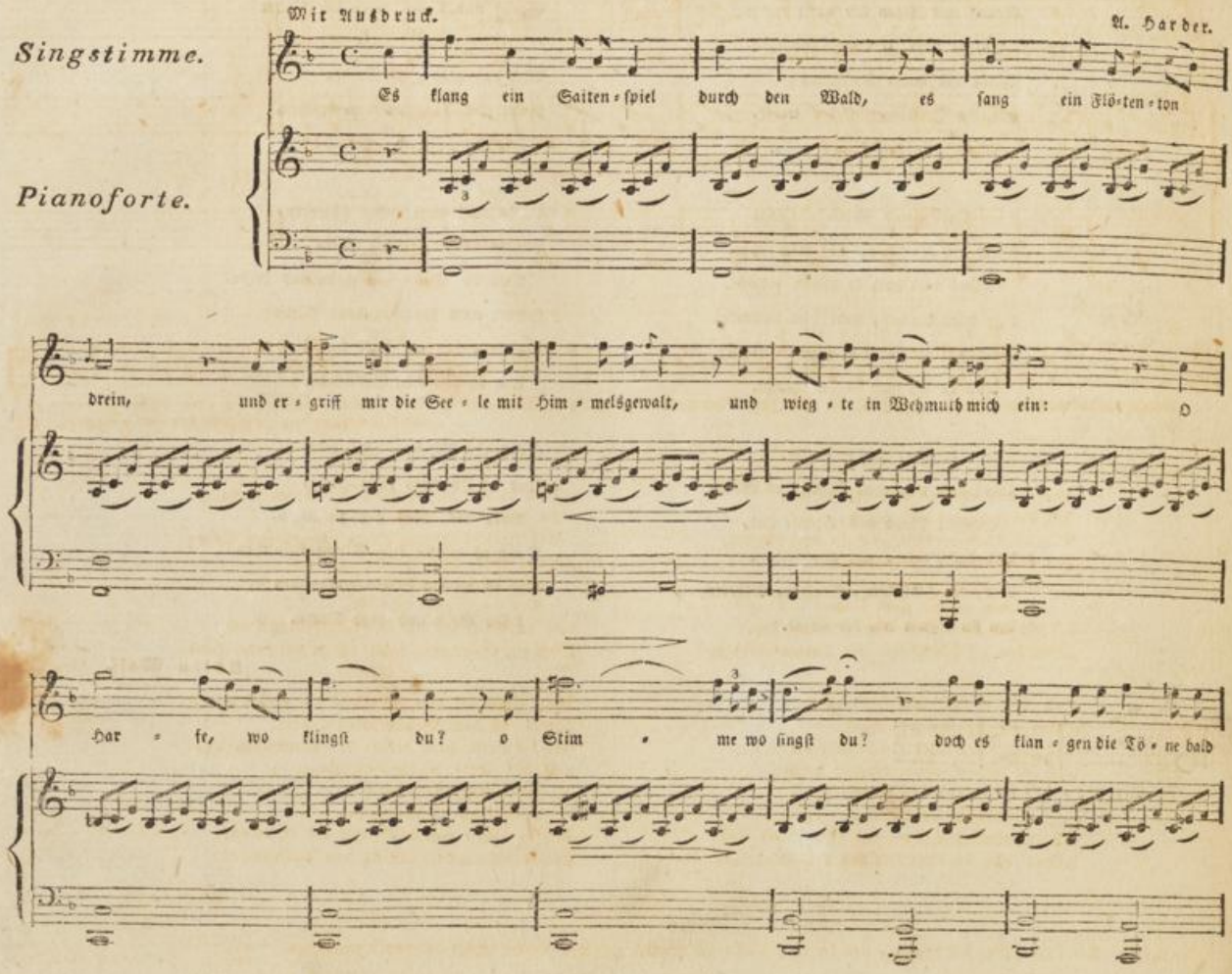
Anton Wall.

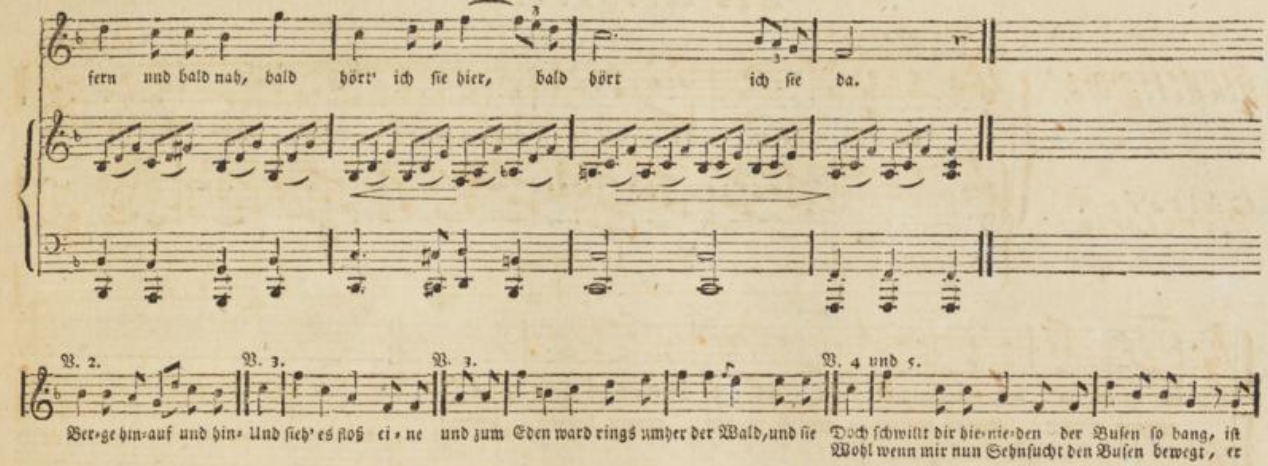
V. 4.



Der Pro - fes - sor

Die Erscheinung.





Und rastlos suchend und sehnend stieg
Ich Berge hinauf und hinab,
Bis die Harfe verhallte, die Stimme schwieg,
Und Wildniß den Irren umgab.
„O lieblicher Sänger,
„Komm zaudre nicht länger!
„O laß ihn noch hören den lockenden Ton,
„Für den ich den Pfaden der Andern entfohn."

Und sieh, es floß eine Lichtgestalt
Herab auf Wolken von Gold,
Und zum Eden ward ringsumher der Wald,
Und sie lächelte himmlisch und hold.
„Auf Erden nicht wohn' ich,
„Dort oben belohn' ich
„Dein liebendes Sehnen mit himmlischer Ruh,
„Dort sächl' ich einst Ruhlung dem Gluhenden zu.

„Doch schwillt dir hienieden der Busen so bang,
„Ist dunkel dein Leben umhüllt,
„Und treibt dich zum Grabe schmerzlicher Drang,
„Dann werde dein Sehnen gestillt."
So klangen die Töne
Der himmlischen Schöne,
Und verschwunden war sie vom irdischen Land,
Doch ein Saitenspiel fühlt' ich in zitternder Hand.

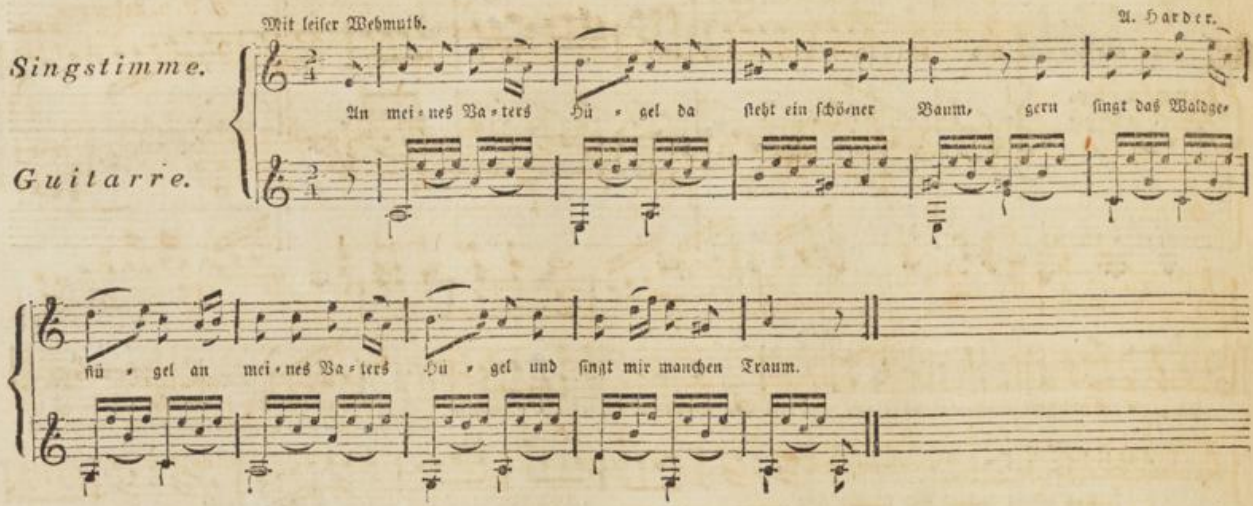
Wohl wenn mir nun Sehnsucht den Busen bewegt,
Erweck' ich den schlummernden Laut,
Und die Seele wird heiter, der Sturm sich legt
Und das Auge ist thränenbethaut.
Aus himmlischen Höhen
Glaub' ich sie zu sehen,
Und sie lächelt und winkt mit der Lilienhand,
Und spricht: „bald eilst du zum Vaterland."

Streckfuß.

Anmerk. Die lezte Hälfte der dritten, und die erste Hälfte der vierten Strophe werden etwas langsamer genommen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Landmädchen.



Man ruht auf weichem Rasen,
Vom Zitterglanz erhellt,
Die Schaaf' und Lämmer grasen,
Man ruht auf weichem Rasen,
Und überschaut das Feld.

In grüngewölbter Laube,
Die Sonne schien so warm,
Belauscht' ich meine Taube,
In grüngewölbter Laube,
Und froher Würmchen Schwarm.

Da kam er mit Erröthen
Durch hohes Gras daher;
Ich hatt' ihn nicht gebeten,
Da kam er mit Erröthen
Gewiß von ohngefähr!

Vertraulich sank er nieder
Zu mir auf weiches Gras;
Mir ward so eng das Mieder!
Vertraulich sank er nieder,
Und sprach, ich weiß nicht was?

Er wäre gern geblieben;
Allein ich hieß ihn gehn,
Mich däucht er sprach vom Lieben
Er wäre gern geblieben,
Und schmeichelte so schön!

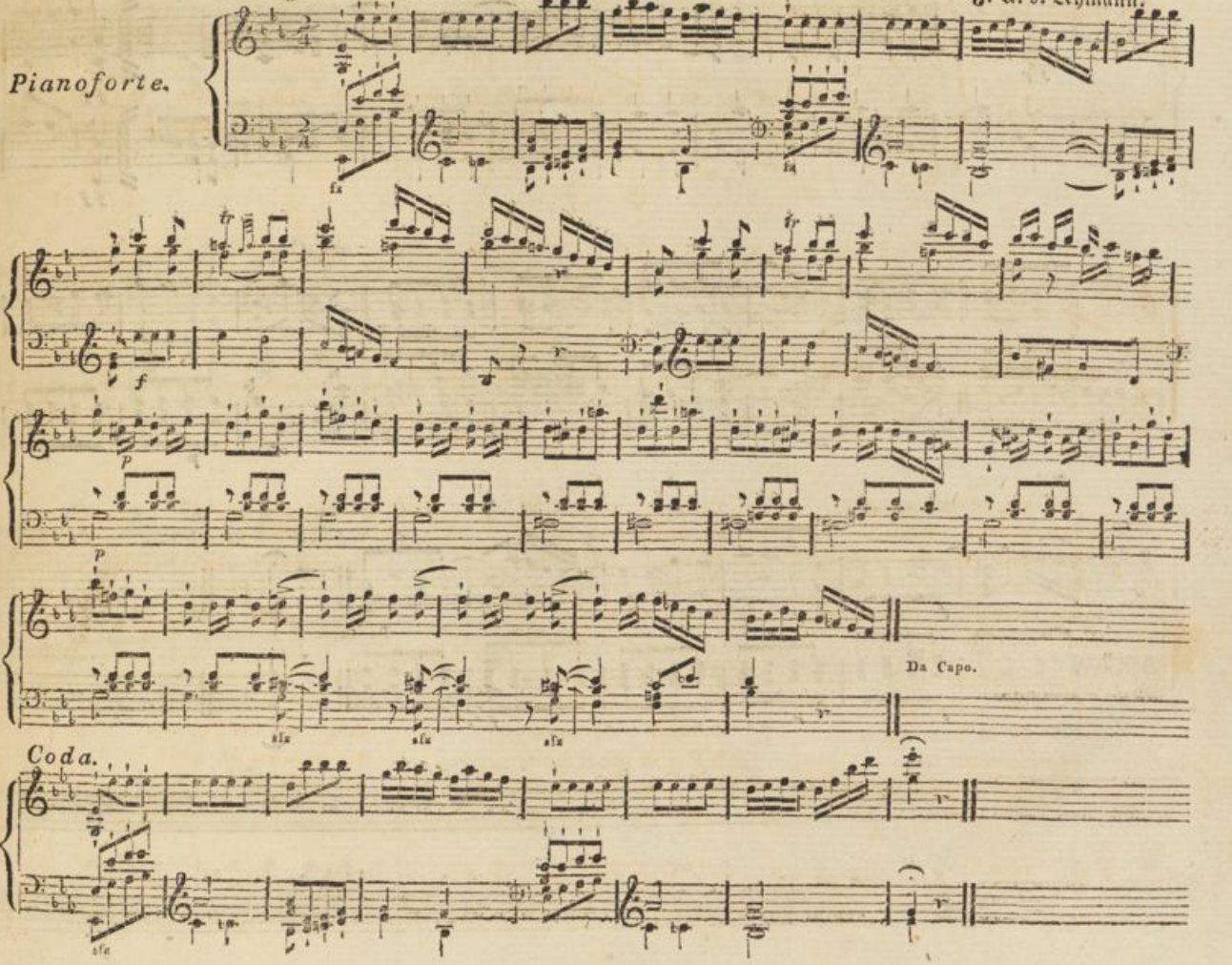
Wie öd' ist mir seit gestern
Die Stell' im weichen Gras;
Erzählt was liebe Schwestern!
Wie öd' ist mir seit gestern
Die Stelle wo er saß!

Noe.

Allegro molto e con fuoco.

F. A. v. Lehmann.

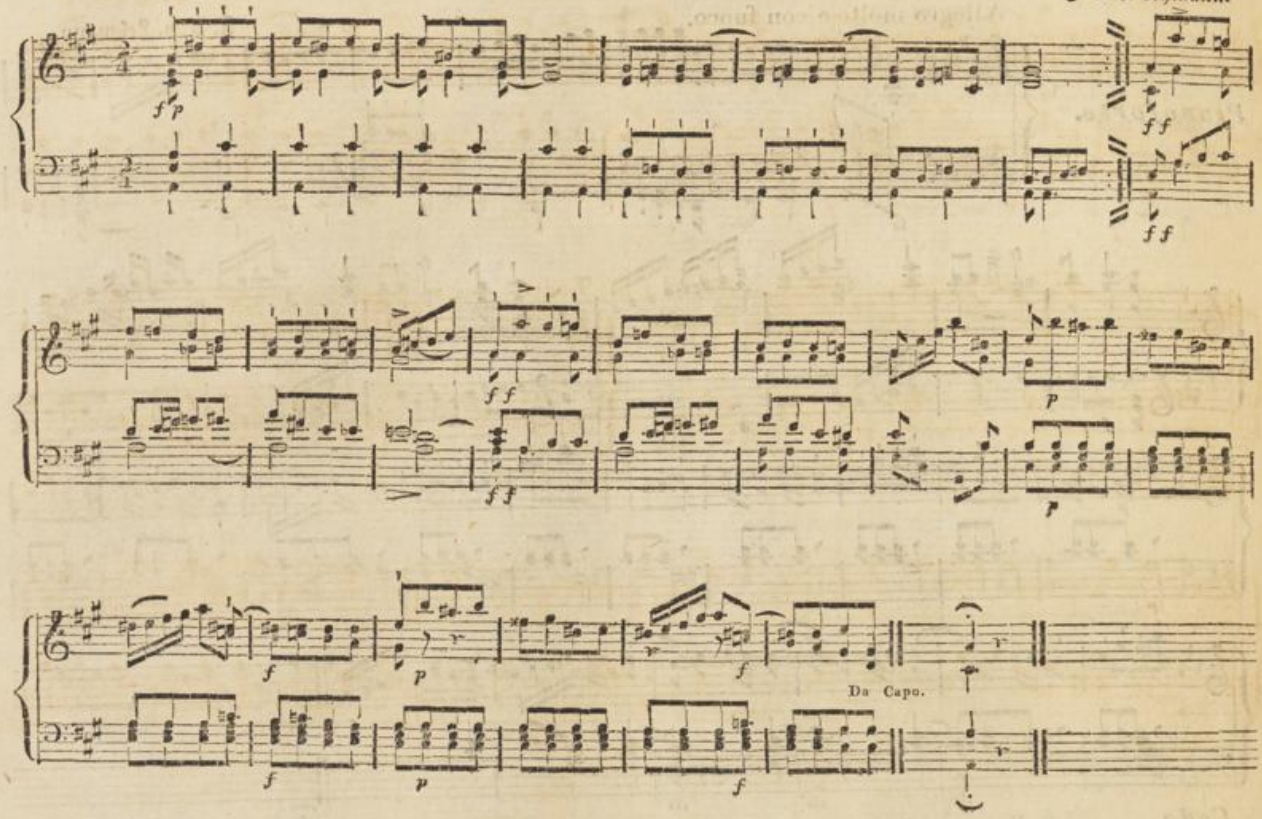
Pianoforte.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Allegro assai.

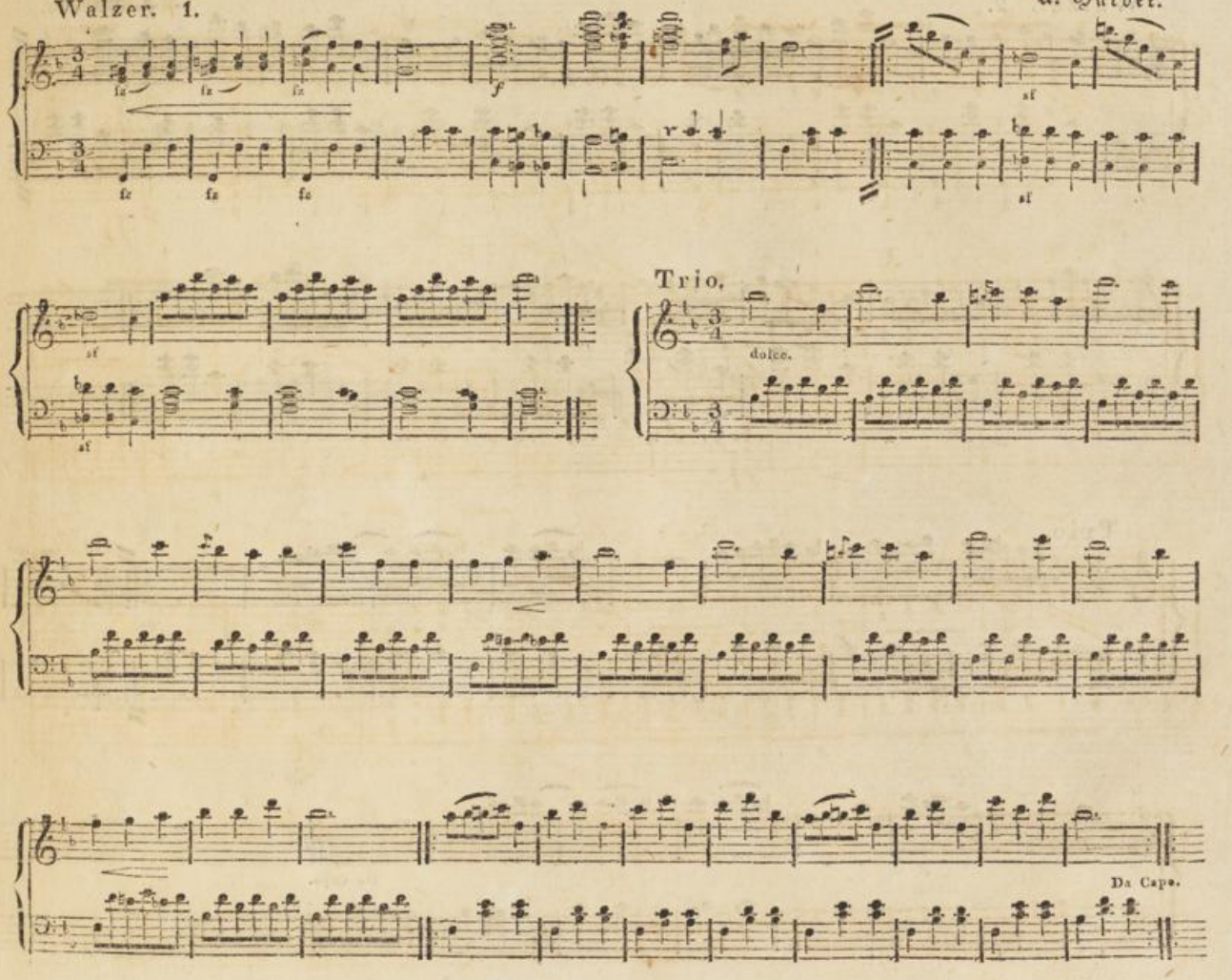
F. A. v. Lehmann.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

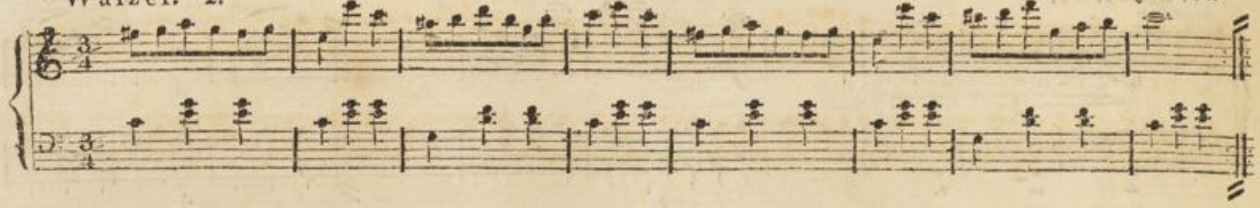
Walzer. 1.

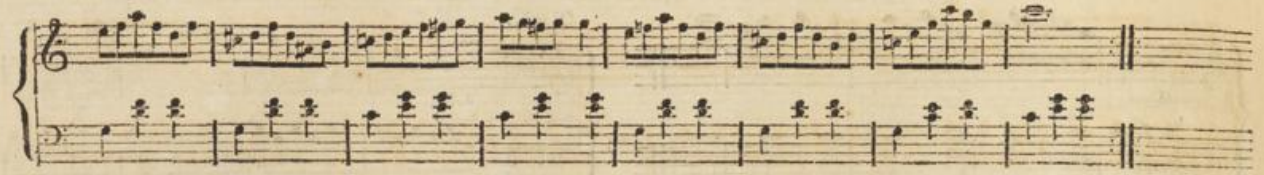
A. Harder.



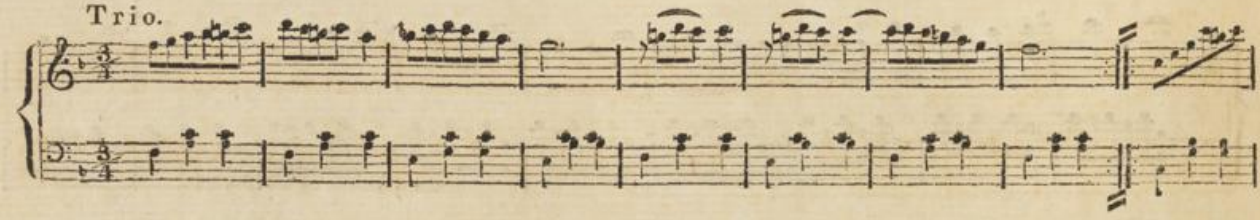
Walzer. 2.

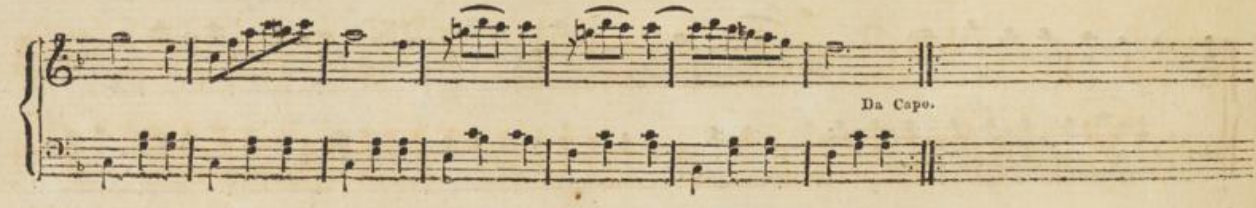
A. Harder.





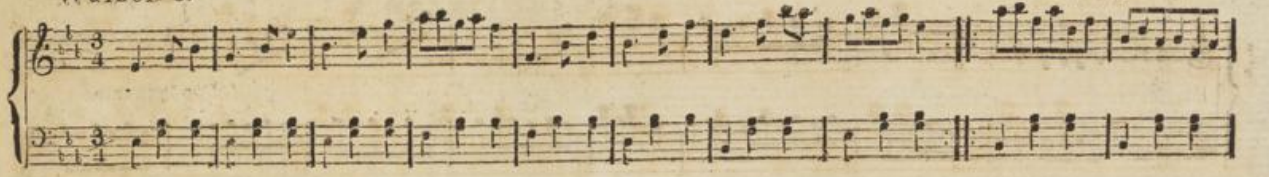
Trio.

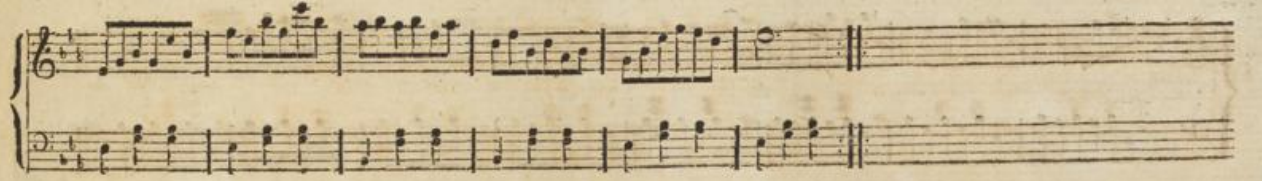




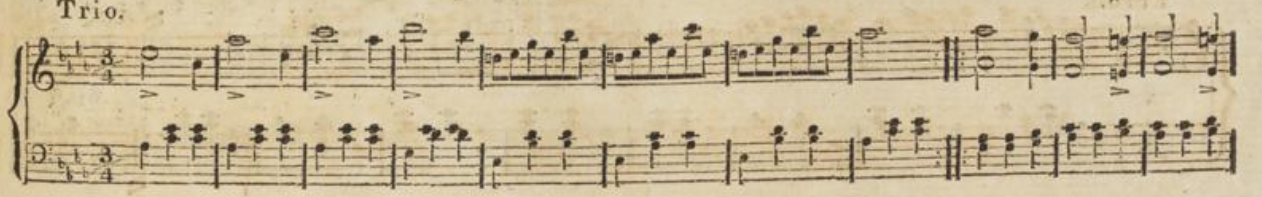
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

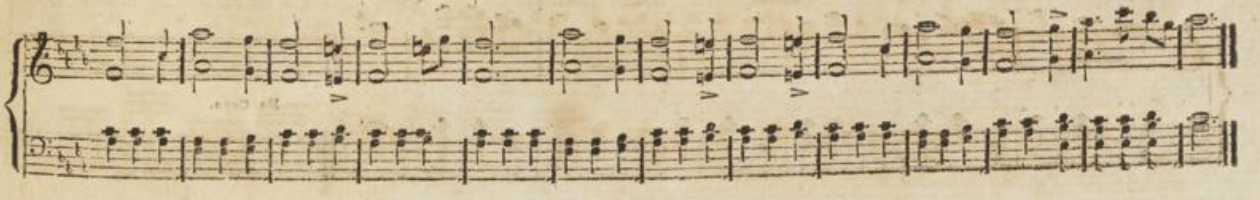
Walzer. 3. A. Harder.





Trio.

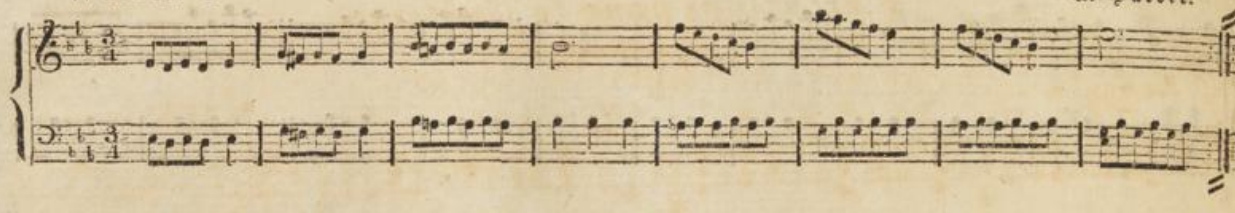


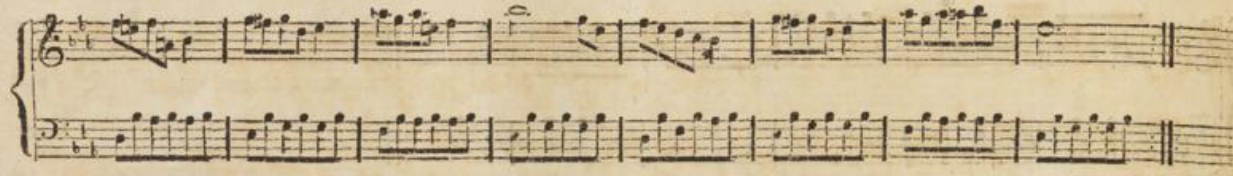


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

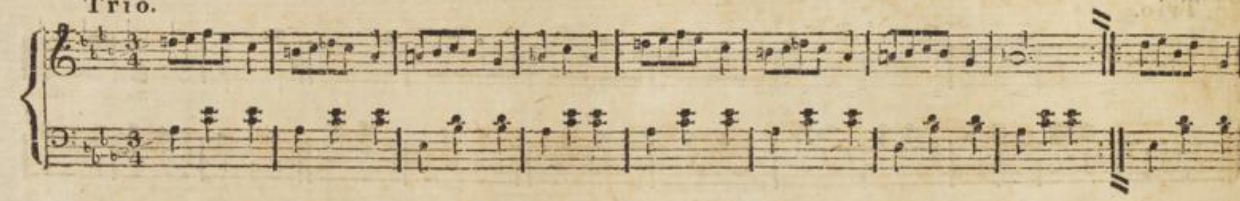
Walzer. 4.

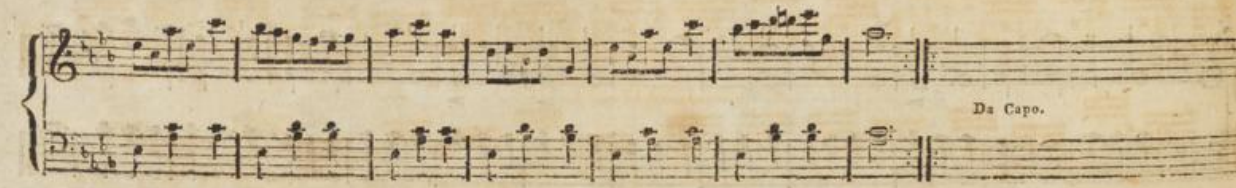
A. Harder.





Trio.



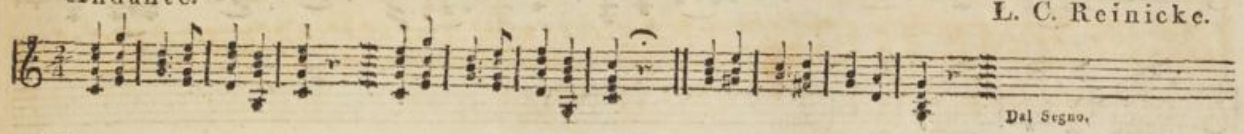


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

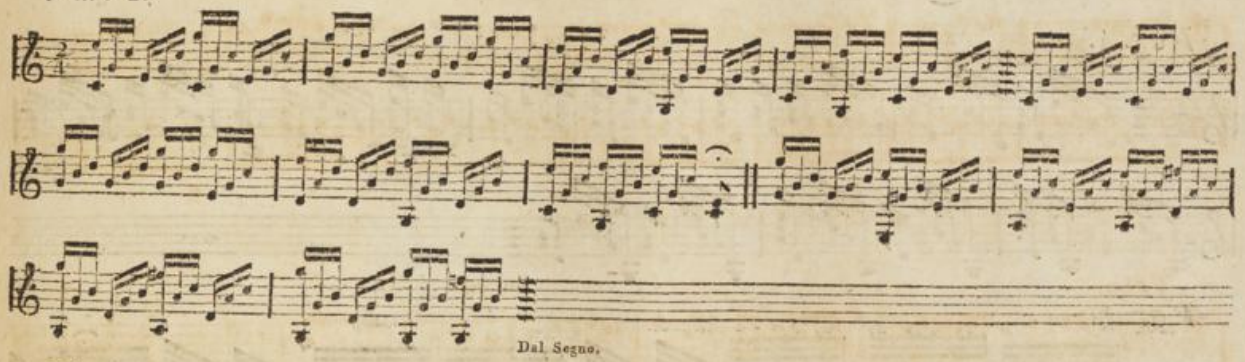
Variations pour la Guitarre.

Andante.

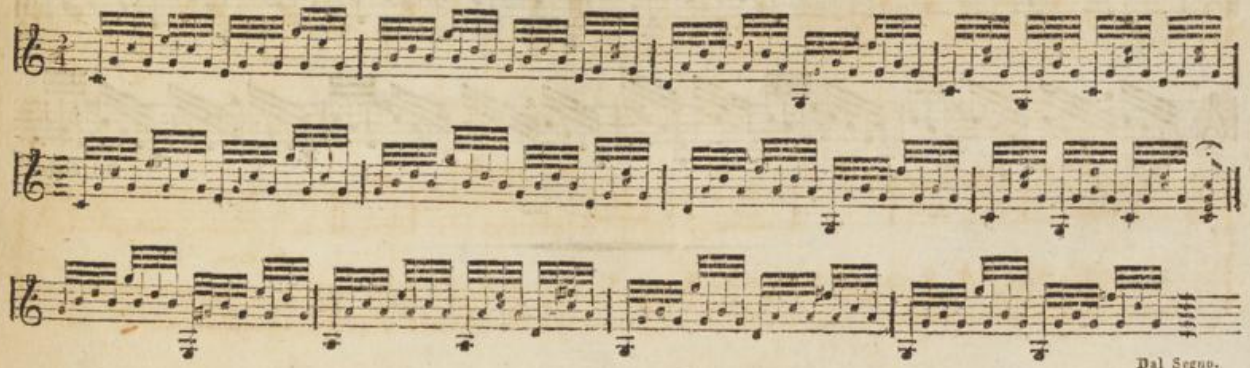
L. C. Reinicke.



Var. 1.

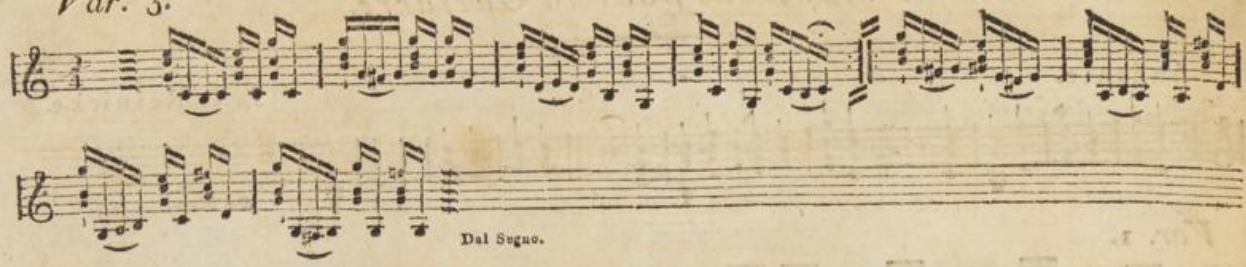


Var. 2.

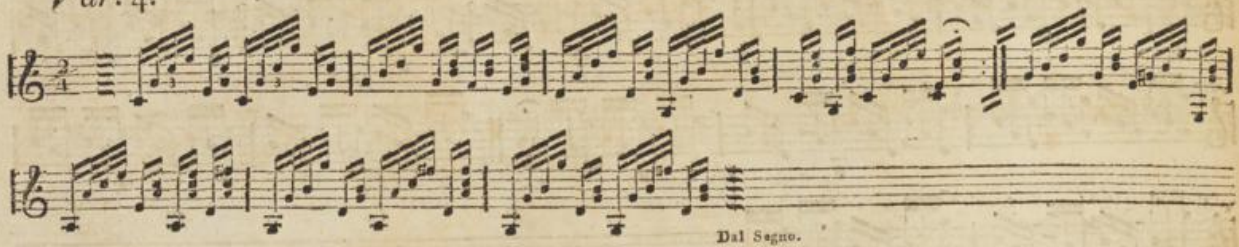


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

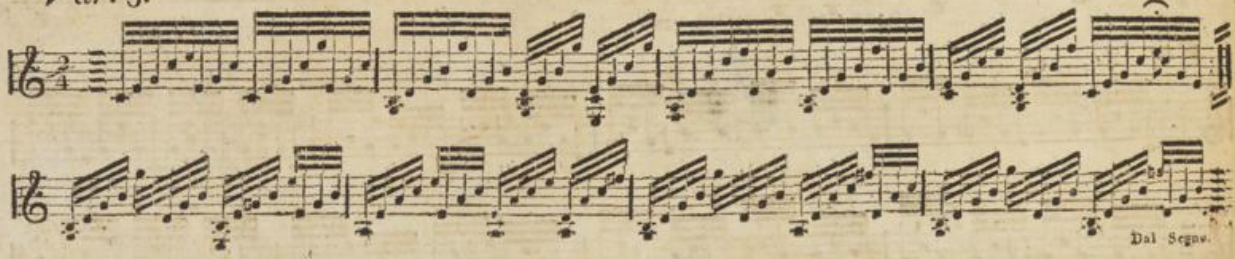
Var. 3.



Var. 4.



Var. 5.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

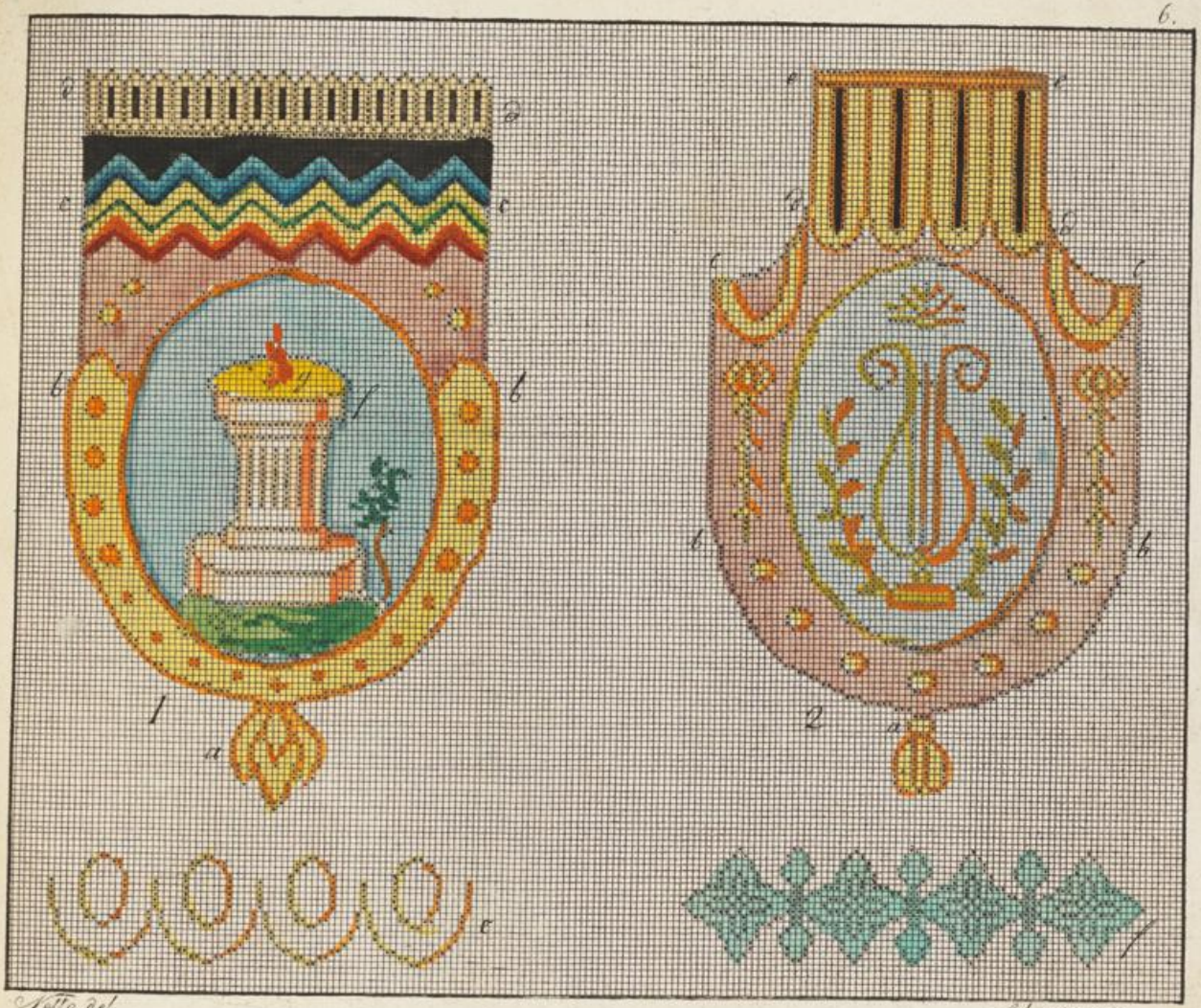
V.

Weibliche Kunstarbeiten.

1. Drey neue Arten zu Stricken.
   a. Das Golddrath-Stricken.
   b. Das Bouillon-Stricken.
   c. Das wattirte Stricken.
   d. Tapisserie- oder Carre'-Strickerey.
2. Stickerey.
   a. Das Musselin-Sticken mit durchbrochenen Knötchen.
   b. Das Zugsticken in Musselin.
   c. Das Marly- oder Gaze-Sticken.
3. Künstliche Näharbeiten.
4. Anweisung zur Blumen-Fabrikation.
5. Ueber Stroharbeiten.
6. Ueber Papparbeiten.
7. Arbeiten mit Klöppeln und Schiffchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

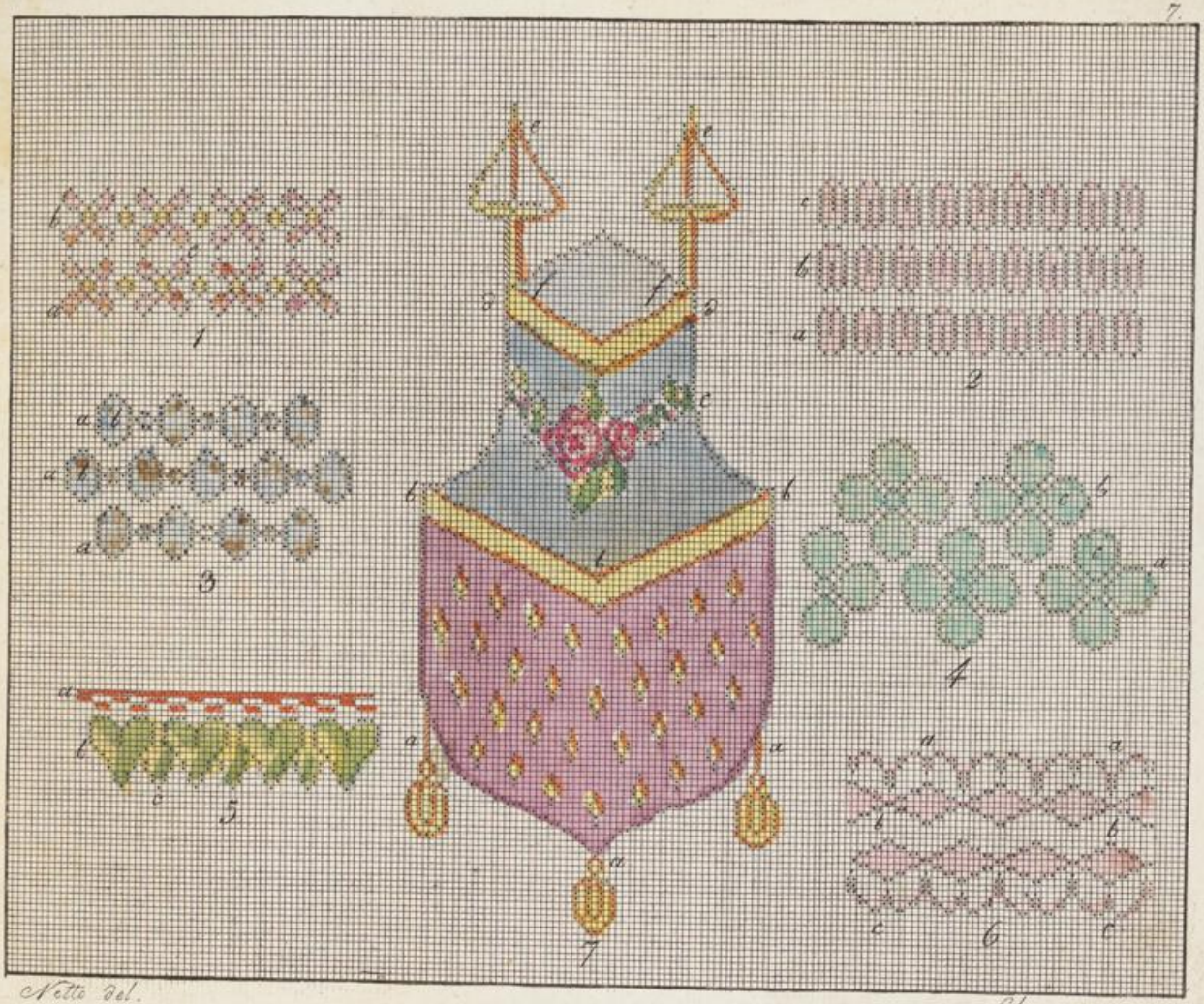
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Netto del.

Lehmann sc.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Nette del.

Lehmann sc.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Drey neue Arten zu stricken.

Die Kunst zu stricken ist durch die mannichfaltigen und sinnreichen Arten zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß, neue Muster ausgenommen, in Zukunft wohl schwerlich noch viel Neues in diesem Fache zum Vorschein kommen dürfte. Indessen will ich die Damen in diesem Toiletten-Geschenk noch mit drey neuen Arten zu stricken bekannt machen. Die erste ist

Das Golddrathstricken,

welches in der Türkey gebräuchlich, und mir nur erst seit kurzem bekannt worden ist. Das Golddrathgestricke ist brillant und von vorzüglicher Dauer. Auf Taf. 6. und 7. habe ich einige besondere Muster dazu entworfen.

Man kann nämlich von bloßem Gold- oder Silberdrath, ohne Zuthun von Seide, ganze Börsen oder Geldbeutel stricken; nur muß man sich in den Gold- und Silber-Fabriken den Drath sehr gut ausglühen lassen, damit er die Sprödigkeit, welche er durch das Zieheisen erhält, und die dann ein immerwährendes Zusammenrollen verursacht, verliere.

Zu dieser Strickerey werden Nadeln erfordert, in denen an dem einen Ende, wie bei einer Tambourin-Nadel, Häkchen eingefeilt sind, um den Drath damit durchzuziehen. Sie müssen etwas stark und sehr fein polirt seyn, damit das Rauhe die Vergoldung nicht abziehe.

Der Biegsamkeit wegen werden die Anfangsmaschen von gesponnenem Gold- oder Silberfaden aufgeschlungen. Der Goldfaden muß aber mit dem Golddrath einerley Stärke haben *).

Will man also z. B. den Beutel Nr. 2. auf Taf. 6. stricken, so werden zuerst die drey Maschen unten bey a mit gesponnenem Goldfaden drey Mal

*) Golddrath ist nichts anderes, als feiner übergoldeter Messingdrath, ohne Seide; Goldfaden dagegen besteht aus Seide, die mit geplättetem Golddrath übersponnen ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

herum gestrickt, und dann der Golddrath an den Goldfaden angedreht und damit fortgestrickt. Ein solcher Beutel wird zwar etwas spröde und starr, allein elastisch und biegsam ist er dessen ungeachtet. Man kann auch abwechselnd mit Golddrath und gourdonnirter Seide stricken, und vermittelst der Seide alle mögliche Zierrathen, als Altäre, Namen, Devisen und dergleichen formiren; so wie dagegen in seidene Börsen einzelne Partien, z. B. Medaillons, kleine Bordüren ꝛc. von bloßem Drath eingestrickt werden können.

Das Bouillon-Stricken.

Dieß ist eine sehr einfache Art zu stricken, und wird bloß angewendet, die Geld-, Tabaks- und Arbeitsbeutel zu verzieren. Man kann mit seidnem, oder auch mit goldnem Bouillon stricken. Im letztern Falle nimmt man Glanz- oder Rausch-Bouillon dazu. Man wählt schwache gedrehte Seide und schneidet den Bouillon in kleine Stückchen, etwa so lang, als drey oder vier Maschen in der Breite betragen. Diese kleinen Stückchen werden auf die feine gedrehte Seide gereiht, so wie man Granaten aufzieht. Will man nun in Geldbörsen einzelne Streifen stricken, so legt man den Bouillon ein, theilt ihn aus einander, zieht die bloße Seide auf die Stricknadel und strickt zwey Maschen ordinair. Hierauf wird wieder der Bouillon-Faden eingelegt, und so erhält man reihenweise die Maschen auswendig von Bouillon und inwendig von Seide. Mit dem Bouillon können auch in hervorgezogenen Maschen — wie im Ersten Toiletten-Geschenk S. 105., 10) erklärt ist — die Füllungen ausgezogen werden, wie z. B. in dem Arbeitsbeutel Taf. 7. die kleinen Muschen von acht Maschen alle hervorgezogen gestrickt, und mit goldnem oder silbernem Bouillon überzogen werden können. Ist der Grund des Beutels dunkelviolet und die Muschen Silber oder Gold, so wird ihm dieses ein schönes Ansehen geben. — Die Gründe Nr. 1. 2. u. 3. auf Taf. 7. sind ebenfalls zu Gold-Bouillon bestimmt.

Das wattirte Stricken.

Das wattirte Gestrick ist, wegen seiner Wärme und Haltbarkeit, besonders zu Beinkleidern und Kamisols zu empfehlen. Es erfordert ein sehr egales Wollengarn und eine ebenfalls sehr egale Seide, die mit dem Wollengarn von gleicher Stärke seyn muß. Seide und Wollengarn sind jedes auf einen besondern Knauel gewickelt. Man kann es bandweise, oder auch im Zirkel stricken. Zuerst wird eine Anzahl Maschen von bloßer Seide auf lange Nadeln aufgeschlungen, sodann wird abwechselnd, drey Reihen hindurch, eine Masche von Seide und eine von Wolle gestrickt. Hierauf wieder ein Mal hin und her mit dem seidenen Knauel alle Maschen von Seide gestrickt; sodann wieder drey Reihen hindurch immer eine Masche von Wolle und die andere von Seide, und nun wieder hin und her bloß Seide gestrickt u. s. f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieses Verfahren giebt folgendes Resultat: inwendig bilden die wollenen Maschen durch alle drey Reihen ein besonderes Gestrick für sich, so wie die seidenen Maschen ebenfalls durch alle drey Reihen ein besonderes Gestrick von außen bilden. Man erhält also ein doppeltes Gestrick, das auf der einen Seite aus Wolle, auf der andern aus Seide besteht, und das durch das Hin- und Her-Stricken mit dem bloßen seidenen Faden mit einander verbunden ist. Es macht einen angenehmen Effekt und ist sehr warm.

Erklärung der Kupfertafeln zur Strickerey.

Taf. 6. Nr. 1. Eine Geldbörse, die zu einem Angebinde an Geburtstagen, oder als Geschenk bey Verbindungsfesten passend ist. Die Quaste a kann gestrickt werden. b b ist die Weite, c c der Theil, wo der Zug angebracht wird, wenn bei d d die schwarzen Streifen ausgefüllt sind. Die Börse wird eigentlich rund gestrickt, und das Muster ist auf zwey Seiten eingetheilt.

Nr. 2. Ebenfalls ein Geldbeutel, in gleichem Verhältniß zu Nr. 1., nur daß bey c c schnell abgenommen wird. Die Streifen, die von d nach e laufen, werden auf Patent-Art gestrickt, damit diese Verengerung mehr ausdehnbar sey, wozu überhaupt das Patent am besten geeignet ist.

Taf. 7. Nr. 1. 2. 3. 4. 5. u. 6. sind bloß neue façonnirte Gründe, zu Kinderkleidchen, Beinkleidern, Westen, Tüchern u. s. w. Nr. 7. stellt eine neue Art Arbeitsbeutel dar. a a a sind Garnir-Quasten, die gestrickt, oder auch, nach Taf. 18., von Seide, Wolle, Glanzgarn oder Spinal formirt werden können. Bey b b b wird angefangen Patent zu stricken, und die Blumen-Guirlande bey c durch hervorgezogene Maschen gebildet. e e sind gestrickte Ziehbänder, die jedoch auch mit seidenem Band verwechselt werden können. f f zeigt den viereckigen Raum, den der Beutel, wenn er fertig ist, macht.

Netto.

Tapisserie, oder Carré-Strickerey.

Noch immer beschäftigen sich Damen mit gestrickten Tapisserie-Arbeiten. Das Stricken hat in diesem Artikel vor dem Sticken den Vorzug, daß es in Gesellschaft und freundschaftlichen Zirkeln verrichtet werden kann. Auch kann man diese Strickerey theilweise einzeln verfertigen, und sodann, der Haltbarkeit und Akkuratesse wegen, auf Gaze setzen und zusammen nähen. Zu dieser Absicht sind diesem Toiletten-Geschenk zwey Kupfertafeln von A. Philipson beygefügt, die ihrem Zwecke ganz entsprechen werden.

Die Bordüre Nr. 1. auf Taf. 3. kann an Ofen-

schirme, Sopha- oder Wagendecken ꝛc. gestrickt werden. Der perlfarbene Grund wird mit ordinairen Maschen gebildet, die laufende gold- und karminfarbene Arabeske aber mit hervorgezogenen Maschen. Damit diese Felbelart aus dem perlfarbenen Grunde erhaben hervortrete, so wird diese Arabesken-Bordüre, wenn sie z. B. zu einem Ofenschirm angewendet wird, entweder auf Gaze, oder schwarzes Tuch, oder Zeug gesetzt, und so einen angenehmen Effekt machen.

Nr. 2. 3. 4. u. 5. sind schmale Bordüren, die z. B. an Reitdecken gestrickt, und auf paille oder aschgraue Tuchdecken aufgarnirt werden können.

Nr. 6. ist eine sehr schöne Bordüre zu Sopha- und Stuhlkappen. Wenn der Grund der Stuhlkappen schwarz, und die violetten Blumen mit hervorgezogenen Maschen gestrickt werden, so wird sich das Gestricke sehr heben.

Nr. 7. u. 8. sind bloß Gründe, zu Kaffee-Servietten, Wagendecken u. dgl.

Taf. 9. stellt eine Landschaft dar, die als Mittelstück in Ofenschirme, Fußtapeten, Sopha- oder Wagendecken gestrickt werden kann. Die ganze Landschaft, als Bäume, Rasen, Grund und Steine, können mit vorgezogenen Maschen gebildet, Wasser aber und Luft, so wie die Durchsicht unter den Brückenbogen, müssen mit glatten Maschen gestrickt werden, damit das Sammetähnliche vor dem Glatten hervorsteche.

Diese Tapisserie-Arbeiten können auch vermittelst der Carre'-Strickerey auf Gaze (Erstes Toiletten-Geschenk, S. 113.) ausgeführt werden, und müssen sich ohne Zweifel nicht minder schön ausnehmen.

Netto.

Stickerei.

Von der Schattirstickerey ist man jetzt gänzlich abgekommen. Entweder ganz reich in Gold und Silber, oder üni orange, grau und goldgelb, oder üni weiß, mit durchbrochener Hohlnath oder Spitzenstich, das sind die jetzigen Moden. Vorzüglich beliebt sind drey ganz neue Arten: Das Musselin-Sticken mit durchrochenen Knötchen, das Zugsticken und das Marly- oder Gaze-Sticken.

1) Das Musselin-Sticken mit durchbrochenen Knötchen.

Das Knötchensticken war schon vor einem Jahre bey uns bekannt, allein seitdem hat es sich in Ansehung der verschiedenen Größe der Knötchen und durch die Durchbrechung als Spitzenstich so vervollkommnet, daß es als eine neue, von der alten ganz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Netto f

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verschiedene Art betrachtet werden kann. Es soll daher auch einen vorzüglich ausgezeichneten Artikel dieses Jahres abgeben.

Man wähle z. B. zu einem Halstuche sehr feinen Ostindischen Musselin und spanne ihn in einen Rahmen ein. Sodann wird das Muster Nr. 1. Taf. 10. unter den Musselin gelegt und oben darauf abgezeichnet. Man zieht aber zuerst einen Faden e e, um sich mit den Mustern genau nach der Fadenlänge richten zu können. Die unterste Kante wird zuerst gestickt, d. h. man fängt an der Spitze der Perlenbogen an. Bey der ersten Perle, welche klein ist, wird der Faden nur ein Mal um die Nadel geschlungen, bey der zweyten aber, welche etwas größer ist, zwey Mal. Ist nun der obere Perlenrand nebst den Blätterbogen gestickt, so werden vermittelst einer Schneidenadel, wovon man die eine Schneide weggeschliffen hat, in den Räumen f f zwischen Perlen und Blättern die Querfäden ausgebrochen. Sodann nimmt man von den gebliebenen Fäden immer drey und drey, und näht sie mit feinem Lothzwirn zu einem Faden zusammen, worauf diese Bogen, wie f f zeigt, ausfallen. Die Muschen e e werden erst mit starkem baumwollenen Garn unterstochen, und sodann mit Glanzgarn, wie die Schraffirstriche zeigen, überstickt.

Das Hauptdessein oder der Gang ist eine Perlenschnur, woraus gezogene Garnsprossen hervorgehen. Die Erdbeerenblätter b b b b werden von weißem Schweizer-Garn, wie die Schraffirstriche zeigen, gestochen. Mitten im Blatte fallen die Stiche zusammen, wo auf der bleibenden Lücke kleine Knötchen geknüpft werden. Die Erdbeeren selbst werden durch Garnknoten formirt. Der Umkreis oder der Rand der Beere wird alle Mal zuerst gestickt, und sodann der innere Raum nach und nach mit Knoten ausgefüllt. Wollte man die Beeren in der Mitte anfangen, so würde es nicht möglich seyn, ihnen die gehörige Rundung zu geben.

Das Dessein Nr. 2. auf Taf. 10. ist mit doppeltem Spitzenstich. Der innere Raum der Urnen a, welcher ausgestochen werden soll, wird zuvor, wie die punktirten Linien zeigen, mit Kreuzfäden belegt. In jedes dadurch gebildete Quadrat wird sodann mit einer Stopf- oder starken Nähnadel ein Loch gestochen, und die oben aufliegenden Kreuzfäden mit feinem Lothzwirn umnähet, jedoch so, daß die Stiche alle Mal das Loch mit fassen. Diese Stickerei hat völlig das Ansehen wie Spitzengrund. Sie ist im Anfange etwas mühsam, aber auch viel dauerhafter als der geklöppelte Spitzengrund, der eingesetzt werden muß, und am Rande, wenn es nicht plump ausfallen soll, öfters nicht gehörig befestigt werden kann. Ueber die Franzenbogen werden die Perlen in Knoten geschlungen. Die Fäden der Franzen werden gezogen, so wie man Fäden zieht, wenn man stopfen will. Man fängt oben bey der Perle an und zieht schlangenförmig, d. h. so, daß abwechselnd zwey Fäden über, und zwey unter die Nadel kommen, bis an e, als den äußersten Rand der Franze. Jetzt sticht man mit der Nadel bey e herauf, und legt den Faden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit einem Stich in die Perle zurück. So erscheint der Faden links gezogen, wie gestopft, rechts aber, wie ein glatter Stich in der Franze.

2) Das Zugsticken in Musselin.

Wegen des lautern feinen Gewebes zieht sich aller Musselin in der Stickerey. Vor kurzer Zeit erfand man in den Französischen Sticker-Fabriken das Zugsticken. Dieses besteht in einer Art Stopferey, dergleichen auf Taf. 10. Nr. 2. beym Franzenstich vorkam. Diese Zugstiche zerreißen keine Fäden und dehnen sie nicht aus einander, da der gewöhnliche Stich, wegen straffer Anziehung, den Musselin öfters ganz ruinirt. Man kann auf diese Art auch mit geschmeidigem Stechgolde ganze Partien sticken, besonders wenn die eine, d. i. die linke Seite mit Zug (d. h. so, daß abwechselnd zwey Fäden auf die Nadel, und wieder zwey unter dieselbe kommen) gestickt wird. Der obere Stich auf der rechten Seite wird dann glatt retour gestochen.

Auf Taf. 11. im Muster 2. werden die Federn aa auf Zugart gestickt. Oben an dem Rande derselben sind c noch besonders starke Schraffirstriche angebracht, welche Stiche mit starkem Garn bedeuten, die man oben auf die Federn aufsticht, welches in ganzen Partien öfters nöthig ist. Die Zugstickerey bekommt dadurch ein außerordentlich schönes Ansehen. Kleine Blätter, wie z. B. in den Knötchen-Partien bbb die schmalen Schilfblätter, werden erst mit starkem baumwollenen Garn der Länge nach unterstochen, und sodann diese untergestochenen langen Stiche mit Glanzgarn, oder anderm feinen baumwollenem Garn, in kurzen Stichen in die Quere überstochen, so wie es die Schraffirstriche zeigen.

Man wird hieraus abnehmen, daß sich Zugstiche nur in großen Partien gut ausnehmen, wie z. B. in Nr. 1. Taf. 11. die Blätter bb. Kleinere Blätter und dergleichen muß man also lieber mit ordinairen Stichen sticken.

3) Das Marly- oder Gaze-Sticken.

Zur Marly- oder Gaze-Stickerey, welches einerlei ist, ist unstreitig der Englische Musselin dem Indischen vorzuziehen. Der Faden ist runder und stärker, so wie überhaupt von härterer Baumwolle, und daher zu Marly oder Gaze sehr geeignet.

Man durchbricht oder benäht den Musselin zur Gaze, weil er dann haltbarer ist als Filoche oder Pettinet. Es können ganze Stücken Musselin zu ganzen Kleidern u. dgl. in Streifen oder Quadraten, Kanten an Tüchern, auch der Mittelgrund durchbrochen und durch Stickerey verschönert werden.

Daß dergleichen durchbrochener und dem Marly ähnlich gemachter Musselin viel dauerhafter ist, als aller eingesetzte Spitzengrund, Pettinet und Filoche, ist bekannt. Denn sollen eingesetzte Sachen halten, so müssen entweder plumpe Verzierungen angebracht, oder es muß eingesäumt werden, wodurch dann

die Stickerey genirt wird und ein schweres Ansehen erhält.

Der Musselin wird eingespannt, und die Partien, welche durchbrochen werden sollen, mit Bleystift vorgezeichnet. Dann werden vermittelst einer mit dem Oehr in ein Hölzchen gesteckten Schneidenadel die Fäden ausgezogen und abgeschnitten, wo man es für gut befindet. Es werden aber alle Mal zwei Fäden, so wie auf Taf. 12. Nr. 4. u. 6. zu sehen ist, nach den Punkten b, sowohl vom Aufzuge, als vom Einschusse, herausgezogen. Von den gebliebenen Ketten- und Einschuß-Fäden werden sodann immer zwey und zwey mit ganz feinem Lothzwirn zu einem Faden umnäht, wodurch eine gitterartige Fläche entsteht, die dem Marly sehr ähnlich sieht, worauf nun entweder kleine Bouquets, wie in Nr. 4., oder, sind es Streifen, Nr. 3. auf Taf. 10. gestickt werden können.

Künstliche Näharbeiten.

Die feine Nätherey mit durchbrochenem Hohlnähdeln, welche ein so vortreffliches Ansehen gewährt, wird immer allgemeiner. Ich habe also für dieses Toiletten-Geschenk abermals einige neue Muster geliefert, von denen ich mir schmeichle, daß sie die Damen nicht ohne Geschmack finden werden.

Das Muster Nr. 2. auf Taf. 12. kann man entweder ganz auf der Hand ausnähen, oder auch durchbrechen. Zieht man Fäden aus, wie bey der Marly-Arbeit gelehrt worden, so muß man nur darauf Rücksicht nehmen, daß vorher die Federn cc ganz umstochen, und dann erst die Fäden in bb ausgezogen und dicht an den gestochenen Stichen mit der Schneidenadel abgeschnitten werden. Diese sich kreuzenden Fäden umsticht man sodann mit feinem Lothzwirn *). Um die Perlen auf der Hand gehörig rund zu nähen, stärke man alten Batist sehr steif, nehme ein rundes Durchschlageisen **) und schlage sich runde Plätzchen oder Perlen damit aus, welche man erstlich mit einzelnen Stichen aufheftet und sodann übernähet. Das Unterlegen solcher Perlen ist auch deswegen nöthig,

*) Bey der Stickerey wird zuerst die Durchbrechung vorgenommen, weil da der Musselin straff eingespannt ist und also die Façon nichts verliert. Auf der Hand aber ist es umgekehrt; da muß zuerst die Nätherey vollzogen werden.

**) Die man sich bey einem Schlosser oder Sägeschmid verfertigen läßt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

damit sie sich bey dem Waschen nicht, wie die Papierperlen, zusammen rollen.

Man näht jetzt häufig auch doppelten Spitzenstich durch unterzogenen Batist-Zwirn. Zu diesem Behuf diene das Muster Nr. 5. auf Taf. 12. In den Partien bbb werden übers Kreuz Fäden gezogen und mit sehr feinem Batist-Zwirn aufgenäht. In die Quadrate werden mit starken Stopfnadeln Löcher gestochen, und ebenfalls durch feine Stiche mit Batist-Zwirn gleich an die gezogenen Fäden festgestochen, damit die Löcher beym Waschen nicht wieder zufallen. a in Nr. 5. ist einfacher Spitzenstich.

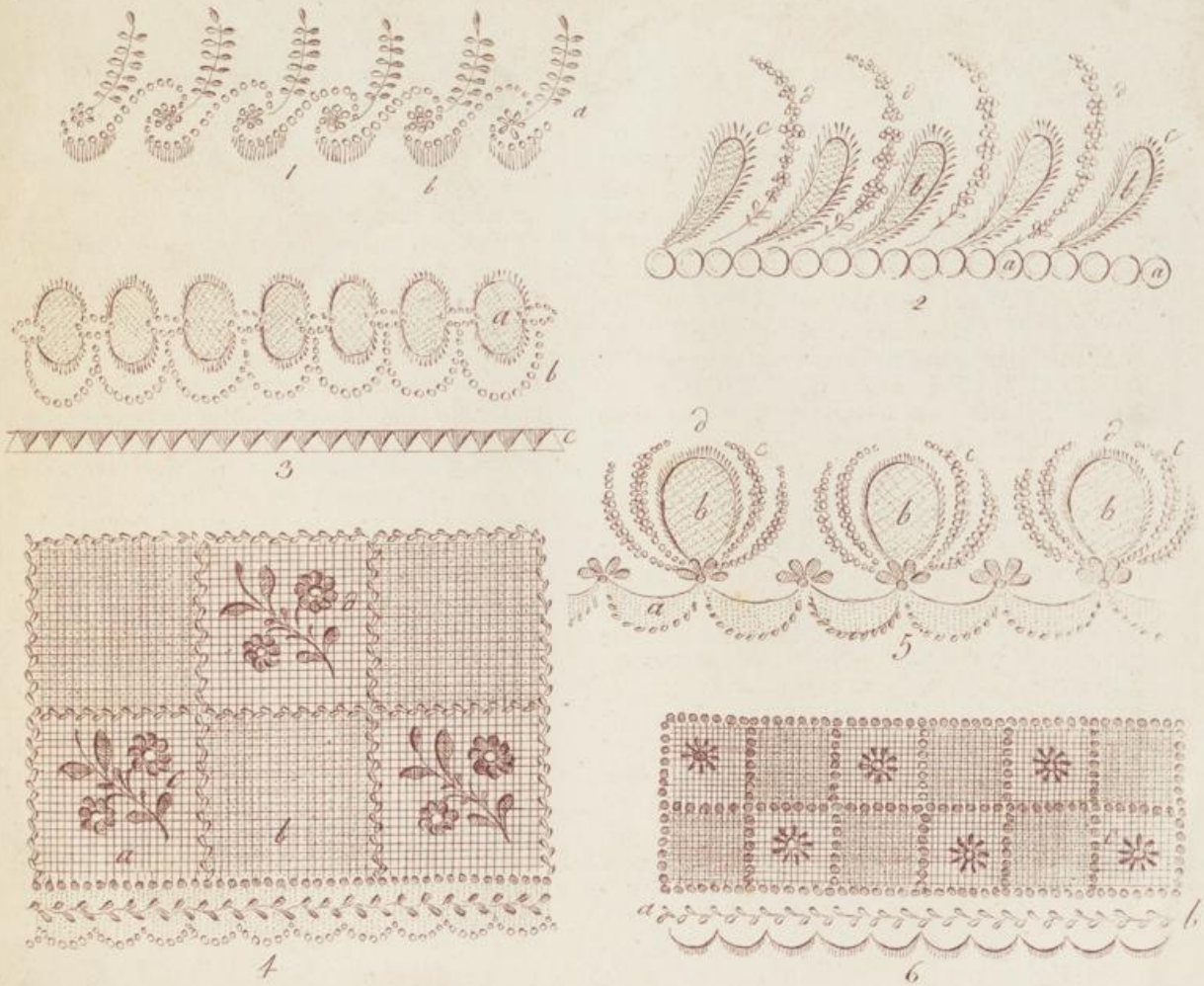
Herren- und Damen-Tücher werden jetzt ganz anders gesäumt, als sonst. Nr. 1. auf Taf. 13. ist der sogenannte Figaro-Saum, welcher auf folgende Weise verfertigt wird. Man bemerkt mit dem Zirkel um das ganze Tuch herum Punkte, wie die punktirten Linien a zeigen, und macht nach denselben mit einer feinen Schere kleine Einschnitte, b. Diesen abgeschnittenen Theilen bricht man sodann die Ecken um, so daß sie lauter Dreyecke, c, bilden, welche endlich nach d übergelegt und so fest gesäumt werden. Bey feinen Musselin-Tüchern und dergleichen, die sehr lauter sind, stechen diese dichtern Dreyecke gegen den durchsichtigern Grund sehr ab und gewähren ein schönes Ansehen. Zwischen diese Figaros kann man auch noch kleine Federn, e, auf der Hand einnähen.

Der Bogensaum Nr. 2. ist noch schöner. Man mache in den Distanzen aaa Bogen, wie es sonst gewöhnlich war, d. h. man stärkt das Tuch erstlich ein wenig steif, zeichnet sich Bogen vor, die herauswärts nach dem Rande des Tuchs zufallen und umsticht sie mit Schlingen, wie man Knopflöcher in feinen Hemden macht. Ist man damit fertig, so werden die Bogen ins Tuch eingeschlagen, wie b zeigt, und mit Stichen, wie man sie bey c sieht, festgestochen. Wenn diese Säume vollkommen schön ausfallen sollen, so müssen sowohl die Bogen, als auch die Dreyecke in Nr. 1. in einer geraden Linie umbrochen werden. Um dieses desto genauer und sicherer zu treffen, ziehe man einen Faden, wo die Umbrechung geschehen soll.

Nr. 3. ist bey a ein simpler Saum. Um diesen zu verschönern, nehme man vierdräthigen Batist-Zwirn und mache Knötchen in Bogen von gleicher Weite. Die drey Schilfblätter über den Bogen sowohl, als die drey kleinern zwischen denselben, werden von Glanzgarn gestochen.

Nr. 4. ist ein Tambourin-Saum. Man breche einen Saum von der Breite aa, d. h. einen reichlichen Viertelszoll, um, nähe diesen sehr glatt mit egalen Stichen ein, und zeichne das Muster à la grecque darauf, welches vermittelst einer feinen Nähnadel mit Hinterstichen, oder mit einer Tambourin-Nadel tambourirt wird. Ist dieses geschehen, so schlägt man mit einem ovalen Stempel kleine Batist-Perlen aus, die dann nach der Zeichnung bb aufgeheftet, und mit Glanzgarn überstickt werden. Die Blätterchen werden ebenfalls mit Glanzgarn gestickt.

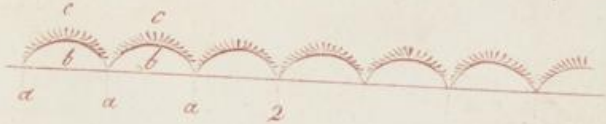
Bei



Netto f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1



2

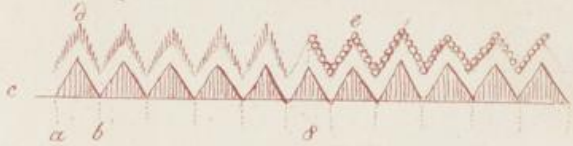
3

4

5

6

7



8

9

10

Netto fec.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bey Nr. 5. werden erstlich die Bogen a a entweder im Tuche ausgezackt, oder von starkem Zwirn daran gemacht, und sodann mit Ochis-Schlingen, die weiter nichts als Knopflöcher-Schlingen sind, umschlungen. Nun bricht man die Bogen in einen Saum über, der aber nur locker angenäht, und dann von halbem zu halbem Zoll quer über zusammengereiht wird. Dieses Zusammengereihte wird abwechselnd ein Mal hinauf nach den sechsblättrigen Röschen, und das andere Mal nach den Bogen zu, gezogen und fest geheftet, worauf dieser Saum das Ansehen wie bey c bekommt. Oben werden dann fünfblättrige Blumen mit Glanzgarn genäht, oder von sehr starkem Zwirn je fünf Knötchen zu Röschen formirt.

Bey Nr. 6. wird ein Saum leicht eingeschlagen, der aber nicht so breit ist, als die Sternchen. Man lasse sich ein Ringeleisen *) machen, schlage sich von Batist solche Ringelchen aus und hefte sie erst mit vier Stichen fest. Sodann steche man mit einer Stopfnadel ein Loch durch den Saum, mitten im Ringel, und umsteche diese Ringelchen mit langen Stichen, so wie das Muster zeigt, a b c. Zwischen jedem Sternchen (Sönnchen oder Rosettchen, wie es die Stickermädchen nennen) werden dann vier Knoten, d d, geknüpft.

*) Alle Arten zu dieser Nätherey und Stickerey geeigneter Stempel von Englischem Stahl schneide ich selbst, und ist auf Bestellung das Stück für 16 Gr. bey mir zu erhalten. Netto.

Nr. 7. Es wird ein gewöhnlicher Saum, a, gemacht, und sodann mit Ochis-Schlingen Bogen von starkem Zwirn angekettet. Diese Bogen werden aber mit dem einen Ende, wie man bey b b b sieht, über den Saum geführt, und oben bey c c c kleine halbe Sterne gestochen.

Nr. 8. sind Figaros, wie Nr. 1. a b zeigt die Distanz der Einschnitte. Sind die Figaros fertig, so macht man mit Bleystift in einer Entfernung von ¼ Zoll die Zacken noch ein Mal nach, wie d zeigt, und sticht sie mit starkem Zwirn vor, worauf sie mit kleinen Stichen federartig ausgestochen werden. Der in Zacken vorgezogene starke Zwirnfaden ist die Richtschnur, damit die kleinen Stiche sehr egal fallen und nicht einer herein, und der andere heraus stehe. Es wird alle Mal über den starken Zwirnfaden dicht hinter demselben eingestochen, so daß er unter die Stickerey kommt, und nach Beendigung derselben nichts mehr von ihm zu sehen ist.

Nr. 9. Wenn zuerst ein ordinairer Saum a gemacht worden ist, so zeichnet man die Blätter b daran, unterstickt sie mit starkem Zwirn, und überstickt sie sodann mit Glanzgarn, in kleinen Schraffirstichen. Bei c werden vier Knötchen geknüpft.

Nr. 10. Der Saum wird wie gewöhnlich gemacht, dann der Bogen a a mit starkem Zwirn gelegt, und wie bey Nr. 8. die Querstriche b b mit feinem Zwirn formirt. Die Blumen c bildet man durch fünf Knötchen.

Netto.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ueber Blumen-Fabrikation.

Unendliche Mal sind die Blumen, von dem grauen Alterthume an, eine Zierde des Damenputzes gewesen. So oft sie auch die Launen der Mode verdrängte, so kehrte man doch immer wieder zu ihnen zurück. In der That werden auch diese reitzenden Geschenke der Natur nie aufhören, durch ihre prachtvollen Farben, die kein Mahler hervorbringen kann, und den balsamischen Geruch, den sie verbreiten, zu ergötzen. Ihr Eindruck erstreckt sich auf jedes Geschlecht und Alter. Man sieht, wie eine Blume dem Kinde, dem Mädchen, der Gattin, der Mutter und der Urgroßmutter Vergnügen macht. — —

Um sich in jeder Jahreszeit mit Blumen schmükken zu können, erfand man, in Italien, die künstlichen Blumen, welche daher noch vorzugsweise Italienische Blumen heißen. Aus Italien ging diese Kunst nach Frankreich über, und es wurden ganze große Blumen-Fabriken errichtet.

Das Alter der Blumen-Fabrikation kann nicht genau angegeben werden. Schon zu Neros Zeiten kannte man sie: denn bey den Gastmählern, die er gab, waren die Tische mit künstlichen Blumen besetzt, die mit dem köstlichsten und theuersten Balsam benetzt wurden. — Vor der Einrichtung der jetzigen Italienischen Blumen-Fabrikation waren die Blumen aus Floretseide sehr üblich, die auf folgende Art verfertigt wurden. Nach Verhältniß der Größe der Blätter, die man machen wollte, nahm man einen großen oder kleinen Büschel Floretseide, welcher nach der Länge, wie man ihn brauchte, geschnitten wurde. Die Floretseide mußte mit einem dichten Kamme so gleich als möglich gekämmt werden. Nachher bereitete man von Hausenblase einen feinen Leim, nahm ein Stück Glas, einige Zoll groß, und drehte an das eine Ende des Seidenbüschels einen Drath, um ihn daran zu halten. Nachher legte man die Seide der Länge nach auf das Glas und kämmte sie mit einem dichten elfenbeinernen Kamme aus einander, und suchte sie so weit und dünne als möglich auszubreiten, so daß sie einem feinen Gewebe ähnlich wurde. Alsdann nahm man einen noch feinern Kamm, tauchte ihn in Hausenblasenleim, bestrich damit die schon ausgebreitete Seide auf dem Glase immer mehr und mehr, und machte solcher Gestalt einen dichten Körper daraus, welcher den Coccons ziemlich nahe kam. Wenn der Leim getrocknet war, dann konnte man den so entstandenen Blättern alle beliebige Bildungen und Figuren geben, und mit ihnen eben so verfahren,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Netto fec.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie es jetzt bey den Italienischen Blumen mit den Coccons geschieht.

Auch aus den Federn der Gänse, Kapaunen, Hühner ꝛc. machte man sonst künstliche Blumen, indem man die Federn so schnitt, färbte und ordnete, wie es die verschiedenen Blumen erforderten.

Die ersten und vollkommensten künstlichen Blumen erhielt man, wie bereits erinnert, aus Italien, und zwar aus Siena, im ehemaligen Toskanischen. Die Italiener erfanden nämlich die Kunst, aus den getrennten Häuten der Seiden-Coccons, aus steifem Papier, Pergament, Flohr, seidenen Zeugen, auch aus Sammet, sehr schöne Blumen zu verfertigen. In Frankreich brachte es ein gewisser Wenzel in Fabricirung der Blumen auf den höchsten Grad der Vollkommenheit, und erhielt deshalb ein Patent als Fleuriste de la Reine. — In Deutschland sind Berlin und Wien die Städte, wo diese Blumen in Menge und von vorzüglicher Güte verfertigt werden.

Die künstlichen aus Porzellan gemachten Blumen sind ebenfalls eine Erfindung der Italiener.

Der berühmte Chemiker Seguin in Paris hat zuerst Blumen aus dem Mark des Hohlunderbaums und von gefärbten Silberplättchen gemacht.

Diese künstlichen Blumen sind ein sehr theuerer Artikel, weil sie durch nachlässiges Einpacken, durch ungünstige Witterung und überhaupt während des Transports leicht Schaden leiden und unscheinbar werden, daher die Blumenhändlerinnen diesen Verlust immer durch den Verkauf der andern ersetzen müssen. Also schon der theuere Preis kann einen Bestimmungsgrund abgeben, sich mit der Verfertigung derselben abzugeben. Es ist aber zugleich ein sehr angenehmes Geschäft, womit man bey vorkommenden Gelegenheiten auch seinen Freundinnen und Andern viel Freude machen kann.

Die Verfertigung der Blumen ist eben nicht schwer zu erlernen. Wer eine lebhafte Einbildungskraft besitzt, für den ist ein wenig theoretischer Unterricht, eine leichte Hand, mechanische Zeichenkunst, verbunden mit einigen kleinen Kunstgriffen, hinlänglich, um sich mit Erfolg an diese Kunst zu wagen. Was von der Farbenlehre und Appretur dazu erfordert wird, ist schon aus dem Ersten Toiletten-Geschenk bekannt.

Zu den oben genannten Materialien, woraus man künstliche Blumen verfertigt, muß noch die Leinwand und der Batist-Musselin gefügt werden. Die gewöhnlichsten aber bleiben immer die seidenen Stoffe, als Taffet, Atlas und Sammet. Zu Blättern kann man alten weißen und grünen Taffet gebrauchen, welchen man nach S. 145 ff. des Ersten Toiletten-Geschenks wäscht und von Flecken reiniget.

Die Blätter erfordern verschiedene Nüancen von Grün. Zu den hellern, als Maygrün, Seladon- oder Apfelgrün, Salatgrün, Pistaciengrün, muß man vorzüglich weißen, oder schon hellgrünen, oder sehr blaßblauen Taffet wählen, damit die Couleur angenehm ins Auge falle. Zu Olivengrün,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Couleur de Bouteille, oder andern dunkeln Grünen, kann schon alter Rosa-, oder dunkelblauer, oder zimmetfarbener zum Färben genommen werden, da denn der erste Grund der alten Farbe dunkele Abstufungen gibt. Alle gefärbte Stücken werden in ein Stück zusammengenäht, das man dann mit Band umnäht, in einen Rahmen spannt und appretirt.

Die Appretur muß bey Blumen das Meiste thun, daher sie sehr stark, fest und bindend seyn muß. Man koche ½ Pfund Pergament-Späne in einem Nöseltopf mit Wasser eine gute Stunde lang, jedoch so, daß der Topf immer voll erhalten wird. Wenn man mit einem Löffel ein wenig herausschöpft, und dieses nach dem Erkalten sogleich gallertartig wird, so ist der Leim gut. Mit diesem Leim wird der seidene Stoff zu den Blumen und Blättern appretirt; er macht ihn sehr steif, so daß man sie mit der Schere ausschneiden, oder mit Stempeln ausschlagen kann, ohne daß sich die Fäden ausfasern.

Alle weiße baumwollene Stücke von Batist, Musselin oder Linon werden mit starker Stärke gestärkt, zu welcher beym Aufkochen ein wenig von dem Pergamentleim hinzu gegossen worden, damit sie sehr bindend werde. Die Steifung und Appretur muß alle Mal nach dem Färben erfolgen.

Zu Rosen wird der Batist, Linon oder Musselin erst mit Safflor gefärbt, und zwar partienweise. Eine Partie färbt man hochrosa, oder beynahe inkarnat. Diese Farbe soll Nr. 4. seyn. Dann gießt man ein wenig Wasser zu der Farbe, und färbt eine Partie etwas bläßer, Nr. 3., dann eine Partie noch bläßer, Nr. 2., und endlich eine Partie ganz blaß, Nr. 1. Kann man die Nüancen durch das Zugießen des Wassers nicht treffen, so bereitet man die Rosafarbe zu der Mittelcouleur, und färbt damit alle vier Partien ein Mal. Sodann wenn sie trocken sind, nimmt man drey Partien und färbt sie noch ein Mal, hierauf zwey Partien zum dritten, und endlich eine Partie zum vierten Mal; so erhält man ebenfalls die erforderlichen Nüancen.

Ferner wird Batist zu Schlehenblüthen, Erdbeerenblüthen, zu Kirsch- und Aepfelblüthen, zu Schneeglöckchen, Orangerieblüthen, weißen Rosen u. dgl. gebraucht.

Flohr, Krepp und Milchflohr wird gebraucht zu Kresse, zu Bohnenblüthen, Jüdenkirschen-Blumen, Mohnblumen, Granat-Blüthen u. s. w. Dieser Flohr wird erst mit Orleans vorgefärbt und getrocknet, sodann mit Rosa nach, damit die Couleur brennend werde.

Es ist nothwendig, sich die Theile der natürlichen Blumen durch Zergleiderung bekannt zu machen, und sie dem Gedächtniß einzuprägen.

Das kleine auf Taf. 14. Nr. 1. vorgezeichnete Blättchen wird zur Bausche gestochen und zwanzig bis dreyßig Mal auf grünen Taffet gestäubt, mit harter Venetianischer Kreide *) nachgezeichnet, und die

*) Die Venetianische Kreide hat man entweder in Stückchen, oder auch wie Bleystift in Holz gefaßt. Erstere werden in eine Bleyfeder gespannt.

einzelnen Blätter mit einer feinen Schere, die eine sehr gute Spitze hat, ausgeschnitten. Auf die nämliche Art wird auch mit Nr. 2 3. und 4. verfahren. Nr. 5. ist ein halbes Rosenblatt, wozu der Taffet doppelt zusammen gebrochen, und so das halbe Blatt erst glatt ausgeschnitten, und dann mit Zäckchen versehen wird. Macht man dieses Blatt aus einander, so bekommt es die Façon wie das ganze Blatt Nr. 5. Mit einem beinernen Griffel oder einer starken Stopfnadel, deren Spitze man ein wenig stumpf geschliffen hat, werden die Adern c eingedrückt. Damit diese desto deutlicher werden, verrichtet man das Eindrücken über einem Lindenbretchen, welches sanft nachgiebt. — Nr. 7. ist eine Art Windenblatt.

Alle diese Blätter werden sodann mit Seide an ausgeglühten Eisen-Klavier-Drath von Nr. 4. oder 5. gebunden. Zu stärkern Stielen und Blättern wird der Eisendrath von Nr. 3. 2. 1. bis 0. genommen. Man legt die Röllchen ins Feuer, worauf das Holz anbrennt und der Drath geglüht wird. Man darf jedoch mit dem Wiederherausnehmen nicht so lange warten, bis das Holzröllchen ganz verbrannt ist, weil sich sonst der Drath zu sehr zundert, oder kleine Theile abbrennen und er nichts mehr taugt.

Wenn man nun z. B. eine Martis-Guirlande machen will, so nimmt man Gummi-Tragant, weicht diesen mit ein wenig Wasser zu einem dicken Muß ein, und bestreicht erst das eine Ende des Drathes damit. Zuvor aber läßt man sich einige kleine Holzspulen, dergleichen die Seidenwirker in die Schiffe (in der Leinewebersprache Schützen) einspannen, drehen, und auf dieselben Seide von lichter Holzfarbe doppelt laufend, oder in zwey Fäden aufspulen, mit denen dann die Stiele umwunden werden. Das Aufrollen der Seide ist nöthig, damit sie sich nicht verwirre oder schmutzig werde, und das Umwickeln geschwinder von statten gehe. Hat man den Drath nun $\frac{1}{4}$ Zoll lang dicht mit brauner Seide umwunden, so legt man ein Blättchen, das an dem spitzigen Ende mit Gummi-Tragant bestrichen worden, ein, und umwickelt es $\frac{1}{4}$ Zoll mit dem Drathe. Hinter demselben wird hierauf der Drath wieder allein, ebenfalls $\frac{1}{4}$ Zoll lang, umwickelt, und dann ein neues Blatt eingelegt u. s. f. Die Blätter dürfen aber nicht in einer Reihe an dem Stiele fortlaufen, sondern müssen nach und nach rund um denselben herum gehen. Sollte die Entfernung der Blätter von $\frac{1}{4}$ Zoll zu groß seyn und die Guirlande nicht dicht oder blätterreich genug ausfallen, so setze man sie nur $\frac{1}{8}$ Zoll von einander an.

Da diese grünen Taffet-Blätter auf der Seite, wo sie die Appretur haben, dunkler und glänzender sind, als auf der andern, so müssen sie alle mit der Appretur-Seite gegen den Drath gewickelt werden, denn es würde übel aussehen, wenn sie bald mit der dunkeln, bald mit der hellen Seite nach außen ständen. — So werden Cypressen- Myrthen- und Lorbeer-Guirlanden gemacht, und auch die Stiele zu Blumen umwunden.

Gehen wir nun zu den Zweigen über. Ein

Blätterzweig von Rosen hat gewöhnlich fünf Blätter. An jedem künstlichen steht unten noch ein Stückchen Taffet vor, wie Nr. 5. bey d zu sehen ist, welches zum Befestigen dient. Man nimmt feine Schweinsborsten, die man unter dem Namen geläuterter*) bey den Bürstenbindern bekommen kann, bestreicht sie mit Fischleim **), leimt das Blatt daran, umwindet es einige Mal mit dem Faden, und läßt es liegen, bis es trocken ist. Sodann wird das Stückchen Taffet am Blatte nebst der Borste umwickelt, und, wenn man damit fertig ist, der Faden mit etwas dickem Tragant befestigt und abgeschnitten. Diese fünf Blätter werden nun einzeln an Borsten umwunden. Sodann nimmt man Drath und befestigt durch Umwinden an dem obersten Ende desselben das erste Blatt. Hierauf wird der Drath ungefähr ½ Zoll umwunden, und jetzt rechts und links ein Blatt eingelegt; dann wieder ¾ Zoll umwunden und die letzten beiden Blätter eingelegt. Nun wird noch ein Stückchen fortgewunden, und zuletzt der Umwindefaden mit Gummi-Tragant befestigt.

Noch ist zu bemerken, daß bey diesen Blättern in Ansehung der Größe und Farbe eine große Mannichfaltigkeit Statt finden muß. Bei jungen Reisern, die dicht an den Knospen sitzen, werden die Blätter von sehr hellem gelbgrünen Taffet geschnitten; das erste Spitzblatt muß klein seyn, die zwey darauf folgenden etwas größer, und die beyden letzten noch größer. Die folgenden Reiser, welche größer sind, bekommen noch größere Blätter.

Vom Mahlen der Blätter.

Die jungen aufblühenden, gelbgrünen Blätter haben oft eine lichtbraune Kante an den Zäckchen. Man thue also Gummigutte mit reinem Wasser in eine porzellanene Obertasse und guten Karmin in eine besondere Tasse, mit weißem Gummi Arabicum. Nun mahle man zuerst, vermittelst eines Pinsels, die Zäckchen mit Gummigutte, und dann die äußern Spitzen derselben mit Karmin, so wird es ganz der Natur ähnlich sehen. Man kann auch von blauem Indig und Kreuzbeerengelb Dunkelgrün zusammen mischen, solches an der Luft etwas eintrocknen lassen und einige Adern der Blätter damit mahlen. Will man die halb verwelkten Blätter in der Natur nachahmen, so mahlt man sie ebenfalls mit Gummigutte und Karmin unter einander gemischt an. Zuweilen ist die linke Seite des Blattes mit einem weißen

*) Man kann die Borsten selbst läutern. Es wird ein Topf mit Weitzenkleyen halb angefüllt, Wasser darauf gegossen und die Borsten hinein gesteckt. Man läßt sie ein paar Mal aufsieden, und dann kalt werden. Die Kleyen ziehen die Fetttheile aus denselben, worauf sie weiß und biegsam werden. Der Bürstenbinder färbt hernach die geläuterten Borsten mit verschiedenen Couleuren.

**) Die Hausenblase zum Fischleim muß sehr fein seyn. Man schneidet sie in kleine Stückchen, weicht sie in einer porzellanenen Obertasse mit Flußwasser ein und läßt sie über Kohlen unter beständigem Umrühren langsam aufsieden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Thau beduftet. Um auch dieses an dem künstlichen nachzuahmen, so befeuchte man es vermittelst eines Pinsels mit dünnem Tragant-Wasser, binde klar geschabte Venetianische Kreide in ein Stückchen Leinwand und pudere sie darauf, so wird es ganz der Natur ähnlich sehen.

Die Rose.

Wenn ich mit der schwersten Blume den Anfang mache, so geschieht es deswegen, weil sie bey allen übrigen zum Muster dienen kann. Man nimmt etwas starken Drath und windet oben bey b. Nr. 8. Taf. 14. von starker Orsoi-Seide, mit Gummi-Tragant bestrichen, einen kleinen Wulst darauf. Sodann nimmt man von dem hochrosa gefärbten baumwollenen Zeuge oder Batist und schneidet einen Streifen von drey Zoll Länge und einem Zoll Breite. An der einen Seite dieses Streifen schneidet man mit einer Schere kleine Bogen, ungefähr von dieser Größe ⌒, aus, reihet ihn auf der andern Seite mit einem gedrehten Seidenfaden ein, und umziehet das Wülstchen an der Spitze des Drathes, so wie man eingereihtes Band, um etwas zu frisiren, in einen Zirkel zieht. Nun schneidet man von dem blaßroth gefärbten Nr. 1. verschiedene Blätter, so groß, wie das über a, auch größere, und solche, die nur so groß wie b sind; ferner kleinere von der Couleur Nr. 2., aber nach der Façon der vorhergehenden; noch kleinere von Nr. 2., kleinere von der Couleur Nr. 3. und noch kleinere.

Jedes Rosenblatt muß unten bey a eine Spitze erhalten, wo man mit der Schere zwey auch drey ½ Zoll lange Einschnittchen macht. — Alle Rosenblätter, klein oder groß, werden über einer Plattglocke, die aber, damit sich die Couleur nicht ziehe, nicht zu heiß seyn darf, geplättet, damit sie wellenförmig oder bauchig ausfallen und die Rose dadurch die gehörige Rundung erhalte. Nun werden die Spitzen a der Blätter mit dickem Gummi-Tragant bestrichen und nach und nach, die kleinern immer zuerst, an die Wulst, wo das Stück mit den kleinen Bogen angereiht ist, angeklebt, immer in die Runde herum, jedoch so, daß, wenn eine Reihe fertig ist, jedes Blatt der folgenden Reihe zwey Blätter der vorhergehenden zur Hälfte bedecke, so wie die Ziegel auf den Dächern liegen. Wenn man dieses nicht beobachtete, so würde die Rose nicht schließen. An die letzten Blätter, efg, Nr. 10., welche der innern Rose zum Schluß dienen, so wie an die Garnir-Blätter hik, welche die Rose vollenden, werden mit feinem Zwirn bey c, im Blatte b, geläuterte Schweinsborsten gebunden, wo die gemachten Schnittchen ihren Nutzen zeigen und sich bequem an die Borste befestigen lassen, ohne daß das Blatt die Façon, welche es durch die Plattglocke erhalten hat, verliere. — Will man nun die Natur ganz nachahmen, so nehme man Rosafarbe von Safflor und färbe vermittelst eines Pinsels sowohl die Schlußblätter efg, als auch die Garnir-Blätter hik von unten herauf, so daß sich das Roth ins Blasse verliert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die sämmtlichen Borsten von den äußern umschließenden Blättern werden nun an den Hauptdrath, der den Stiel der Rose formirt, angebunden, $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Zoll lang mit Hausenblase bestrichen, und sodann feine gekrempelte Baumwolle in Form der Knospe d darum gewunden. Hierauf wird dieser Drath nebst der baumwollenen Knospe mit grüner Seide umwunden, die dann, wie es die natürliche Rose verlangt, mit hellbraunen Pünktchen von Gummigutte und Karmin betüpfelt wird.

Auf diese Weise werden alle Rosen, groß oder klein, gemacht. Soll es eine ganz aufgeblühte seyn, so werden oben in der Mitte mit Fischleim kleine Hirsenkörner eingeleimt, welche das Ansehen des natürlichen Samens gewähren.

Die unaufgeblühten Knospen.

Man wähle ein Stück starken Drath, bestreiche denselben mit Fischleim, und umwinde ihn mit fein gekrempelter Baumwolle, so wie es die Façon der Knospe verlangt. Es wird ein Einschnitt angebracht und dann das Obertheil bb Nr. 9., welches sich in eine Spitze endigt, nochmals von Baumwolle gewikkelt. Auf dieses Obertheil werden vermittelst Gummi-Tragant klein geschnittene Rosenblätter von der Farbe Nr. 4. glatt über einander aufgeklebt. Soll die Knospe mehr aufgeblüht seyn, so werden nur einzelne Rosenblätter bloß mit der Spitze angeklebt. Sodann schneidet man aus sehr steif appretirtem Taffet fünf grüne lang gezackte Schlußblätter bb, aus und leimt sie in gleichen Entfernungen um die Rose herum. Oben auf der Spitze der unaufgeblühten Knospe werden sie alle fünf auf einem Punkte wieder zusammen geleimt. Bey aufgeblühten Knospen aber bleiben sie aus einander. Diese lang gezackten Blätter haben unten eine kleine Spitze, damit sie nebst der untern baumwollenen Knospe a mit grüner Seide mit überwunden werden können.

Das Mahlen der Knospe.

Unten dicht an der grünen Knospe werden die Blätter mit starker Saffiorfarbe sehr dunkelrosa gemahlt und bogenartige Querstreifen gemacht, wie die Punkte in Nr. 9. zeigen. Oben, wo sich die Knospe schließt, wird sie wieder sehr dunkel gemahlt und so der natürlichen ähnlich gemacht.

Von der Rose wollen wir nun zu den Kelchblumen übergeben. Dahin gehören: Nelken, Violen, Narzissen, Hyacinthen, Lilien u. v. a., wovon jedoch hier, da sie alle nach einerley Art verfertigt werden, nur eine abgehandelt werden soll. Es sey die Narzisse, Nr. 11. Taf. 14. Alle Kelche werden über hölzernen Formen gebildet, dergleichen man sich mehrere von Aepfel- oder Birnbaum $\frac{1}{4}$ Elle lang und von der Stärke eines dünnen Pfeifenstiels an bis zu der eines starken Bleystifts verfertigen läßt. Diese Hölzer müssen sehr fein und glatt gearbeitet seyn, und unten etwas rund zulaufen. Sie werden mit heißem Baumöle geölt und sehr gut wieder getrocknet. Ueber diese Hölzer werden nun lange Röhren gebildet. Man

schlägt

schlägt den Taffet darum, so daß die eine Seite etwas übersteht, welche mit Gummi-Tragant bestrichen und aufgeklebt wird, worauf man die geklebte Stelle mit einer lauwarmen Platte überfährt und die Röhre vom Holz abzieht.

Will man nun eine Narzisse machen, so schneidet man von dieser Röhre ein Stück von einem Zoll ab und macht oben bey b Nr. 11². fünf Einschnitte und unten ebenfalls fünf kleinere. Hierauf nimmt man ein Stück Stieldrath, umwickelt ihn mit gekrempelter Baumwolle in Form eines Kelchs, doch nur etwa ½ Zoll lang, bestreicht die Baumwolle mit Gummi-Tragant und zieht den Kelch darüber. Die fünf Abschnittchen unten werden mit etwas dünnem Gummi-Tragant bestrichen, damit sie feucht werden und sich biegen, worauf man sie mit Seide an den Stiel anwindet.

Nun schneidet man die fünf Blätter c von citronengelbem Taffet, der ebenfalls starke Appretur haben muß, und läßt an jedem Ende des Blattes noch ein Stückchen Taffet stehen, womit sie bequem in den Kelch — in gleicher Entfernung — eingeleimt werden können. Oben wird noch ein siebentheiliges Blümchen, in dessen Mitte mit einem Perleisen ein Loch ausgeschlagen ist, damit man in den Kelch sehen könne, aufgeleimt.

Auf die nämliche Art werden auch Nelken, Hyacinthen ꝛc. geformt. Sind viel Blätter in einer Blume, wie z. B. in der Nelke Nr. 13., so wird jedes einzelne Blatt vermittelst eines mit der Nähnadel unten bey der Spitze eingezogenen Zwirnfadens in den Kelch hinein gezogen, vorher aber an der Spitze mit Gummi-Tragant bestrichen. Die beyden weißen Samenzeiger cd. Nr. 17. Taf. 15., welche aus der Fahne einer Gänsefeder formirt werden, die man über ein Messer zieht, wodurch sie krumm laufen, werden ebenfalls durch Fäden eingezogen. Hierbey ist noch Folgendes zu beobachten: Man zieht zuerst die Hauptblätter abcde Nr. 17. Taf. 15. ein, drückt sie mit einem Holz in gleiche Entfernung und läßt sie trocken werden, ehe man wieder neue einzieht. Denn sind die erstern nicht trocken, so leimt sich alles auf einen Klumpen, und ist es nicht möglich, diese Blätter zu formiren oder zu biegen.

Die Tulpe Nr. 12. Taf. 14. wird beynahe eben so, wie die Kelchblumen verfertigt. Der innere Stempel kommt fast dem Kelche Nr. 11. gleich. Man schneidet sechs große Tulpenblätter, und legt von denselben erstlich drey, a b u. c gleichförmig vertheilt um diesen Stempel, und sodann über jede Spalte, welche zwey Blätter machen, die übrigen drey. Die Blätter werden aus citronengelbem Taffet geschnitten und vermittelst eines feinen Pinsels mit Gummigutte *) dunkelgelbe Streifen darauf schattirt. Auf diese schattirt man

*) Alle Farben, die zum Färben bestimmt sind, können auch zur Mahlerey dienen. Man muß sie in kleinen Partien in porzellanenen Schälchen entweder an der Sonne, oder am warmen Ofen zu dickem Safte eintrocknen lassen und sodann mit Gummi-Arabicum-Wasser temperiren, weil sie sonst auslaufen oder um sich fressen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

orange, und endlich Karmin, so wie es die Illumination zeigt. Auch die Tulpenblätter müssen mit einer heißen Plattglocke bauchig geplattet werden.

Ich gehe nun zu den kleinen Garnir-Blümchen, als Vergißmeinnicht, Gänseblümchen, Aurikeln, Federnelken u. dgl. über. Unter diesen werden einige mit dem Namen Kernblümchen belegt, worunter vorzüglich das Vergißmeinnicht gehört.

Nr. 2. u. 3. auf Taf. 15. sind fünftheilige oder fünfblättrige Blümchen. Man kann sie mit einer feinen spitzigen Schere ausschneiden; aber freylich sind diejenigen die akkuratesten, die mit stählernen Stempeln ausgeschlagen werden. Zur Verfertigung solcher Blümchen löset man Hausenblase in Wasser auf und mischt in Wasser fein geriebenes Englisches oder Eremnitzer Weiß, das aber nach dem Reiben wieder trocken geworden ist, darunter. Nun nimmt man Borsten, und sengt sie an den Enden am Lichte, worauf sie von der Hitze auflaufen. Dieses aufgelaufene Knöpfchen taucht man in das in Fischleim eingerührte Englische Weiß, dreht es ein Paar Mal herum, und läßt es zu einem Körnchen laufen. Hierauf klemmt man sie mit dem andern Ende in eine Spalte eines Bretes ein, damit sie unberührt trocknen können. Wenn sie trocken sind, mahlt man sie mit Gummigutte gelb, und nachdem auch diese trokken ist, wird entweder ein Karmin-Punkt, oder von Orleans, oder von starkem Saffran darauf gemacht, jedoch so, daß das Blaßpaille rund herum vor dem dunkeln Punkte hervorsteht.

Diese Punkte von Fischleim und Englischem Weiß sind bey mehrern Blumen, z. B. bey der Reseda, anwendbar, wo seine Borsten in vier bis fünf Theile gespalten werden. Ferner zu Kirschblüthen, Schwarzdornblüthen ꝛc. Allein die Punkte müssen hier feiner, d. h. mit verdünnter Hausenblase, gemacht werden.

Bey den Stiefmütterchen, Nr. 12. 13. Taf. 15., werden erstlich die violetten Blätter a b geschnitten und unten an den Stiel mit etwas Seide eingewunden. Die drey Blätter ccc schneidet man von gelbem Taffet aus dem Ganzen und befestigt sie ebenfalls am Stiele. Von grünem Taffet wird sodann ein kleiner Kelch d daran geklebt, und der Stiel bey e krumm gebogen. Die Knospe Nr. 14. wird so von Baumwolle an Drath formirt, mit Gummi-Tragant bestrichen, und die violette Blüthe f daran geklebt, die man dann nahe am Kelche und bey dem Einschnitte, wo sie sich in zwey Theile theilt, noch dunkler mahlt. Sodann nehme man einen starken grünen Kelch, schneide vorn an der Spitze kleine Zakken, und ziehe den Stiel mit der Blüthe hinein. Hinten bey g wird dann der Kelch mit Seide an den Stiel fest gewunden.

Die Kornblume Nr. 11. wird von blauem Taffet theilweise, man sehe a, geschnitten. Diese Theile werden über ein kelchähnliches Hölzchen, b, zusammen geklebt. Nun formirt man über ein Holz, das wie eine ovale Perle gedrechselt und geölt ist, von dunkelgrünem Taffet diese oben gezackten Kelche, und klebt sie mit Gummi-Tragant-Schleim zusam-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

men. Hierauf macht man von Baumwolle kleine runde an Drath befestigte Bäuschel, bestreicht sie mit Tragant und zieht sie in den Kelch ein. Diese Kelche oder die blauen Theile cccc selbst werden endlich, vermittelst einer Nähnadel mit Zwirn, wie bey der Nelke gelehrt worden, in den grünen Kelch eingezogen.

In Frankreich bedient man sich der natürlichen Kornblumenkapseln. Man zupft mit Behutsamkeit die blauen Blätter heraus, läßt sie trocken werden, schneidet sie dicht am Stiele ab, und zieht ebenfalls Baumwolle, mit Gummi-Tragant bestrichen, ein u. s. f.

Die andern Blumen, als Granaten-Blüthen, Winden, Hyacinthen ꝛc. werden ebenfalls nach obigen Vorschriften verfertigt.

Nun ist noch die Verfertigung der Aster, Nr. 19. und des Türkischen Hohlunders, Nr. 22. zu lehren übrig. Man schneidet von Englischem Preßspahn, dessen Verfertigung in dem Abschnitte von den Pappарbeiten gezeigt wird, einen Zirkel aus, groß oder klein, je nachdem es die Aster werden soll; überleimt denselben entweder mit paille Sammet, oder beklebt ihn mit Taffet, worauf entweder feiner Hirse geleimt oder paille Chenille geklebt wird. An diesen Zirkel befestigt man, noch ehe er mit Sammet oder Taffet überzogen wird, einen oder mehrere Dräthe, die zum Stiele dienen sollen. Darauf schneidet man aus Taffet von zweyerley, auch dreyerley Couleuren, nämlich dunkelviolet, bläßer violet und ganz blaß violet, einzelne Blätter, wie abc. Die dunkle Couleur kommt alle Mal zunächst an den Stern. — Nun bestreicht man die Pappscheibe auf der Seite, wo der Drath durchgeht, mit starkem Gummi-Tragant oder Fischleim, und klebt rund herum erst eine Reihe von den kleinen dunkeln Blättern c mit den Spitzen an, und wenn sie trocken sind, noch eine Reihe; hierauf ebenfalls zwey Reihen von den etwas größern und bläßern b, und endlich zwey auch drey Reihen von den ganz blassen und größten a. Hinter diese wird endlich ein Zirkel von grünem Taffet geklebt und der Drathstiel in der Mitte durchgesteckt und mit Seide umwunden.

Bey dem Türkischen Hohlunder werden die kleinen vierblättrigen Blümchen von steif appretirtem violetten Taffet oder Atlas entweder mit Stempeln ausgeschlagen oder mit der Schere ausgeschnitten. Durch jedes Blümchen wird eine geläuterte Borste mit einem Knöpfchen von Hausenblase gesteckt. Nun leimt man von violettem Atlas oder Taffet über eine starke Stricknadel eine Röhre, so wie zu den Kelchen, schneidet davon kleine ¾ Zoll lange Stückchen ab, bestreicht die Borsten, woran die vierblättrigen Blümchen sind, mit Leim, steckt die Röhren daran, und zieht sie durch bis an die Blume. Die Borste wird sodann mit grüner Seide umwunden. Man bindet endlich drey oder vier solcher Blümchen zusammen, und umwindet sie an einem großen Drathstiel mit Seide.

Nach dieser Anweisung wird es den Liebhaberinnen gewiß nicht schwer werden, auch alle andere Blumen nach Belieben zu verfertigen.

Netto.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ueber Stroharbeiten.

Die Stroharbeiten haben seit einigen Jahren so vielen Beyfall gefunden, daß wir uns zuweilen in jene glücklichen Idyllen-Zeiten zurück versetzt glauben. Gewiß ist auch ein Strohhut, niedlich geformt, der bequemste Kopfputz. Man kann in einer Minute mit der ganzen Toilette fertig seyn und den schönen frühen Morgen in seiner Fülle genießen. Glückliche Mädchen, noch glücklichere Gattinnen und eben so glückliche Mütter, welche dieser Mode treu bleiben! — Es sey mir vergönnt, zu den angenehmen und nützlichen Beschäftigungen der Damen hier noch einen Beytrag, eine Anweisung zur Verfertigung niedlicher Stroharbeiten, zu liefern.

Das Stroh, welches zu dergleichen Arbeiten dienen soll, erfordert eine besondere Behandlung. Man läßt es nicht dreschen, sondern die Aehren werden abgeschnitten, damit der Halm nicht gequetscht oder zerdrückt werde. Sodann werden die übrigen Blätter abgeschabt, daß der Halm rein wird. Das Stroh wird hierauf mit reinem Wasser abgewaschen und geschwefelt *). Wenn aus dem Strohe breite Partien gemacht werden sollen, so wird es noch ein Mal naß gemacht, mit einem Messer aufgespalten und entweder auf Papier oder Leinwand, welche mit Fischleim und gekochter Stärke zusammen gemischt, bestrichen worden, lagenweise aufgelegt und mit einer kalten Platte oder Bügeleisen beschwert.

Das ganze, nicht gespaltene Stroh kann mit allen möglichen Couleuren, als roth, blau, grün, orange ꝛc., wie man im Ersten Toiletten-Geschenk findet, gefärbt werden.

Zu feinen Arbeiten nimmt man feines Stroh, als Haferstroh, oder den dritten Schoß von Roggen. Zu bunten Arbeiten, als Schnuren, Quasten ꝛc. wird ebenfalls feines Stroh, nachdem es einige Stunden an einem feuchten Orte gelegen, und mit einem runden Holz gemandelt oder sanft breit gedrückt worden, genommen. Dieses feucht breit gedrückte Stroh dient auch zu allerley Geflechten; auch kann es gespalten und vermittelst eines Kerbholzes *) gekerbt werden, in welchem Falle man es vorher auf der inwendigen Seite mit Gummi-Tragant-Schleim bestreichen und wieder etwas

*) Die zu schwefelnden Sachen werden in ein Faß oder sonst etwas Hohles gehängt. Unten wird Schwefel angebrannt und oben etwas darüber gedeckt, damit der Schwefeldampf die Sachen durchströme.

*) Das Kerbholz besteht aus einem Bretchen mit ausgerieften Falzen, nebst einem runden Holz mit eben solchen Falzen. Diese dürfen nicht scharf seyn, sondern müssen etwas abgezogen werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Henr. Stügel del.

Lehmann sc.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Henr. Sügel Del. Lehmann Sc.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

trocken werden lassen muß. Die gegerbten Strohstreifen, die man auch Strohband nennt, können an Quasten statt Franzen angewendet werden.

Es gibt also dreyerley verschiedene Sorten von Stroharbeiten: 1) von geplättetem, 2) von gekräuseltem oder geflochtenem, und 3) von halmstäbig geknüpftem Stroh. — Mit geplättetem Stroh kann man Kästchen, Urnen, Dosen, Nadel-Etuis ꝛc. überziehen. Man nehme Papier und schneide die einzelnen Theile z. B. des Pappenkästchens (wovon weiter unten) und nach diesen die Theile von dem auf Papier geleimten Stroh, bestreiche sie mit Stärke, worein Pergament-Leim gegossen ist, lege sie an das Kästchen an und drücke sie mit einem reinen Tuche fest. Will man bunte Füllungen oder andere Verzierungen anbringen, so nimmt man gefärbtes Stroh, spaltet es und legt es einige Tage an einen feuchten Ort, damit es sich bequem niederbügeln lasse, leimt davon ganze Partien auf Papier, schneidet dann nach einem eisernen Lineal $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{8}$ Zoll breite Streifen davon ab und macht die beliebigen Verzierungen damit.

Das Stroh gibt vermöge seines Glanzes eine Schattirung, welche aber wieder ganz anders ausfällt, wenn es gegen gerade laufende Partien in einer schrägen Linie aufgesetzt wird. Werden zwey Streifen von schräg geleimtem Stroh neben einander gelegt, so daß die Halme von beyden in spitzigen Winkeln zusammenlaufen und ein V bilden, so lassen sich damit ordentliche wellenförmige Partien bilden. Auf diese Art kann man auch quadrirte Flächen, gleich Dammenbretern, belegen. Auch Blumen lassen sich aus aufgelegtem Stroh ausschneiden. Von violet gefärbtem und dann gespaltenem (aber nicht auf Papier geleimtem) Stroh können Astern auf Kästchen aufgelegt werden, wenn man Blätter schneidet, wie Taf. 13. bey Nr. 19. a b c. Diese Blätter in einen Zirkel herum gelegt, gibt einen herrlichen Effekt. Ins Mittel wird dann von gelbem Stroh der Kern formirt.

Alle runde Körper müssen von der Mitte aus mit Strohhalmen belegt werden. Wenn man z. B. die runde Dose Nr. 9. auf Taf. 16. auslegen wollte, so schneidet man schmale fächerförmige Streifen Stroh und leimt sie vom Mittelpunkte aus auf ein zirkelförmiges Stück Papier, das man hernach auf die Dose aufleimt. Die Blätter d werden von grünem oder hellbraunem Stroh ausgeschnitten, oder mit Stempeln ausgeschlagen und aufgelegt.

Auch Urnen, z. B. Nr. 2. Taf. 17. können mit Stroh dekorirt werden. Diese Urne, welche zu einem Potpourri dienen soll, läßt man sich von Lindenholz drechseln. Oben bey der kleinen Blumen-Guirlande, wo sie aufgeht, wird der Deckel mit einem Falz eingedreht. Der Fuß wird besonders, und mit einem Zapfen zum Hineinstecken in die Vase, gedrechselt. Nun nimmt man mit verdünntem Indigo bläulich gefärbtes Stroh, welches die Couleur des Calcedons ist, schneidet es fächerartig und leimt es (nicht auf Papier, sondern so wie es ist) in perpendikulairer Richtung auf die Urne auf. Der Sims

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Urne, auf welchem die Blumen herum laufen, wird mit auf Papier geleimtem Stroh belegt. Auf den Obertheil des Deckels aber kommt wieder bloßes Stroh ohne Papier. — Alles Stroh, das Biegungungen machen soll, muß feucht aufgeleimt werden.

Geflochtene Strohpartien.

Wenn man das Stroh feucht mit einem Holz breit drückt, so läßt es sich flechten. In diesem Falle darf es aber nicht gespalten seyn, weil es schlitzen würde und der halbe Halm überhaupt für sich keine Festigkeit mehr hat. Man nehme Halme von gutem reinen Stroh, bügle sie sanft breit und mache, ebenfalls feucht vier-, fünf- auch sechssträhnige Geflechte wie man Zöpfe flechtet. Das Einlegen, wenn ein Halm ausgeht, geschieht folgender Maßen: der neu einzulegende Halm wird ¾ Zoll lang aufgespalten, die eine Hälfte ¼ Zoll weggeschnitten und die stehen gebliebene in den ausgehenden Halm eingeschoben. Man muß es so einrichten, daß sich die Halme nicht auf ein Mal endigen, sondern nach und nach, weil sonst das Geflechte keine Festigkeit erhalten würde. Aus diesen geflochtenen Streifen kann man Strohhüte, Tafelteller, Fenstervorsetzer u. dgl. verfertigen. Die Streifen werden dabey so neben und über einander gelegt, daß immer einer den andern ¼ Zoll bedeckt und mit gezwirnter Seide oder Zwirn zusammen geheftet.

Gebundene Strohharbeit.

Hierzu wird Hohlstroh, d. h. ganze Halme, genommen und entweder mit Zwirn oder gedrehter Seide zusammen geknüpft. Man kann auf diese Weise Teller, Fenstervorsetzer, alle Arten Deckel, Körbchen, Hüte, Flaschenuntersetzer u. dgl. verfertigen. Bey Tellern und runden Deckeln wird dazu eine Art Spulrad erfordert, wo man auf der eisernen Spule 6, 8, oder mehrere Paar Fäden vertheilt. So lange die Peripherie noch klein ist, werden aber nicht mehr als 4, 5, höchstens 6 Paar Fäden genommen. Damit die Halme von den Fäden nicht zerschnitten werden, so müssen sie beym Binden immer feucht seyn. Den ersten Halm wickelt man um ein Hölzchen herum, legt ihn so rund geformt an die 5 auf die Spule geschlungenen Doppelfäden an und bindet ihn durch Knoten fest. In der Folge aber werden keine Knoten gemacht, sondern die Fäden nur einfach geknüpft, oder geschlungen.

Die Schönheit dieser Arbeit besteht darin, daß die Fäden in geraden Linien und in gleichen Entfernungen vom Mittelpunkte aus nach der Peripherie laufen und einen Stern bilden. Geht ein Halm zu Ende, so wird ein frischer in denselben hinein geschoben. Es dürfen keine Knoten der Strohhalme mit eingeknüpft werden; auch muß man darauf sehen, daß sie, so viel möglich von gleicher Stärke sind, sowohl alle unter einander, als auch jeder für sich. Da man also die zu dünnen Enden eben so, wie die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu starken, abschneiden muß, so hat man bey dieser Arbeit immer nur kurze Halme.

Wenn die Rundung ungefähr ½ Elle im halben Durchmesser zugenommen hat, und die Distanzen der Knüpffäden zu groß werden, so werden zwischen denselben neue Doppelfäden angelegt, so daß man deren zusammen nun 10 hat. Wird diese Arbeit mit coulerter Seide geknüpft, so bekommt sie ein noch schöneres Ansehen. Um den Rand kann man als Schluß ein dreyfaches Geflechte anknüpfen. Eine andere Verschönerung erhalten die Stroharbeiten, wenn bunt gefärbtes Stroh mit eingeknüpft wird.

Wenn man Deckel macht, so wird, um den Kranz zu formiren, der Halm nicht, wie bisher, auf, sondern neben den vorhergehenden gelegt. Zum Schlusse pflegt man einen mit gespaltenem Stroh umwundenen starken Strohhalm daran zu binden.

Eckige oder runde Arbeitskästchen müssen über hölzerne Modelle verfertigt werden. Soll das Kästchen einen Fuß haben, so muß dieser an das Modell angesteckt und abgenommen werden können, weil man es, wenn es aus dem Ganzen wäre, nicht aus dem Modell würde herausziehen können. Ueberhaupt müssen alle Modelle dieser Art, die oben und unten stärker sind, als in der Mitte, getheilt seyn.

Außer diesen kann man noch viele andere schöne Sachen, nach eigener Erfindung, von Stroh verfertigen. Der Halm des Weitzenstrohes ist sehr stark und kann auch so verarbeitet werden, daß er nur ein Mal aufgeschlitzt und so breit gebügelt wird. Diese Stücken können dann der Breite nach noch dünner gespalten werden, in welchem Falle aber nur diejenige Seite, welche den natürlichen Glanz und Bast hat, zu gebrauchen ist.

Netto.

Ueber Papparbeiten.

Ueber diesen Gegenstand sind zwar mehrere Bücher erschienen; allein die Hauptsache ist in allen entweder mit Fleiß oder aus Unwissenheit übergangen worden: ich meine die Anweisung zur Verfertigung einer guten Pappe oder Preßspans.

Die meisten Pappen, die man bey den Papierhändlern bekommt, werden von grober Hadermasse, die noch überdieß mit alten wollenen Lappen untermengt ist, gemacht, und können höchstens zu Böden und Unterschiedsfächern gebraucht werden. Andere,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die von Papierabschnitten der Buchbinder und Kartenmacher, oder von alten Papieren gemacht werden, sind ebenfalls meist ungleich, weil diese Abgänge nicht hinlänglich von Sand, Steinen, Holz u. dgl., die in den Werkstätten der Buchbinder darunter kommen, gereinigt, und die Masse überhaupt nicht gehörig behandelt und auf dem Holländer *) nicht klein genug gemahlen wird. Da also diese Pappe noch so vielen Unrath enthält, so ist sie zu akkuraten Arbeiten ebenfalls nicht brauchbar.

Unter diesen Umständen ist man also genöthigt, entweder die Pappe vom Buchbinder machen zu lassen, oder sie selbst zu verfertigen. Man mache sich eine Art Buchbinderkleister auf folgende Weise: Man weiche gute Stärke in kaltes Wasser ein, koche Wermuth **) in Wasser und gieße, während dieses siedet, die eingeweichte Stärke unter beständigem Umrühren hinzu, wodurch man ein dickes Muß erhält, worunter hernach etwas Pergament-Leim gegossen wird.

*) Der Holländer ist eine Art eiserner Walze, wie eine große Kaffeetrommel, auf welcher der Länge nach stählerne oder eiserne Stäbe liegen, die in eine Unterlage von eisernen Riefen eingreifen. Diese Vorrichtung befindet sich in einem Bottich, der die gestampfte flüssige Papiermasse enthält, welche durch das Umdrehen der Walze noch mehr zermalmt und lauterer gemacht wird.

**) Der Wermuth gibt diesem Kleister eine große Bitterkeit, so daß damit verfertigte Sachen weder von Würmern, noch Motten, noch Milben zernagt werden. Damit planirte und eingebundene Bücher kann man tausend Jahre konserviren.

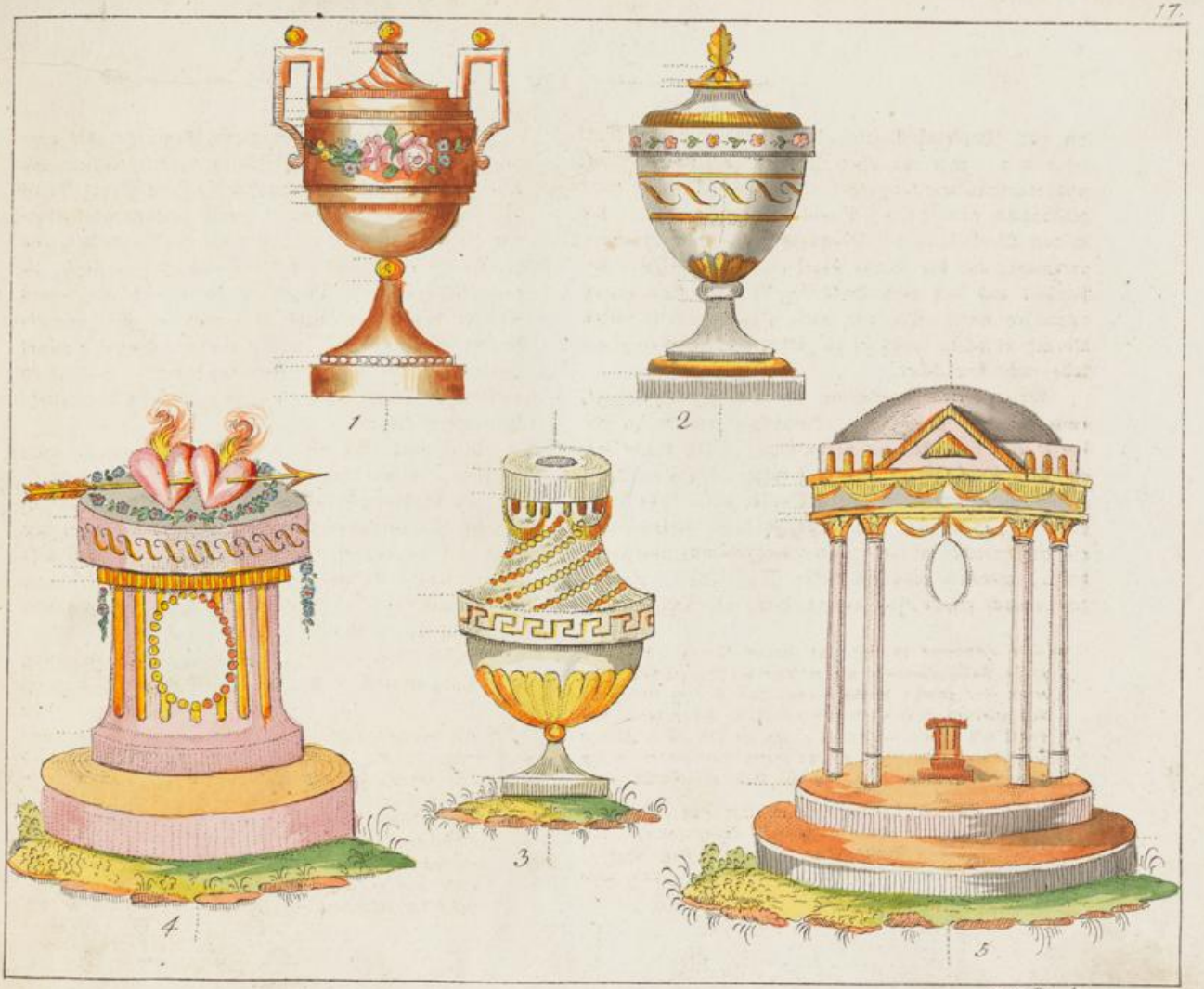
Man nehme ein Paar große Register- oder doppelte Real-Bogen und bestreiche sie mit Kleister und lege zwischen sie noch ein Paar andere Real-Bogen von weißgrauem Papier. Diese zusammengekleisterten Bogen werden sodann mit einem Mandelholz von der Größe eines Real-Bogens und 3 Zoll stark, linealgleich gedreht, überrollt, damit nicht mehr vom Kleister dazwischen bleibe, als was zur Bindung erfordert wird. Denn der überflüssige Kleister trocknet zusammen und es entstehen Luftblasen. — Die so verfertigte Pappe wird so schön, daß sie dem Preßspan gleich kommt.

Will man sich mit dem Selbstverfertigen nicht abgeben, so hat man noch folgende Auskunftsmittel. In den Galanterie-Gewölben sind immer alte Französische Pappenkasten zu bekommen; diese überzieht man auf beyden Seiten mit Schreibpapier und läßt sie bey einem Kartenmacher oder andern Glätter glätten. Das Nämliche kann man auch mit den ordinairen Kaufpappen thun.

Außer dem eisernen Lineal sind zur Verfertigung von Papparbeiten noch einige gute Messer *), Zirkel und

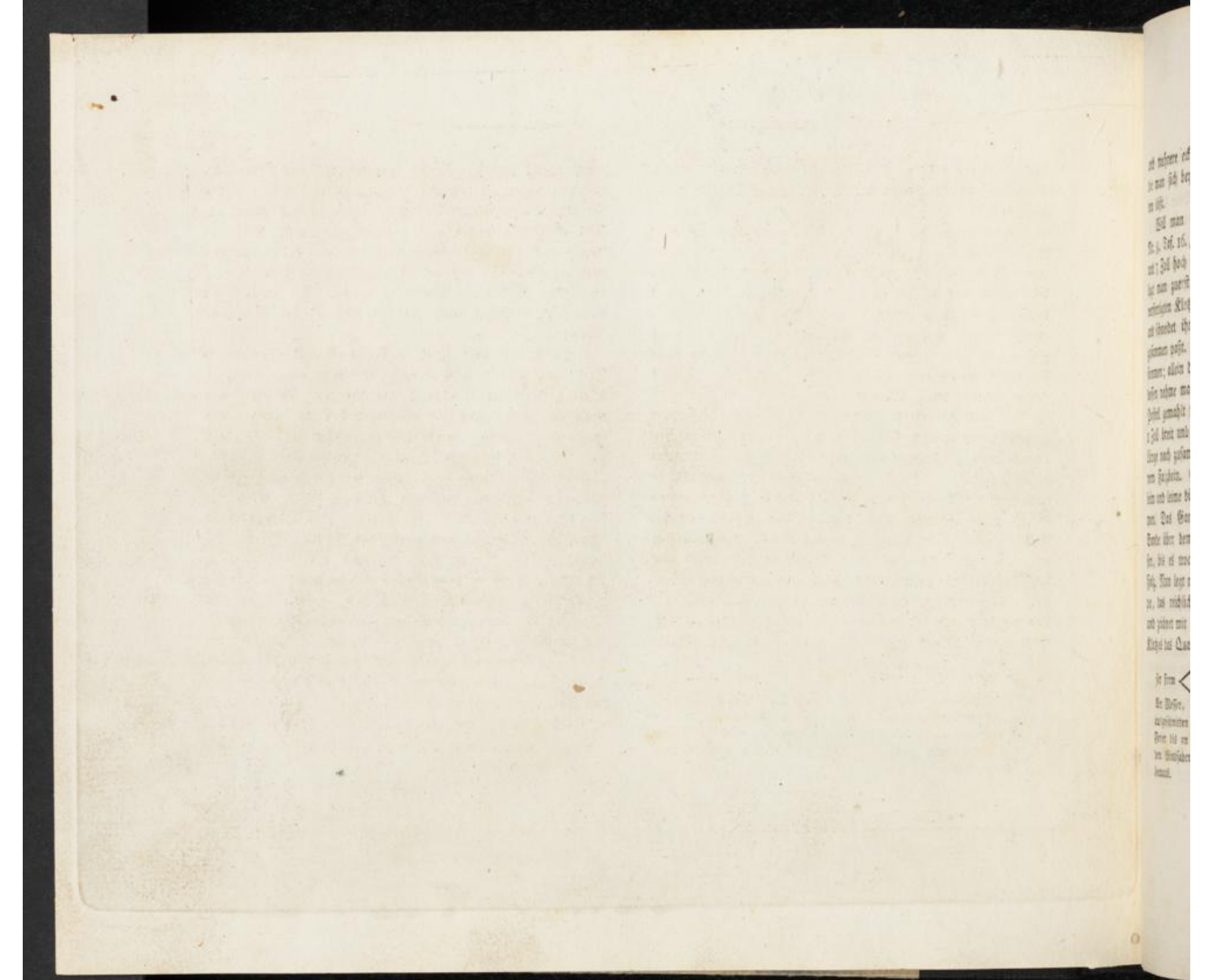
*) Ich nehme ein Stück Uhrfeder, 4 Zoll lang und 1 Zoll breit, wie sie gewöhnlich in den Stutzuhren sind, und lasse es der Länge nach spalten. Nun habe ich einen runden Stiel von hartem Holze $\frac{1}{2}$ Zoll stark und 8 Zoll lang. Dieser hat einen 3 Zoll langen Sägeeinschnitt, in welchen ich dieß getheilte Stück Uhrfeder einklemme und mit feinem weißen Bindfaden durchaus rund umwinde und verschlinge. Das 1 Zoll lang hervorstehende Stück der Uhrfeder habe ich auf beyden Seiten in die-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Netto fec.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

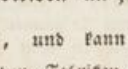


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und mehrere eckige, runde und ovale Klötze nöthig, die man sich bey dem Drechsler und Tischler abrichten läßt.

Will man nun z. B. den viereckigen Kasten Nr. 8. Taf. 16., welcher 8 Zoll lang, 6 Zoll breit und 3 Zoll hoch ist, mit einem Falz verfertigen, so legt man zuerst um den von trockenem Holz dazu verfertigten Klotz einen 3 Zoll hohen Pappenstreifen, und schneidet ihn auf der Ecke so ab, daß er genau zusammen paßt. Gewöhnlich näht man ihn hier zusammen; allein dieß macht eine Verunstaltung. Statt dessen nehme man Streifen von Pergament, worauf Pastell gemahlt wird, schneide davon ein Stückchen 1 Zoll breit und 3 Zoll lang ab, breche dieses der Länge nach zusammen und planire den Bruch mit einem Falzbein. Sodann nehme man warmen Fischleim und leime die Pappe mit diesem Streifen zusammen. Das Ganze wird hierauf mit einem breiten Bande über dem Klotze umwunden und stehen gelassen, bis es trocken ist. — Dieses Stück macht den Falz. Nun legt man diesen Klotz auf ein Stück Pappe, das reichlich 14 Zoll lang und 12 Zoll breit ist, und zeichnet mit Bleystift dicht an den Seiten des Klotzes das Quadrat ab, so bleiben an jeder Seite noch 3 Zoll stehen. Man legt hierauf das Lineal an die gemachten Linien und verlängert sie, wodurch die Winkel a b entstehen, welche man heraus schneidet. Die Seitenblätter a u. b werden an den Klotz umgebogen und auf beschriebene Art an den Ecken zusammen geleimt und fest gebunden. Dieses ist der Untertheil des Kastens. Wenn es trocken ist, zieht man den Klotz heraus und formirt den Deckel folgender Maßen.

Man legt den Klotz auf ein Stück Pappe, 9 Zoll lang und 7 Zoll breit, so steht an allen vier Seiten von der Pappe ½ Zoll hervor. Diese biegt man um und leimt sie an den Ecken wie vorher zusammen. Wenn dieser Deckel trocken ist, so wird der Rand mit einem Falzbein zusammen und glatt planirt. Nun wird er abgenommen, und statt dessen der erste Falzstreif auf den Klotz gezogen. Von diesem Streif wird oben rund herum ½ Zoll breit abgeschnitten, so daß er nur noch eine Breite von 2½ Zoll behält *). Sodann wird der mit diesem Streifen umgebene Klotz in den Kasten gesetzt und der Deckel oben hinein gepaßt. Der ½ Zoll breite Rand des Deckels ist vorher von außen mit Fischleim bestrichen und wenn er nun so zwischen den Klotz und die über den Falz erhabenen Seiten des Pappenkastens eingeklemmt wird, so kommt die scharfe Kante desselben auf den Falz auf zu sitzen und mit der breiten Fläche wird er an den Kasten fest geleimt, so daß nun der Kasten

ser Form  angeschliffen, und kann mit dieser Art Messer, womit in Kattun-Fabriken die Modelle ausgeschnitten werden, alle Pappe schneiden. Ist die Feder bis an den Stiel abgeschliffen, so windet man den Bindfaden los und rückt sie wieder um 1 Zoll heraus.

*) Der Schnitt wird nach einer mit Bleystift vorgezogenen Linie gemacht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit dem Deckel ein Ganzes ausmacht, worin sich der Klotz befindet, ohne irgend eine Oeffnung zu haben. So läßt man es trocken werden. Nun zieht man mitten durch die vier Seiten des Kastens mit Bleystift eine horizontale Linie, so daß die Höhe vom Boden bis zu dieser Linie $1\frac{1}{2}$ Zoll, und die Höhe von der Linie bis an die Kante des Deckels ebenfalls $1\frac{1}{2}$ Zoll beträgt. Nach dieser Linie macht man behutsam einen Schnitt, so daß nur die äußere Pappe durchschnitten, der darunter liegende Falz aber unversehrt bleibt. Hierauf wird der Kasten aus einander gehen und wenn man den untersten Theil umstürzt, der Klotz herausfallen. Das Futter, welches den Falz macht, kann jetzt ebenfalls noch herausgezogen werden. Dieses wird nun eingeleimt und der Klotz wieder hinein gesetzt. So hat man einen akkuraten Kasten, an welchem der Falz 1 Zoll hervorsteht, mit einem genau passenden Deckel.

Auf die nämliche Art werden auch runde und ovale Dosen fabricirt.

Sollen dergleichen Kästchen mit weißem gestickten Atlas überzogen werden, so muß man zuvor sehr feines Papier reinlich darüber kleben und sodann die Atlastheile mit starkem Gummi-Tragant-Schleim auftragen, denn anderer Leim schlägt durch.

Größere Partien, als Tempel und Altäre, wie auf Taf. 17., werden von Holz gemacht und mit Atlas überzogen. Will man z. B. den Tempel Nr. 5. verfertigen, so läßt man die beyden untern Stufen von trocknem Lindenholz drehen und unten am Boden vom Tischler eine Werftleiste einziehen. Ferner sechs Säulen, ebenfalls von Lindenholz. Dann läßt man die Kuppel gleich mit dem Simswerk drehen, jedoch so, daß die oberste Rundung für sich ist, und mit einem hölzernen Pflock befestigt werden kann. Den Frontispiz läßt man besonders vom Tischler verfertigen und nur durch Pflöcke ansetzen. Ueberhaupt müssen alle Theile des Tempels aus einander genommen werden können, damit man bey dem Ueberziehen nicht gehindert wird.

Ist der Tempel von Holz fertig, so wird Cremnitzer Weiß mit Gummi-Wasser sehr fein gerieben und derselbe damit angestrichen. Wenn dieser Anstrich trocken ist, so nimmt man Schieferweiß, reibt es in reinem Brunnenwasser, läßt es trocknen und pulverisirt es sehr fein. Dieses Pulver mischt oder temperirt man mit einer Spachtel *) unter Gummi-Tragant-Schleim und überstreicht das Stück, das man überziehen will, damit. Der aufgezogene Atlas wird mit starken Nadeln befestigt, bis er trocken ist. Diese Arbeiten können auch mit allen Sorten Blumen verziert werden.

*) Spachtel ist das Instrument von Holz, Bein oder Horn zum Zusammenschaufeln der Farbe, wenn man sie reibt. Wenn man klar geriebenes trockenes Pulver mit Wasser oder Gummi-Tragant mischen will, so ist die Spachtel ein Hülfsmittel, um es, nach der Mahlersprache, zu temperiren.

Netto.

Arbeiten mit Klöppeln und Schiffchen.

Nach einer ganz neuen Erfindung bestehen jetzt in Frankreich alle Franzen, Crepinchen, Frisuren nicht mehr aus Posamentier-Arbeit, sondern werden, gleich den Goldspitzen, auf großen Klöppelkissen fabricirt. Diese Arbeit, welche theils mit Klöppeln, theils mit Schiffchen, theils mit kleinen Spulen, worauf die Seide oder der Zwirn gewunden ist, verfertigt wird, ist sehr einfach und leicht.

Es wird erstlich ein kleines rundes Kissen von Federleinwand, von ungefähr 8 Zoll im Durchmesser, fest und hart gestopft. Ferner braucht man dazu Klöppel mit hölzernem Futteral, eine Menge Stecknadeln, ein paar Nähnadeln und einige Französische Kartenblätter.

Man zeichnet sich das Muster, z. B. Nr. 1. Taf. 18. auf sehr starkes Papier ½ Elle lang vor und fängt an, es mit zwey Klöppeln, worauf sich stark gezwirntes weißes Garn Nr. 18. befindet, zu legen. Man steckt eine Stecknadel fest und legt zuerst die Blume a nach ihrem äußern Umfange, welches acht Stecknadeln, für jedes Blatt zwey, erfordert. Sodann wird feines Garn genommen und mit den Klöppeln durch Hin- und Herlegen die Blätter gefüllt. Der gelegte Faden wird alle Mal mit zwey Klöppeln fest gebunden. Von einer Blume zur andern wird eine Schnur geschlungen. Zur Verfertigung der Quästchen b schneidet man sich aus einem Französischen Kartenblatt ein Stückchen, genau so breit als es werden soll, bindet sodann bey c zwey Klöppel an und legt die Fäden von beyden um das Kartenblatt. Ist dieses etwa sechzehn Mal geschehen, so bindet man oben an der schlänglichen Schnur mit den Klöppeln einen Knoten und zieht das Kartenblatt heraus, worauf sich das Büschelchen b formiren wird.

Nr. 2. ein etwas breiteres Muster, wird auf die nämliche Art gemacht. In der ersten Reihe, welche an die Gardine angarnirt wird, sind die Bäuschelchen b dicht am Bogen, in den andern Reihen aber werden sie an eine Schnur geknüpft. Die Schlußbogen d werden von sehr stark gezwirntem Garn gemacht.

Nr. 3. sind Franzen mit Crepinchen-Schlag. Die ovalen Perlen a formirt man von doppelt oder dreyfach mit Stärke und Leim übereinander geklebtem Batist oder feinem Baumwollenen, als Musselin, Cambrick ꝛc. Man schneidet sie entweder mit der Schere, oder schlägt sie mit einem Stempel aus, umwindet sie mit Glanzgarn, wie die Striche auf der Kupfertafel laufen und umnäht den Rand entwe-

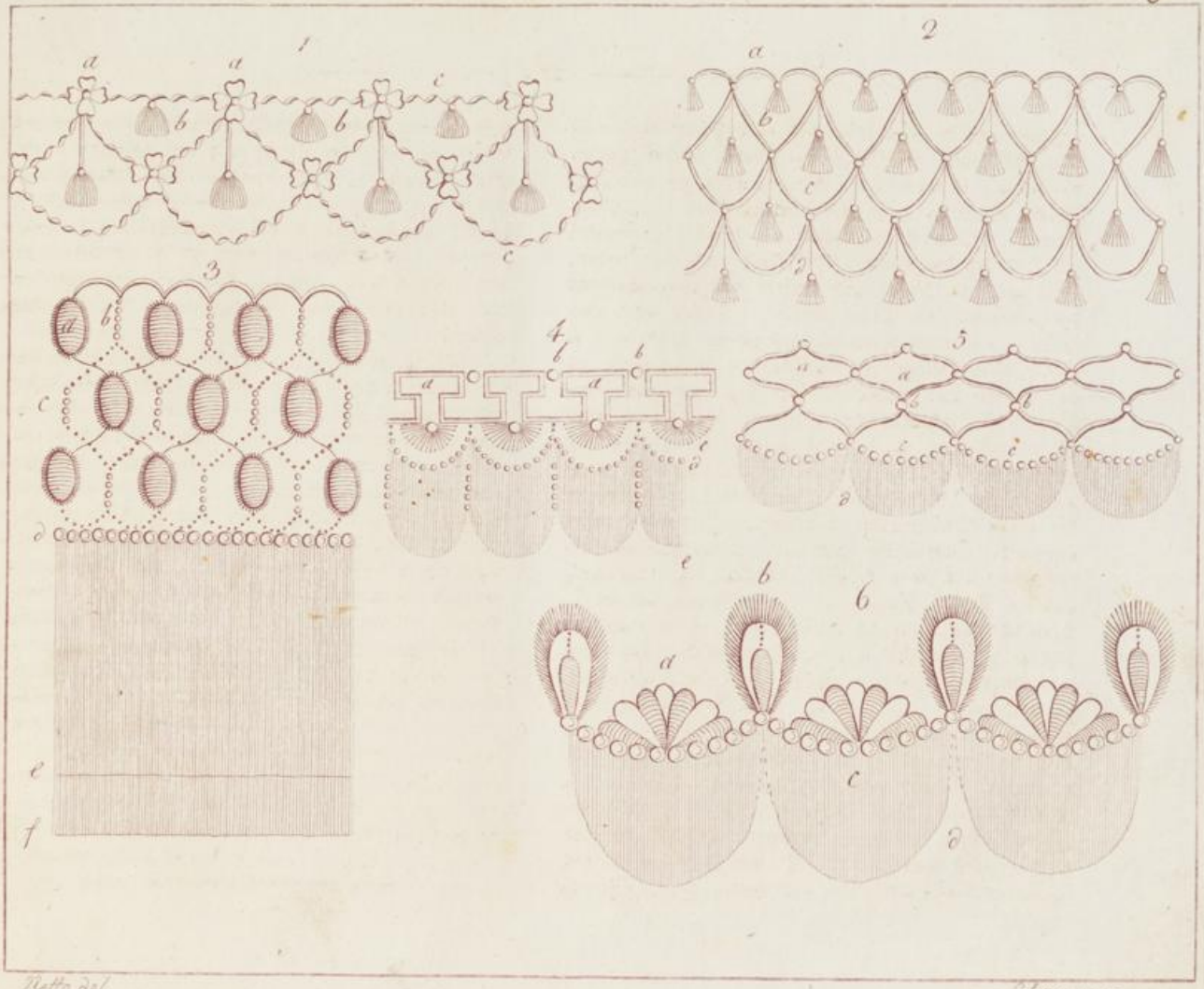
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der mit weißen Zwirnräupchen oder feiner baumwollener Chenille. Hat man eine Menge solcher Perlen vorräthig, so werden erst die obern Bogen von doppeltem Garn mit zwey Klöppeln zwischen jeder Perle gemacht. Man steckt hierauf bey b eine Stecknadel ein, schlägt die Klöppel ein Mal, links und rechts, rund um die Nadel und knüpft das Umgeschlagene fest, worauf eine Perle entsteht. Dieses wird wiederholt, und es formirt sich eine zweyte Perle u. s. f. Sind diese Perlen, in der obersten Reihe fünf, in den andern nur viere, fertig, so werden mit jedem Klöppel für sich Knötchen gezogen, und ein Klöppel geht links nach c, der andere rechts, bis sich die zweyte Reihe mit großen Perlen und doppelten Klöppeln wieder anfängt. So geht es fort, bis man an die große Perlenschnur d kommt. Hier wird zuerst ein starker Zwirnfaden quer über gelegt, sodann starkes Garn auf zwey Klöppel gewickelt, und schwaches, das die Franze machen soll, auf Spulen gewunden. Nun schneidet man ein Stück Karte, so breit als die Franze werden soll, legt den Franzenfaden bey d ein und fängt an, die Karte, mit Einschluß des Querfadens, zu umwinden. Jedes Mal, wenn der Franzenfaden zwey oder drey Mal herum geschlagen ist, wird oben mit den beyden Klöppeln ein zweyfacher oder doppelschlingiger Knoten geknüpft, wodurch sich die starken Perlen bilden. Noch ist zu bemerken, daß die letzten Fäden, welche das Gitter formiren, ebenfalls mit dem starken Zwirnfaden in die Perlen mit eingebunden werden müssen, weil sonst das Gitter mit der Franze nicht zusammenhängen würde. Durch die großen ovalen Perlen wird der Länge nach ein doppelter Garnfaden gezogen. Dann werden diese Fäden getheilt und je mit einem andern durch eine andere Perle gezogen, wie man es in der Zeichnung sieht. Bey e wird durch Knötchen ein Garnirstreif geknüpft, und unten bey f kann man die Faden entweder aufschneiden oder mit einem Franzendreher *) zusammen drehen.

Nr. 4. ist eine Gurlfranze. Man lasse sich starken Gurl drehen, d. h. starken Zwirn mit feinem überspinnen. Will man diesen Gurl noch steifer haben, als er schon an sich ist, so wird er gestärkt. Das Muster wird auf starkes Papier gezeichnet und zuerst mit doppeltem Gurlfaden das à la Grecque gelegt. Sodann schlägt man runde Batist-Perlen aus, überstickt sie mit Glanzgarn und heftet sie mit einer Nähnadel bey b b fest. Unter die à la Grecque-Zeichnung kommen ebenfalls mit Glanzgarn überstochene Batist-Perlen. Bevor diese aber fest geheftet werden, schneidet man von gestärktem Batist Fächer wie c, mit einer kleinen Höhlung aus, übersticht sie nach den Schraffirstrichen mit Glanzgarn, garnirt sie sodann entweder mit feinem Zwirn, oder Chenille, oder Zwirnräupchen, heftet sie an den gelegten Gurl an und endlich die runden Perlen darauf. Unter die Fächer legt man von Gurl Bogen, worauf dann mit zwey Klöppeln, wie bey Nr. 3., bogenartige Franzen ge-

*) Dieser besteht in einem Häkchen von einer Stricknadel, woran unten ein rundes Bleygewicht gegossen ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Netto del.

Lehmann sc.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schlagen und oben festgeknüpft werden, jedoch so, daß bey jedesmaligem Knüpfen eine Perle formirt wird.

Nr. 5. Die Quadrate a a werden von starkem Gurl gemacht und auf jede Ueberkreuzung eine kleine Perle b b geheftet. Die Perlbogen an der bogenartigen Franze werden wie bey Nr. 4. gebildet.

Nr. 6. Eine Art Spiegelfranze. Das Muster wird aufgezeichnet und wie bey den vorhergehenden Franzen auf das Kissen gelegt. Der Anfang ist bey der ersten Feder. Man legt von Gurl einen Bogen, übersticht ihn mit Glanzgarn und heftet dieses, damit es sich nicht abstreife, am scharfen Rande bey dem Gurl mit feinem Zwirn an einander. Man legt noch einen größern Bogen darum, jedoch so, daß er sich unten an den kleinen anschließt, oben aber so weit davon absteht, daß die vier kleinen Perlen (deren Zweck das Zusammenhalten ist) dazwischen Raum haben. Nun legt man noch einen Bogen, der den äussersten Umfang macht, und sticht die Hohlung in schrägen Richtungen mit Glanzgarn aus. Man sticht mit der Nadel über den obersten Bogen, schleift den Stich an den mittelsten an, sticht wieder oben darüber u. s. f. Hierauf werden diese Stiche, damit sie in der ihnen gegebenen Richtung stehen bleiben, am äußern Rande bey b rund herum mit einem Faden an einander geheftet oder gekettelt. Dieses muß aber mit gleicher Anziehung des Fadens und überhaupt mit Vorsicht geschehen, weil sich die Fäden leicht verschieben und damit die ganze Schönheit dieser Arbeit verloren geht. Der siebentheilige Spiegel a wird auf die nämliche Art gemacht, nur daß die Striche querüber fallen. So auch die Franze. Die großen Perlen aber werden besonders von Batist ausgeschlagen, mit Glanzgarn überstochen und dann über die Franze c garnirt.

Außer diesen Franzen können noch viele andere Sorten nach Mustern auf Kissen fabricirt werden.

Schnüren.

Da man nicht selten Schnüren zu Bettüberzügen, Gardinen, Vorhängen ꝛc. nöthig hat, und sie öfters, besonders auf dem Lande, nicht gleich bekommen kann, so will ich hier noch eine kurze Anweisung zur Verfertigung derselben geben. Die Fensterschnüren werden mit vier Klöppeln geklöppelt, die 1. 2. 3. 4. heißen mögen. Auf jeden wickelt man, je nachdem die Schnüren schwach oder stark werden sollen, vier- bis sechsfachen Zwirn auf und hängt oben mit einem Knoten alle vier Enden an einen Faden.

Man setzt sich gerade vor die Klöppel, hält mit dem Daumen der linken Hand Nr. 1., mit dem Daumen der rechten Hand Nr. 3., mit dem Mittelfinger der rechten Hand Nr. 2., und mit dem Mittelfinger der linken Hand Nr. 4. Nun wird der Klöppel Nr. 1. vom Daumen gegen den Mittelfinger, der Nr. 2. gehalten und zu dem Daumen hat herüber fahren lassen, geworfen, so daß sich Nr. 2. auf dem Daumen linker Hand befindet, Nr. 1. aber auf dem Mittelfinger rechter Hand hängt. — Der Daumen der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rechten Hand läßt nunmehr Nr. 3. und der Mittelfinger der linken Hand Nr. 4. gegenüber fahren, so daß also Nr. 3. auf den Mittelfinger der linken Hand, Nr. 4. aber auf den Daumen der rechten Hand kommt. — Hierauf fängt Nr. 2. an, und kommt wieder auf den Mittelfinger der rechten, und Nr. 1. auf den Daumen der linken Hand, u. s. f.

Bandschnüren werden ebenfalls mit Klöppeln gemacht, so wie man drey- oder viersträhnige Zöpfe flechtet.

Netto.

Rand der Strümpfe geben. Abwechselung für diesen Zweck, dürfte den fleißigen Strickerinnen unter meinen Leserinnen nicht unlieb seyn.

Die beiden Rosetten auf der dreizehnten Platte eignen sich mehr zum Nähen, als Stricken, besonders wenn sie als Verzierung der Tabourets und Sessel, vielleicht auch kleiner Fußbänke, angebracht werden.

Das Musterblatt auf Tab. 14. ist ausschließend zu Ofenschirmen bestimmt. Gestrickt, oder im sogenannten petit-point genäht, wird es in dieser Gestalt einem gut dekorirten Zimmer zur anständigen Zierde gereichen.

Es giebt so viele Damen, die, geübt in den Werken der Nadel, ihre Lust daran haben, Freunden und Freundinnen mit dem Denkmalen ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes ein würdiges Geschenk zu machen. Kleinigkeiten, als Börsen, Westen u. s. w. sind etwas leicht Vergängliches, und der Mode nur zu sehr unterworfen. Ein solches Werk aber, als Teppiche, Ofenschirme, oder Ueberzüge auf eine Garnitur Stühle, sind ein fast unvergängliches Denkmal von den Gesinnungen der Geberin, und mehr, als andere Geschenke, dazu geeignet, der Zeit und der Zerstörung zu trotzen. Selbst wenn die Gesinnung sich ändert, und da, wo sonst Liebe und Freundschaft waltete, jetzt Kälte und Feindseligkeit eingetreten ist, wie das im Leben so oft sich zeigt — und, leider müssen wir Frauen es selbst eingestehen, am häufigsten bey Weiberfreundschaften — so sind solche Gaben, die die Liebe und die Gesinnung einer ehemaligen Freundin überleben, schweigende Ermahnungen, das Andenken der Vergangenheit zu ehren, und wenigstens da nicht roh zu verletzen, wo man länger zu lieben keinen Grund hat. — — —

Einige Bemerkungen über das heut zu Tage so sehr beliebte Filetstricken, möchten Vielen hier nicht unwillkommen seyn.

Kreuzfilet wird ein Gewebe genannt, welches in feinem Zwirn, dem Petinet zur Seite, nicht unwürdig getragen wird, und dessen Dauerhaftigkeit sich besonders beym Waschen bewährt. Es wird auf folgende Weise gestrickt. Der Anfang wird mit einer sehr starken Nadel, oder, wenn man diese nicht bey der Hand hat, mit zweien gemacht. Hat man damit eine Reihe Schlingen gestrickt, so fängt man mit einer feinern an, welche halb so stark ist, als die vorhergehende. Nun schlingt man den Faden durch die erste Schlinge, läßt eine liegen, und strickt gleich darauf die dritte. Hat man dieß, so hebt man die zweite über die dritte, durchzieht die Schlinge — aber so, daß sie sich verdreht. So fahrt man fort, strickt eine Masche, läßt eine liegen, strickt wieder und hebt die liegen gebliebene wieder über die gestrickte. Ist man mit der feinen Nadel durch, so wird die starke wieder genommen, und es geht damit, wie vom Anfange. Sollte man sich zweier Nadeln aus Mangel einer starken, die am besten von Holz wäre, bedienen, so hat man nur darauf zu sehen, daß sie von gleicher Stärke sind, bey der Arbeit immer breit aus einander gehalten werden, und sich nicht verdrehen; sonst wird das Gewebe schlecht und von weniger Dauer.

Es giebt eine Menge ganz unbedeutender Kleinigkeiten, die beim Damenanzuge wichtig sind, und wenn man

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie nicht gleich bey der Hand hat, Verlegenheit und Zeitverlust veranlassen. Alles, was dahin gehört, vorrathig zu haben, und wenn es fehlt, gleich selbst bereiten zu können, ist kein zu übersehender Gewinn für Zeit und Bequemlichkeit. Besonders ist das Gefühl der Unabhängigkeit, das Frauen im Großen doch nie kennen lernen, in solchen Dingen ungemein belohnend. Wie oft reißt nicht ein Band, und besonders Schnuren, die den Kleidern, wie man sie eben trägt, fast die einzige Haltung geben! Es ist nichts davon vorrathig — man will schnell fertig seyn — es muß darnach geschickt werden; oft wohnt der Kaufmann, der damit handelt, weit von unserer Wohnung. Man will fort — der Wagen hält vielleicht schon — da ist eine Angst, ein Treiben, alles kommt in Aufruhr. Ist es nicht besser, sich lieber gleich allein helfen zu konnen? Wie wäre es, wenn ich eine Maschine in Vorschlag brächte, die dazu verhilft? Und weiß man sich ihrer einmal zu bedienen, so wird eine bedachtige Frau den Vorrath so leicht nicht ausgehen lassen. Eine solche Maschine, Schnuren zu verfertigen, besteht aus einer Röhre von fünf Zoll Länge, im Durchschnitt etwa anderthalb viertel Zoll. Sie kann von Holz, Horn, Knochen, oder auch von Elfenbein seyn. Oben hat die Röhre fünf Zacken, die in einer gleichen Weite aus einander stehen müssen. Will man die Schnuren stark haben, wie z. B. wenn sie zu Besatzungen, Gürtel, Uhrband bestimmt sind, oder in einen Strickbeutel gezogen werden sollen; so wird das oben angegebene Verhältniß das rechte seyn. Sollen sie dünn seyn, so muß die Röhre darnach eingerichtet werden; doch die Art, wie die Faden gehen, aus denen die Schnur geklöppelt wird, bleibt immer dieselbe. Man fängt damit an, einen Faden auf eben die Weise um einen der Zacken zu schlingen, wie wenn man einen Strumpf anfängt. Hat man diesen Anfang gemacht, so nimmt man einen andern Faden, nebst einer Stricknadel, und hebt die um den Zacken aufgelegte Schlinge über diesen Faden, und zugleich über den Zacken weg, so daß die erste Schlinge inwendig in die Röhre fällt — worauf bey jeder Zacke dasselbe wiederholt wird. Durch diese Strickart wird die Schnur hohl, und folglich elastisch — auch bleibt sie von der Röhre eingeschlossen, und kann daher nicht beschmutzt werden. Damit nun das fertige Ende immer straff herunter hänge und dadurch die Arbeit oben erleichtere, so bediene man sich eines feinen Drathes, welcher oben ein Häkchen hat und unten mit etwas Bley beschwert ist; diesen stecke man, wenn einige Schlingen vollendet sind, oben in die Röhre hinauf, und befestige in die Schlingen das Häkchen. So ist es gut. —

Meine Leserinnen sehen, daß ich mir alle Mühe gegeben habe, ihnen die Sache recht anschaulich zu machen; ob es mir aber gelungen seyn möchte, dagegen wollen sich doch in mir einige Zweifel erheben. —

Stickerey.

VI.

Häusliche Oekonomie.

---

1. Ueber Zimmerputz, Gardinen, Modefranzen, Krepinen, Frisuren und Modequasten.
2. Ueber Tischzeug, feine Wäsche und Betten.
3. Konservirung der Kupferstiche vor Rauch, Staub, Oel- und Moderflecken, und Reinigung des Glases.
4. Ueber Konservirung der Rauchwaaren.
5. Englische Delikatessen.
   a. Behandlung des Fleisches.
   b. Fisch-Sauce zu gebackenem oder geröstetem Fisch.
   c. Sauce zu Carbonnade.
   d. Mandel-Creme.
   e. Schokolaten-Creme.
   f. Vanille-Creme.
   g. Gebrannter Rahm.
   h. Komponirte Essige.
   i. Einmachen der Früchte.
   k. Fruchtsäfte.
6. Einige der vorzüglichsten Regeln zur Erhaltung und Vervollkommnung der weiblichen Schönheit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ueber Zimmerputz, Gardinen, Modefranzen, Krepinen, Frisuren und Modequasten.

Die Wolken nehmen allmälig auch auf dem festen Lande, wie die Engländer sagen, Abschied, ungeachtet sie eine wirklich schöne Verzierung sind. So will es die Natur des Menschen. Ein ewiger Wechsel treibt ihn von dem Einen zum Andern. Er liebt das Schöne, er vermehrt dasselbe, er erhöht es zur größten Vollkommenheit — er übertreibt es. Das Uebertriebene wird unsern Augen lästig; wir können nicht zurück gehen — also wird schnell ein neuer Gegenstand ergriffen, ob er schon dem alten weder in Ansehung der Zweckmäßigkeit noch Schönheit an die Seite gesetzt werden kann.

In England sind die Wolken-Draperien gänzlich verschwunden und die Dekorirung der Zimmer ist sehr einfach. Man hatte bey den Besuchen der Admiral-Schiffe eines Nelson, Calder und Stirling die sehr einfache Meublirung, die ganz simple Dekorirung der Fenster in den Cajütten wahrgenommen. Dieses wurde mit eben dem Enthusiasmus, womit man das Erhabene, Heroische bis zum Erstaunen bewundert, fast in jedem Hause von gutem Ton, selbst in den Pallästen nachgeahmt. Auch Helden haben ihre Puppen; machen sie sich dieselben nicht selbst, so sorgt das schöne empfindsame Geschlecht dafür. —

Diese neue Fenster-Dekoration besteht meisten Theils aus einer hervorstechenden Couleur von Taffet, d. h. Mantuaner-Taffet, Roll-Gros-de-Tours, von Dunkelgrün, Dunkelindigo, von Cardinal- oder Englischem Violet, auch von Atlas in Winterzimmern. Von diesem werden die Roulcaus gemacht, die, wie es im Ersten Toiletten-Geschenk angegeben ist, zwei Rollen haben. Unten an den auffallenden

Stab werden goldene oder silberne Franzen gesetzt. Oben vor die Fenster kommen Gardinen von Musselin, mit durchbrochener Stickerey und mit Modefranzen, als Nr. 1. 2. 3. oder 4. Taf. 19. besetzt. Ferner wird oben in der Mitte eine große couleurte Taffet- oder Atlas-Rose mit einer Quaste gesteckt, jedoch so, daß von dieser Mittelrose zwey Schnuren zu jeder Seite des Fensters an den Vorhang gehen, die dann herabhängen, wo an der Mitte wieder eine große Quaste hängt, so daß also jedes Fenster drey Quasten hat. Das Zu- und Aufziehen wird durch die Seitenquasten bewirkt.

Die Quaste Nr. 1. Taf. 19. ist zu Zimmern in Türkischem Geschmack, wo blaßblaue Rouleaus mit silbernen Sternen garnirt werden. Oben über den Fenster-Gardinen wird eine große Quaste mit dem Monde angebracht, aus deren oberer Hohlung entweder ein schwarzer Reigerbusch, oder von weißer Glasspinnerey als Sultan aufsteigen kann. Durch die Seitenquasten aber werden die Schnuren gezogen, die zum Auf- und Zumachen der Vorhänge dienen.

Die Chinesische Eichel Nr. 2. ist violet mit Gold. Bey a wird die Schnur durchgezogen. b ist untergelegter orangefarbener Atlas. c sind goldene Paillettes oder Perlen, und von d läuft die Schnur nach dem Vorhange.

Die Quaste Nr. 5., deren Obertheil eine umgestürzte Rose ist, dient zu Rosa-Rouleaus.

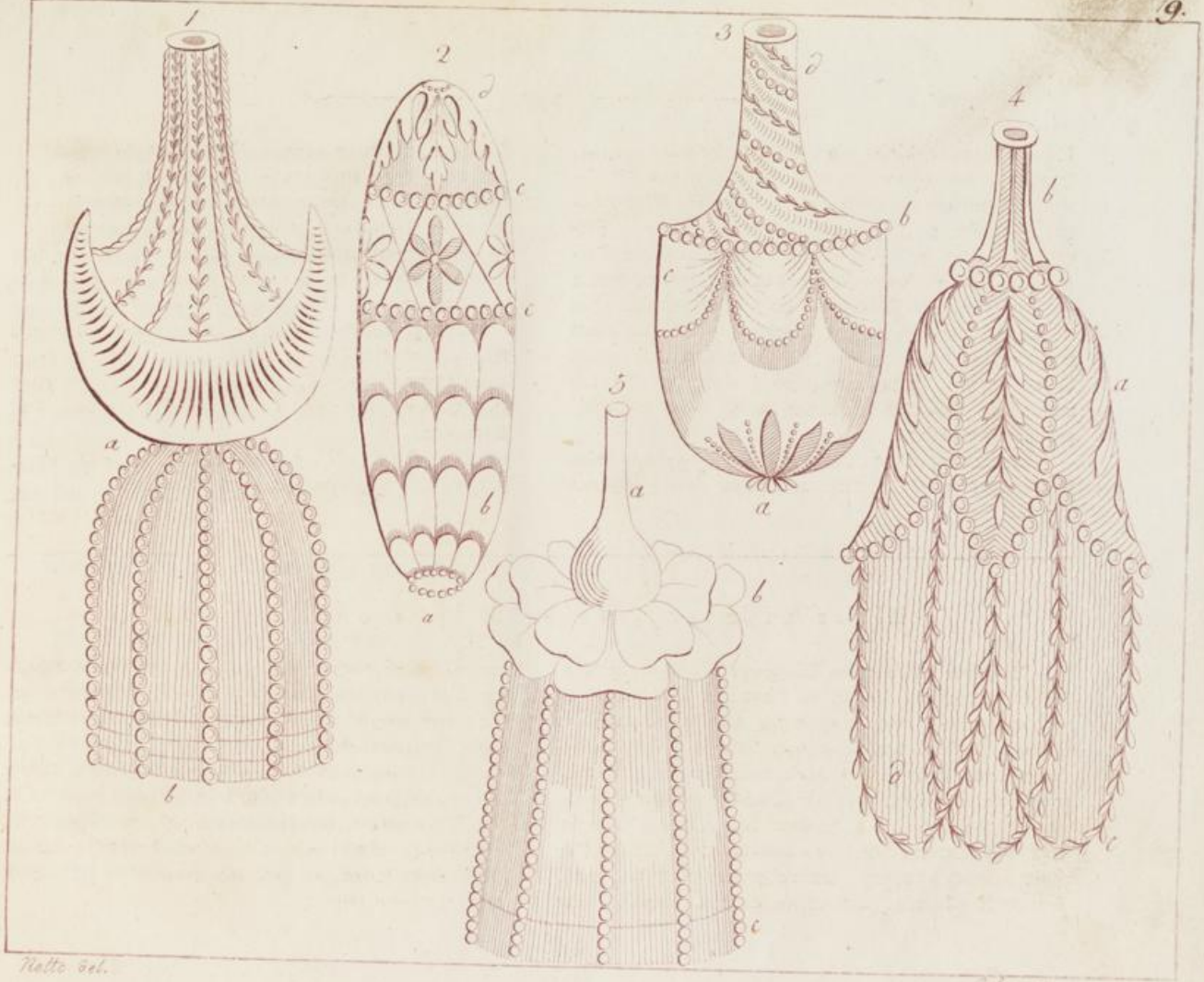
Netto.

Ueber Tischzeug, feine Wäsche und Betten.

Bey dem Einkauf des Tischzeugs ist jetzt die größte Vorsicht nöthig. Es ist so dünn, so steif appretirt und gemandelt, daß man durch den Lüstre und die schönen Desseins das Wichtigste, die Haltbarkeit desselben, gar leicht zu übersehen verleitet wird. Dehnt man eine Serviette oder ein Stück von einem Tischtuch in die Quere, d. h. über den Faden, so sieht man das Schlotternde, welches bey dem ersten Waschen sogleich erscheint. Unsere jetzigen Fabrikate werden wohl schwerlich auf unsere Urenkel kommen, am allerwenigsten dürften sie dann noch so schön und haltbar seyn, wie das alte Tischzeug, daß ich öfters von 1713 noch umsticken muß, um die Urenkelin als Braut damit auszustatten! —

Es ist jetzt nur noch ein einziges Mittel, dauerhaftes Tischzeug zu bekommen, übrig: man muß es in der Manufaktur bestellen und nach dem Gewicht akkordiren. Sollte auch ein solches Gedeck 10 bis 20 Thlr. mehr kosten, so hat man dadurch in zehn Jahren drey neue erspart.

Die



Natte del.

Lehmann sc.

Die neueste Akkommodirung des Tischzeugs ist ein etwas breiter Saum, nach Englischer Art gezeichnet, mit Schattirung ohne Medaillons und Schnörkel.

Zur Ankleidewäsche sind die Ostindischen Musseline und Cambricks mit durchbrochener Näharbeit besonders zu empfehlen. Man sey jetzt vor einem sehr betrüglichen Artikel von Leinwand auf seiner Huth, bey dem der Aufzug Leinen, der Einschuß aber Baumwolle ist, und welcher sehr fein erscheint. Durch eine steife Appretur, mit der er feucht gerollt und gepreßt ist, verkaufen ihn Leinwandhändler in den Messen in blaues Papier akkommodirt, als feine Schlesische Leinwand um einen wohlfeilen Preis. Bey dem Waschen und der schlechten Dauer entdeckt sich der Betrug. Es ist eine Art Halbcambrick. Um sich bey dem Einkauf vor diesem Betrug zu bewahren, darf man nur ein kleines Stückchen entweder mit heißem Wasser oder mit dem Munde naß machen, so stehen die Fasern der Baumwolle auf und das Zeug wird rauh.

Betten werden jetzt häufig von seidenen Zeugen, vorzüglich von Taffet gemacht. Man hat bemerkt, daß Leinen, Baumwollenes und Hänfenes den Rhevmatismus und andere Krankheitsstoffe einzieht, Seide aber niemals. Dieser so nützliche, der Fäulniß widerstehende und fast unzerstörbare Stoff muß also seine vortrefflichen Eigenschaften auch in Konservirung der menschlichen Gesundheit bewähren!

Netto.

Konservirung der Kupferstiche vor Rauch, Staub, Oel- und Moderflecken, und Reinigung des Glases.

Alle Kupferstiche leiden durch das Kehren und Reinmachen der Zimmer. Der feinste Dunst dringt in wirbelnden Kreisen durch die kleinsten Oeffnungen. Kommt nun noch Ofenrauch dazu, so verderben gar bald die schönsten Kupferstiche. Das Reinmachen derselben muß mit der größten Behutsamkeit geschehen. Von den Papierblättern drücke man den Schmutz mit Semmelkrume ab, die nicht weich, aber auch nicht älter als einen Tag ist. Sie muß immer mit frischer vertauscht werden. Man hüte sich vor dem Gummi elasticum. Dieses reinigt zwar sehr schnell, zerstört aber das Papier, oder macht es wenigstens rauh, so daß es nachher nur desto mehr Ruß, Rauch und Schmutz annimmt.

Von den Rahmen und Gläsern kehre man erstlich den Staub von außen in einem freien Luftzuge ab, nehme sodann reinen Kornnbrantwein, nebst feiner durchgeschlagener Asche, und reinige das Glas nach Seite 152. des Ersten Toiletten-Geschenks.

Netto.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Oekonomische Belehrungen.

Es ist eine höchst unangenehme Erfahrung, daß oft die schönsten und kostbarsten Rauchwaaren in kurzer Zeit zerstört werden. Selbst das Aufbewahren bey dem Kürschner ist unsicher. Die Pelzwerke werden hier freylich öfters ausgepocht und dann fest eingepackt. Aber wer steht dafür, daß sich in dem Pelzwerk irgend einer Familie, die es vorher selbst besorgt hat, nicht der Same von Motten befinde, wodurch hernach Andere und der Kürschner selbst in Schaden gebracht werden?

Das erste, was hierbey zu thun ist, besteht darin, daß die Sachen oft ausgeklopft werden; denn der Staub ist der Erzeugung der Motten vorzüglich günstig. Sodann nehme man neu gewaschene Wäsche und lege sie in einen wohl ausgekehrten und mit Schwefel ausgeräucherten Kommoden-Kasten. Selbst das Gestell der Kommode kann man ausräuchern. Die Kasten läßt man aber erst wieder von der Luft durchströmen, damit der Schwefeldampf nicht auf die Couleuren der Seidenzeuge oder auf Gold und Silber wirke. Nun nehme man Venetianischen Terpentin, lasse denselben zwey oder drey Stunden in Wasser kochen und gieße ihn in frisches Wasser, so wird er wie weißes Pech zusammenfahren. Wenn er hierauf ausgewaschen und getrocknet worden, so läßt man ihn warm werden, bestreicht einige Bogen Papier links und rechts damit, läßt dieses trocknen und schneidet Streifen daraus, die in die Rauchwaaren oder wollenen Sachen eingelegt werden. Diese Streifen sind keiner Couleur auf seidenen Zeugen schädlich, und gewiß das einzige Mittel, das Rauchwerk zu konserviren, indem die Motte schon fettes Kienholz flieht.

Ein sehr gutes Streupulver wider Fischchen, Motten und Fliegen ist folgendes: Man nehme 1 Loth Kampfer, 2 Loth weißen Pfeffer, 1 Loth Bimsstein und 1 Loth hart gesottenen Terpentin oder Burgunder Harz, stoße jedes besonders, mische es zusammen und bestreue die Kisten, Koffer und selbst Pelzwerk damit. Jahre lang sind die Sachen vor Insekten dadurch gesichert.

Netto.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Englische Delikatessen.

Der wesentlichste Theil einer gut bestellten Küche ist wohl gutes, schmackhaftes Fleisch, es sey nun Rind-, Kalb-, oder Schöpsenfleisch, und geräuchert oder gepökelt. Und hierauf hat das Schlachten den vorzüglichsten Einfluß. Das beste Fleisch wird verunstaltet, ja seine Säfte verderblich gemacht, wenn der Fleischer ein Thier gleich nach harter Behandlung oder Erhitzung schlachtet. Solches Fleisch geht sehr schnell in Fäulniß über und bleibt bey der besten Kochkunst unschmackhaft. Das zu schlachtende Vieh muß also erstlich gesund und nicht erhitzt seyn, und dann müssen die frischen Fleischstücken von der reinen Luft durchwehet, die Fettfasern durchwittert seyn und bey dieser Zersetzung der Luft eine Art Mortifikation erhalten haben, wenn sie genießbar, gesund und wohlschmeckend seyn sollen.

In England wäscht man das Fleisch, wenn es geschlachtet ist, nicht ab, sondern beobachtet folgendes Verfahren: Man kocht starken weißen Pfeffer in Wasser und Essig, zu gleichen Theilen und läßt es kalt werden. In diese Flüssigkeit wird ein Tuch getaucht, wieder ausgerungen und damit feucht das Fleisch abgetrocknet. Letzteres wird sodann bevor es gekocht oder gebraten wird, freischwebend in die Luft gehangen, und zwar

	im Sommer.	im Winter.
Rindfleisch	4—5 Tage.	6 Tage.
Rothwildpret	3 —	5 —
Schwarzwildpret . . .	5 —	7 —
Hasen	3 —	6 —
Fasane, Birkhühner, Auerhühner, Rebhühner .	4 —	8 —
Trappen, Truthühner, Gänse, alte Hühner	4 —	6 —
Schöpps-, Lamm- und Kalbfleisch	2 —	4 —

Vor Schmeißwürmern werden alle diese Stücke am besten auf folgende Weise bewahrt. Man läßt sich von Latten Schrankgestelle machen und überzieht sie durchaus mit grober Gaze. Hierein hängt man die Fleischstücken, jedoch so, daß sie die Leinwandwände nicht berühren, weil sonst die Insekten ihre Eier durch die Leinwand daran legen würden. Das Ganze muß zuweilen gewaschen und gereiniget werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Saucen und Cremes.

Für entkräftete, alte Personen, welche die Speisen nicht mehr kauen und also auch nicht gut verdauen können, sind Saucen das beste; auch Kranken sind sie besonders zu empfehlen. Der Hauptbestandtheil einer guten Sauce ist ein guter Bouillon. Nicht eine fette Fleischbrühe ist eine gesunde, sondern eine solche, die mehr aus aufgelösten markigen Theilen besteht und die besten Säfte enthält. Nur eine solche kann man zu Saucen gebrauchen.

Englische Fisch-Sauce, zu gebackenem oder geröstetem Fisch.

Man zerschneidet einige Fische oder einen kleinen Karpfen in kleine Theile, legt in das Casserol, ehe der Fisch hinein kommt, sechs bis acht Scheiben Sellerie, ein Paar Zwiebeln mit Nelken besteckt, ein Stückchen Rocumbole, Citronenschale und ½ Pfund Rindertalg, klein geschnitten. Man gieße Fleischbrühe darüber und lasse es eine halbe Stunde sieden. Sodann wird diese Sauce durch Leinwand geschlagen und ½ Bouteille Wein dazu gegossen. Der nicht ganz zu Muß gekochte Fisch kann nochmals abgekocht und zur Fisch-Sauce gebraucht werden. Um sie pikanter zu machen, kann man mehr Gewürze, auch Dragun mit Knoblauch dazu nehmen.

Sauce zu Carbonnade.

Man wasche 12 Stück gute Sardellen (die besten sind die Genueser) in reinem Wasser ab, zerreibe sie in einem steinernen oder hölzernen Mörser mit Wein und schlage diese Masse durch, damit die Gräten ꝛc. herauskommen. Nun zerreibe man sechs Eierdotter in kalter Fleischbrühe von dem besten Bouillon, zerdrücke einige Charlotten und thue alles mit ein Paar Kardamom-Körnern nebst einer Vanille-Schote in eine große Glasflasche, mit etwas trockner Citronenschale *) und etwas Ingwer und lasse es in einem Kessel mit Wasser aufsieden. Die Flasche muß aber immer geschüttelt werden, damit die Eier-Sauce sich nicht allein präparirt.

Creme ist seit einigen Jahren ein unentbehrliches Gericht zum Nachessen. Aber die Teutsche Zusammensetzung aus gallertartigem Gelée mit einer Mischung von Kartoffelmehl mit Schokolate ist in der That so erbärmlich, daß dieser zähe breyartige Mischmasch, der den Namen Creme nicht verdient, gewiß unangerührt stehen bleiben würde, wenn die Gäste aus Höflichkeit gegen den Wirth nicht ein Uebriges thäten, und ihn, wiewohl zum Schaden ihrer Gesundheit, verschlängen.

Ein Creme muß leicht, ein Mittelding von Suppe und Muß seyn; er muß aufgelöste Säfte von Bouillon mit komponirten gewürzhaften Körpern enthalten. So wird er durch die sanfte Kühle, durch das Aromatische und Geschmackvolle den Appetit wecken und

*) Von der Citronenschale wird bloß die äußere gelbe Rinde in dünnen Streifen behutsam abgeschält (weil das Weiße bitter ist), in Stückchen zerpflückt und im Schatten getrocknet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reitzen, und man wird sich nach dessen Genuß gesund und leicht fühlen.

Mandel-Creme.

Man nehme drey Kannen Rahm (Sahne) und rühre sechs Eierdotter hinein und schlage es sehr. Vorher aber nehme man ½ Pfund gute süße Valenzer Mandeln, weiche sie eine Nacht in frisches Wasser, drücke die Schalen ab und reibe sie mit einem gekerbten Holz in einem steinernen Napfe zu Muß, wobey man ein Paar Loth Zucker mit etwas frischem Rosenwasser zum Befeuchten hinzu thut. Nun läßt man erst den Rahm mit den Eiern aufkochen, thut ein halbes Pfund klaren Zucker dazu, gießt sodann den Rahm heiß zu dem Manbelteige und reibt es durch ein Haarsieb; so kann dieser Creme entweder gleich mit Zimmet gegessen werden, oder auch gefroren aus einer Eisbüchse kommen.

Schokolate-Creme.

Man nehme ½ Pfund Mailändische oder Wiener Schokolate, zerreibe sie und gieße ¼ Bouteille weißen Wein darauf. Hierauf setzt man zwey Kannen Rahm mit ½ Pfund Englischem Melis ans Feuer, und wenn die Sahne bis zum Sieden gekommen ist, fängt man an, das Schokolaten-Muß löffelweise und unter beständigem Quirlen hinzu zu thun. Wenn es sich abgekühlt hat, setzt man sechs Eierdotter, welche sehr zerschlagen sind, hinzu, und läßt es nochmals aufkochen, so ist es bis zum Gefrieren bereit.

Vanille-Creme.

Man nehme acht Eierdotter und zwey reichlich Kannen Sahne, setze es ans Feuer und lasse die Sahne unter beständigem Umrühren aufkriebeln. Sodann fügt man ½ Pfund klaren Englischen Melis, nebst ½ Loth Vanille hinzu, so ist es zum Gefrieren bereit. Man kann diesen Creme aber auch ungefroren genießen.

Gebrannter Rahm.

Man rühre acht Eierdotter in drey Kannen gute Sahne, thue zwey Loth ganz blaß geröstete Pomeranzen-Blüthen, nebst einem Löffel braun gebrannten Zucker hinzu und lasse es schnell aufwallen, worauf noch ½ Pfund Zucker beygesetzt wird. Dieser Creme muß aber durch leichte Leinwand geschlagen werden, damit die Blüthenspelzen zurück bleiben.

Komponirte Essige.

Der Weinessig, wenn er komponirt werden soll, muß zuvor in einem steinernen Topfe gesotten und mit einem hölzernen Schaumlöffel abgeschäumt werden.

Guter Burgunder zur Hälfte mit gesottenem Weinessig vermischt, ist ein vortrefflicher Essig zu rothen Rüben ꝛc.

Die Hälfte Weinessig mit der Hälfte Himbeersaft in Wasser gemischt, gibt einen guten Kühltrank.

Alle zu komponirtem Essig anzuwendende Kräuter, als: Dragun, Aloeblätter, Wermuth, Citronen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Melisse, Englische Salbey, kleinblättriger Basilicum ꝛc. müssen in Schatten getrocknet werden. Der Essig wird warm darauf gegossen, einige Tage stehen gelassen und dann durchfiltrirt.

So wird auch Veilchen-Essig und Pomeranzen-Blüthen-Essig gemacht. — Viereſſig verliert durch das Sieden.

Gefrorner Weineſſig, den man in England mit Fleiß gefrieren läßt, ist zu eingesetzten Sachen und Früchten am besten. Der Essig wird im Fasse der Kälte ausgesetzt. Hat er eine Nacht gefroren, so stößt man mit einem Eisen ins Spundloch und läßt in der Kälte den ungefrornen Essig herauslaufen. Das Eis im Fasse ist nicht zu gebrauchen, daher darf letzteres nicht ins Zimmer kommen, weil ersteres sonst wieder zerfließen und den Essig verderben würde. Dieser Essig dient zum

Einmachen der Früchte.

Die Früchte, die man mit Essig einmachen will, als: Brombeeren, Johannisbeeren, Himbeeren und Stachelbeeren, Herzkirschen, Mirabellen, Prunellen (geschälte Pflaumen), Renekloden, Aprikosen ꝛc. werden erstlich sorgfältig ausgelesen, und müssen alle trocken und ohne Fäulniß oder Beschädigung seyn. Jede Art wird besonders in große Zuckergläser trocken eingelegt, sodann klarer Zimmet, mit etwas klar gestoßenen Nelken und trockenem Melis-Zucker darüber gestreut. Nun wird der gesottene Weineſſig halb lau darüber gegossen, das Glas mit Blase wohl verbunden und in den Keller gesetzt, so werden sich die Früchte, wenn sie gut waren, Jahre lang konserviren.

Fruchtsäfte.

Diese können aus allen saftartigen Früchten gewonnen werden. Doch müssen die süßartigen, als Kirschen, Erd- und Himbeeren, anders behandelt werden, als die säuerlichen. Man stößt von den Kernen abgesonderte Kirschen in einem hölzernen Mörser *) zu Muß, setzt dieses zwey Tage in den Keller, drückt sodann den Saft nebst fester Masse durch ein Tuch und siedet ein Pfund Saft mit einem Pfund Zucker zu einem mußähnlichen Brey ein, welcher sich Jahre lang hält. So werden auch die Erd- und Himbeeren behandelt. Johannis- und Stachelbeeren müssen sehr behutsam zerdrückt werden, damit gleich Kerne und Hülsen herauskommen. — Der Saft von säuerlichen Früchten muß vier Tage im Keller stehen und mit mehr Zucker, nämlich 1½ Pfund auf ein Pfund Saft, eingesotten werden.

Netto.

*) Hölzerne oder steinerne Mörser sind den metallenen vorzuziehen, weil der Saft auf letztere eine auflösende Kraft hat und also der Gesundheit schädliche Theile darunter kommen könnten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einige der vorzüglichsten Regeln

zur

Erhaltung und Vervollkommnung der weiblichen Schönheit.

Meine Damen!

Um Ihre Erwartungen keinesweges zu täuschen, muß ich sogleich im Voraus erinnern, daß für dieses Mal von ganz andern Dingen die Rede seyn wird, als etwa von einem oder dem andern künstlichen Verschönerungsmittel der äußeren Oberfläche des weiblichen Körpers. Ich bin zwar, aus mehr als einem Grunde, weit entfernt, irgend einer Dame es zu verargen, wenn sie, im Fall ihr die mahlerische Schönheit des Körpers, aus welch einer Ursache es immer sey, versagt ist, zu künstlichen Verschönerungsmitteln des Teints überhaupt ihre Zuflucht nimmt; desto mehr aber tadle ich die meistens unüberlegte Hastigkeit, mit welcher der größere Theil unserer Damen nach besagten Hülfsmitteln greift, als bedürften sie derselben eben so nothwendig, wie ihre Kleidungen des neusten Zuschnittes, um nicht, in Ermangelung desselben, für unmodern oder veraltert gehalten zu werden. Es ist nämlich eben so wenig gleichgültig, auf welch einem Wege, und durch was für Mittel eine Dame der körperlichen Schönheit sich zu vergewissern sucht, als es nicht immer eins und dasselbe ist, was Damen damit meinen, wenn sie von und über weibliche Schönheit sprechen; denn

Erstens, bedienen sich viele Damen der gepriesenen Schönheitsmittel in viel zu frühen Jahren, und nicht selten ohne Noth. Der Erfolg davon aber ist auch der, daß sie der in Ausbildung des individuellen weiblichen Körpers begriffenen organischen Natur nicht nur eine falsche Richtung geben, und auf mancherley Weise die freye Entwickelung der einzelnen Formen des Körpers, die Schönheit der Farbe und des Ausdruckes, sowohl im Ganzen als im Einzelnen, zum größten Nachtheil der weiblichen Schönheit stören; sondern eben dadurch die Natur so verwöhnen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß sie in der Folge auch keiner der sonst heilbringenden und zweckmäßigen Methoden mit dem erwünschten Erfolge zusagt.

Zweytens sind die meisten der gerühmten Schönheitsmittel metallischen Ursprungs; und gäbe es wirklich Beyspiele, an welchen es sich nachweisen ließe, daß der Toiletten-Gebrauch derselben keinen Schaden gebracht habe, so müßten wir auch selbst diese nur zu den Glücksfällen rechnen. Denn

1) bedürfen Mittel dieser Art, und besonders zu diesem Gebrauche, einer äußerst delikaten pharmazeutischen Bereitung; und dennoch giebt es nicht überall, wo man sich dergleichen Schönheitsmittel bedient, der dazu erforderlichen, mit der nöthigen Wissenschaft und Kunstfertigkeit versehenen Männer genug. Wenn aber auch diese Mittel, noch so gut zubereitet, in der Regel immer der Gesundheit, und dadurch nothwendig der eigenen Schönheit der Damen Schaden bringen; so begreift es sich doch wohl von selbst, um wie viel größer nothwendig derselbe Schaden seyn müsse, der aus der Anwendung schlecht zubereiteter Mittel dieser Art erfolgen muß.

2) Ist es ein selbst durch die Erfahrung schon hinlänglich erprobter Grundsatz, daß jeder Mensch, er möge entweder mit Zubereitung, Ausscheidung u. s. w. metallischer Körper umgehen, oder wegen irgend einer Krankheit Metall-Oxyde gebrauchen müssen, eine eigene modificirte Lebensweise wählen und strenge befolgen müsse, wenn sowohl in beyden Fällen der so leicht mögliche Nachtheil verhütet werden, und im letztern ins Besondere die beabsichtigte wohlthätige Wirkung erfolgen soll. Dagegen aber bleiben unsre Damen, ungeachtet der Anwendung erwähnter metallischer Schönheitsmittel, morgen wie heute, unbekümmert und sorgenlos bey der früheſten schon angenommenen Lebensart. Oder glauben Sie, meine Damen! daß gedachte Umänderung in der gewohnten Lebensweise in diesem Falle darum unnöthig sey, weil Sie dergleichen Dinge nur äußerlich anwenden, und größten Theils auf die Oberfläche des Körpers nur auftragen; so darf ich Sie nur an die Hüttenkatze der Bergleute und an die Bley-Colik der Mahler erinnern.

3) Sind die Damen bey dem Gebrauche dergleichen Schönheitsmittel gewöhnlich nicht so vorsichtig, als durchaus nothwendig ist. So z. B. achten sie hierbey nicht genug, die Augen gehörig zu schonen, ihre beliebten Schönheitsmittel dem Munde so wie der Nase nicht zu nahe aufzutragen. Wenigstens glaube ich behaupten zu dürfen, daß bey größerer Vorsicht wir weniger matte Augen, weniger asthmatische Zufälle, Hektiken, ja selbst gewisse Arten von Lungenschwindsuchten an unseren Damen nicht wahrnehmen würden.

Drittens, vergessen unsre Damen über der gemahlten Schönheit des weiblichen Körpers die eigentlich mahlerische desselben, und somit gelangen sie

sie eben so wenig zur wahren Erkenntniß der wahrhaften und einzig zuverlässigen Mittel der weiblichen Schönheit, als sie sich um den eigentlichen Begriff der letztern bekümmern. Da ich nun annehmen darf, daß alle diese Mißgriffe nur auf einem verzeihlichen Irrthume beruhn, und jeder Dame an der Erhaltung ihrer Reitze so viel gelegen seyn wird, Mittel, die ihr ohne Kosten und Zeitaufwand, in jeder Stunde zu Gebote stehen, für diesen Zweck anwenden zu wollen; so glaube ich den Dank meiner schönen Leserinnen zu verdienen, wenn ich dieses Mal, anstatt den ohnehin schon überhäuften Vorrath der Kallopistrie durch neuere Beyträge zu vermehren, vielmehr den Damen zeige, wie sie ihre Lebensweise im Durchschnitte und überhaupt einzurichten haben, damit ihnen die wahre Schönheit des weiblichen Körpers, wo sie vorhanden ist, erhalten, und wo sie fehlt, zu erwerben, möglich gemacht werde.

I. Ich weiß zwar wohl, daß nicht jede Dame, die wirklich und wahrhaft gesund ist, darum zugleich auch zu den Schönen ihres Geschlechtes gerechnet werden dürfe; wenigstens könnte ich mich füglich, ohne dem weiblichen Geschlechte zu nahe zu treten, dreist auf die alltäglichsten Wahrnehmungen berufen, im Falle mich eine oder die andre der Damen darüber einer Unwahrheit beschuldigen wollte. Dennoch aber bleibt es eben so wahr, daß weibliche Schönheit, die mahlerische nämlich, nur bey Gesundheit des Körpers bestehen kann. Es gehet also von selbst hieraus der Grundsatz hervor, daß die erste und wichtigste Sorge jeder Dame, welcher ihre Schönheit am Herzen liegt, dahin gerichtet seyn müsse, gesund zu seyn, zu bleiben, und, wenn sie es nicht ist, zu werden. Sie müssen demnach, meine Damen, alles das zu vermeiden suchen, was die naturgemäßen Verrichtungen des weiblichen Körpers stört, die Seele beunruhigt, den Geist zu sehr anstrengt oder in Unthätigkeit erstickt, und endlich das Gemüth mit sich selbst entzweyt. Dieß alles hier aus einander zu setzen, liegt außer meinem Plane, und ich verweise, um meine Leserinnen nicht unbelehrt von der Hand zu weisen, auf Aronsons Handbuch für Mütter und erwachsene Töchter.

II. Viele unserer Damen haben einen so zarten Begriff von dem innern Wesen der weiblichen Schönheit, daß sie glauben, dieselbe könne nur an einem zart gebaueten und zärtlich gepflegten Körper ihren magischen Zauber zu Tage fördern. Sie meiden daher möglichst jede Bewegung in freier Luft bey auch nur etwas ungünstiger Witterung, aus Furcht, es könne durch die Einwirkung derselben leicht ihr Teint leiden; andere versagen sich beynahe ganz und gar die kräftige Fleischnahrung, begnügen sich fast ausschließend mit wäßriger Pflanzenkost, hüllen ihren Körper in erhitzende Tücher und Kleider ein, halten sich meistens an Wasser und Thee, vergraben sich gern in dicke Federbetten, und glauben jegliche Beschwerde des Unterleibes durch künstliche Mittel sogleich heben zu müssen. Allein solch eine Weise zu leben schwächt die Verrichtung der Verdauung, er-

zeugt Mangel an innerer Ernährung, entzieht dem Blute seine kräftigen Bestandtheile, erschlafft die Haut, disponirt zu Schweißen, setzt die Dame leicht möglicher Erkältung sammt deren Gefolge aus, und der nächste Erfolg davon ist, daß die einzelnen Formen des Körpers ihre nöthige Rundung und Fülle verlieren, die Profile derselben scharf sich abschneiden und der ganze weibliche Körper zur Dürre einer Zahlenfigur sich skeletirt. Die Ursache dieses ganzen Erfolges wäre demnach also Verzärtelung des Körpers, im ganzen Umfange des Wortes, und also, was sich ohne weiteres von selbst versteht, müssen Damen dieselbe sorgfältig zu vermeiden suchen. Nur schwächliche Damen dürfen hierin sich etwas mehr erlauben.

III. Indem ich aber gegen die Verzärtelung des Körpers, als einen der größten Feinde der weiblichen Schönheit warne, bemerke ich zugleich auch, daß unter den Verzärtelungsmitteln die allzu einförmige Lebensart, welche sich so manche Dame in der Absicht, ihrer Schönheit nicht zu schaden, zum Gesetz macht, mit oben an stehe; indem sich der Körper an dieselbe so sehr gewöhnt, daß auch die geringste Abweichung von der einmal angenommenen Lebensweise sogleich Verwirrung in das organische Ganze des Körpers bringt, und die bey verzärtelten Damen ohnedieß schon luftige Schönheit unwiederbringlich verscheucht. Wenn ich daher eine gewisse Ordnung und bestimmte Regel im Leben der Schönen, die es bleiben wollen, vorzüglich und ernstlich empfehle, so setze ich doch noch hinzu, daß nichts sicheres gegen die Verzärtelung des Körpers verwahre, und am vernünftigsten und zweckmäßigsten den weiblichen Körper abhärte, als wenn die Damen mit der einmal angenommenen Ordnung und Regel im Leben zugleich auch einen gewissen Wechsel der einzelnen Lebensreitze verbinden. Nur dadurch verschaffen sich die Damen nicht allein die meisten und schönsten Genüsse des Lebens, sondern sie verstatten den verschiedenen Seelen- und Körperkräften eben durch Abwechselung zugleich auch die nöthige Erholung und durch diese jenen wiederum einen so hohen Grad von Energie, daß dieselben auch dann für den gesammten Zweck des Leibes und der Seele gehörig zusammen wirken, wenn der eine oder der andere der sonst gewohnten Reitze entweder aus irgend einer Ursache ermangelt, oder in der Quantität seiner Wirksamkeit verändert wird. Diese Regel genau befolgt, gibt Dauer der weiblichen Schönheit, und mit Vernunft ausgeübt, vermag sie dieselbe zugleich auch möglichst zu vervollkommnen.

IV. Ich fühle es zwar sehr wohl, daß der eben angegebene Grundsatz viel zu allgemein ausgesprochen dastehe, und Sie, meine Damen! rechtlicher Weise an mich die Frage ergehen lassen könnten, wie Sie es mit dem Wechsel der einzelnen Lebensgenüsse zu halten haben möchten; allein was ich der hier nöthigen Kürze wegen nicht leisten kann noch darf, ersetze ich auf der andern Seite dadurch, wenn ich Sie an die Leitung Ihres eigenen Instinktes hierin verweise. Vielleicht entgegnet mir dabey manche von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ihnen im Stillen, daß sie bereits der häufig sich widersprechenden diätetischen Vorschriften der Aerzte wegen, einzig und allein bisher von ihrem Instinkte hierin geleitet worden sey; vielleicht bin ich sogar so glücklich, Ihnen eben dadurch das Angenehmste angerathen zu haben, weil im Durchschnitte die Damen dem innern Triebe am liebsten und mit größerem Behagen folgen. Indessen müssen Sie mir dafür auf der andern Seite auch nicht böse werden, wenn ich Ihnen ganz ohne Umschweife bekenne, daß gerade bey Damen der eigentliche Instinkt am meisten getrübt und verstellt ist, und daß eben die gewöhnliche unbedingte Befolgung desselben eine jener Ursachen sey, welche die weibliche Schönheit bey mancher Dame entweder gar nicht zum Vorschein kommen läßt, bey andern dieselbe frühzeitig schon wieder verabschiedet, und bey vielen nicht selten unheilbares Siechthum erzeugt. Und dennoch muß ich offenherzig gestehen, daß eine zur Norm des Instinktes geläuterte Weise zu leben am besten vor möglichem Schaden verwahre, am treuesten den magischen Zauber der weiblichen Schönheit bewache und Dauer derselben gewähre. Es muß daher den Damen eine ihrer ersten und wichtigsten Sorgen seyn, die natürlichen Neigungen gehörig zu modificiren, und zu diesem Behufe mache ich Sie auf folgende zwey Grundsätze vorzüglich aufmerksam.

Erstens achte jede Dame sorgsam darauf, ob und in wie fern diejenige Lebensart, zu welcher der innere Trieb sie verleitet, ihr fromme, und wird sie gewahr, daß bey derselben ihre Schönheit bestehe und gedeihe, dann möge sie immerhin getrost demselben folgen.

Zweitens bemerket sie dagegegen, daß derselbe bloß ihrer Bequemlichkeit zu schmeicheln suche, und dabey dennoch der Schönheit Verderben bereite, dann lerne sie sowohl durch eigene Erfahrung, als auch durch fremde gereifte Belehrung, was ihrem Körper am besten bekomme und seiner Schönheit am zuträglichsten sey. Hat sie auf diesem Wege die geeignete Weise zu leben gefunden, dann füge ich

Drittens noch den Rath hinzu, daß die Dame eben diese Lebensart ernstlich sich anzugewöhnen suche, doch ohne dabey pedantisch zu seyn, und darüber den vorhin gepriesenen Wechsel der Lebensgenüsse zu vergessen.

Viertens nehme jegliche Dame genau darauf Bedacht, sich so wenig als möglich Bedürfnisse zu erkünsteln, am allerwenigsten aber an Dinge sich zu gewöhnen, die kostbar und darum auch nur selten zu haben sind; denn entzieht ihr der Zufall das Eine oder das Andere, dann muß aus Mangel an innerer Erregung das vorige Feuer der weiblichen Schönheit erlöschen, und gleich einem irrenden Schatten wandelt sodann das Wesen einher, dessen blühender Reitz ehemals aller Augen entzückte.

Vorzüglich stellt sich

V. Dieser Fall dann ein, wenn Damen irgend

eine nur etwas große Reise unternehmen, oder ihren Wohnsitz nach einer weit entlegenen und in Rücksicht des Klima von der heimathlichen sehr verschiedenen Weltgegend verlegen. Bey dergleichen Ereignissen geht die weibliche Schönheit oft unwiederbringlich verloren, und an ihre Stelle treten theils allerley Hautausschläge, Bleichsucht, Abzehrung und andre Uebel dieser Art ein. Dieß zu verhüten, werde ich den Damen Folgendes rathen:

Erstens. Verlegt eine Dame ihren Wohnort von Norden nach Süden, dann wähle sie hierzu die Herbstzeit, damit sie sich durch die mildere Kälte im Winter daselbst die größere Hitze im Sommer zu ertragen gewöhne.

Zweytens. Im entgegengesetzten Falle unternehme die Dame den Umzug im Sommer, um sich durch die geringere Wärme des Sommers in Norden an die strengere Kälte im Winter daselbst zu gewöhnen.

Drittens. Der Fall sey aber auch welcher er wolle, so bleibt die unerlaßliche Regel diese, daß eine Dame sowohl zu einer weiten Reise, als auch zu irgend einer bedeutenden Ortsveränderung durchaus nicht eher sich anschicke, als bevor sie sich wahrhaft kräftig und energisch fühlet.

VI. Ueberhaupt sichert die Dauer der weiblichen Schönheit nichts mehr, als eigene innere Kraft und Energie sowohl des Körpers als des Geistes und Gemüthes. Beyde im gehörigen Grade und Maße sich zu verschaffen, muß jede Dame, welcher die Erhaltung und Vervollkommnung ihrer Schönheit lieb und werth ist, sich ernstlich angelegen seyn lassen. Wodurch und auf welche Weise beydes bewirkt werden könne, erlaubt der hier mir vorgeschriebene enge Raum durchaus nicht im Detail anzugeben; dagegen aber kann ich meine schönen Leserinnen auf Kilians neueste Diätetik der weiblichen Schönheit verweisen, wo sie alle hierher gehörigen Punkte in ihrer unmittelbaren Beziehung auf die Erhaltung und Vervollkommnung der weiblichen Schönheit einzeln aus einander gesetzt finden.

D. K.

Kunstwerke und Bücher für Damen,

welche

bey dem Verleger dieses Taschenbuchs, Georg Voß in Leipzig, erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten und zu bestellen sind.

D'Aubigny, Nina, Briefe an Natalie, über den Gesang, als Beförderung der häuslichen Glückseligkeit und des geselligen Vergnügens. Ein Handbuch für Freunde des Gesanges, die sich selbst, oder für Mütter und Erzieherinnen, die ihre Zöglinge für diese Kunst bilden möchten. Mit 5 Musiktaf. gr. 8. . . . 1 thlr. 16 gr.

Küchenlexikon, allgemeines, für Frauenzimmer, welche ihre Küche selbst besorgen, oder unter ihrer Aufsicht besorgen lassen. 2 Theile, compl. . . . . 4 thlr.

Küchentaschenbuch für Frauenzimmer, zur täglichen Wahl der Speisen auf das ganze Jahr, geb. . . . 16 gr.

Lina's Ferien, oder Sammlung verschiedener Aufsätze zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung, 8 Bändchen, mit Kupfern, 8. geb. . . . . 6 thlr.

Linienblätter zur Stickerei, 25 Blatt. . . . . 1 thlr.

Netto et Lehmann, l'art de tricoter, développé dans toute son étendue; ou Instruction complète et raisonnée pour montrer à faire toutes sortes de tricotages simples et compliquées, d'après des modèles; mise dans un ordre méthodique. Avec 25 Planches, in fol. obl. . . . . 10 thl.

Netto und Lehmann, die Kunst zu stricken in ihrem ganzen Umfange; oder vollständige und gründliche Anweisung, alle sowohl gewöhnliche als künstliche Arten von Strickerei nach Zeichnungen zu verfertigen. Zweite ganz umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 50 illum. und schwarzen Kupfern. quer Folio. 10 thlr.

Netto, J. F., die neueste Kunststickerei, oder Anweisung, die französischen und englischen großen Umhängetücher und Shawls von Kasimir, Tuch und Halbtuch, wie auch Sammetkragen, Mamelucken und Redingots sowohl in Gold und Silber als auch mit ünier Seide und englischer Wolle tambourin und platt zu sticken. Mit Original-Desseins nach dem jetzigen Geschmack. Mit 6 Kupfertaf. gr. 4. . . . . 1 thlr. 8 gr.

Netto, J. F., Muster, französische Aermel, Hemdekragen und Busenstreife mit Batist-Zwirn, Glanz-Garn und Spinal platt und im Tambourin zu nähen. brochirt . . . . . 16 gr.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Netto, J. F., Original-Desseins für die neue Stickerei in Pettinets, Filoche und Spitzengrund, bestehend in Kanten, Bordüren, Muschen und Blümchen, nebst richtiger Anweisung, durch Seiden- oder Eibisch-Papier und englischen Batist, den Pettinet, Filoche und Spitzengrund den Brabanter Kanten gleich zu machen. Zweite verbesserte Auflage. Mit 6 Kupfertaf. 4. . . . . 20 gr.

Netto, J. F, Wasch-, Bleich-, Platt- und Nähbuch, oder Anleitung zum Zeichnen und Numeriren der feinen Wäsche nach der engl. Manier; nebst Desseins zu Näharbeiten auf der Hand in gesellschaftlichen Zirkeln. Mit 12 Kupfertaf. und einem vorgenähten Modelltuche, in Buchstaben, Zahlen und Verzierungen. Zweite vermehrte und verbes. Auflage. klein quer Fol. broch. 3 thlr. 12 gr.

Netto, J. F., Zeichen-, Mahler- und Stickerbuch zur Selbstbelehrung für Damen, welche sich mit diesen Künsten beschäftigen. 1r Theil. quer Fol. Zweite verbes. Aufl. Mit illuminirten Kupfern, und einem auf Taffet mit Gold und Seide gestickten Modelltuche. brochirt . . . . . 9 thlr.
gebunden . . . . . 9 thlr. 18 gr.
Mit illuminirtem Modellblatt. brochirt . . . . . 7 thlr.
gebunden . . . . . 7 thlr. 18 gr.
Desselben Buchs 2r Theil. Mit gesticktem Modeltuche. brochirt . . . . . 9 thlr.
gebunden . . . . . 9 thlr. 18 gr.
Mit illuminirtem Modellblatt. broch. . . . . 6 thlr.
gebunden . . . . . 6 thlr. 18 gr.
Desselben Buchs 3r Theil. Mit gesticktem Modeltuche. brochirt . . . . . 9 thlr.
gebunden . . . . . 9 thlr. 18 gr.
Mit illuminirtem Modellblatt. brochirt . . . . . 6 thlr.

Sammlung kleiner Aufsätze zur Bildung der Frauen. Mit Kupf. 16. geb. . . . . 10 gr.

Spieß, K. H., der wahrsagende Zigeuner. Ein Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für junge Frauenzimmer. 12. geb. . . . . 16 gr.

Strickerin, die elegante, oder Sammlung kleiner Strickmuster für Freundinnen des guten Geschmacks. Mit 24 Kupfern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 4. . . . . 1 thlr. 8 gr.

Toiletten-Geschenk, Erstes. Ein Jahrbuch für Damen. 1805. Mit 17 Kupfern und 8 Musikblättern. Zweite verbesserte Auflage. kl. 4. . . . . 3 thlr. 8 gr.

Vorzeichnungen von 108 Medaillons, zu Hand- und Taschentüchern, Hemden, Tisch- und Bettzeugen. Auf 12 Kupfertafeln, gr. 4. erfunden und gezeichnet von L. R. . . . . 2 thl.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mit Anfange des Jahres 1806 erscheint in meinem Verlage:

Bildungsblätter,

Eine Zeitung für die Jugend,

wodurch ich einem von der Natur selbst geheiligten Wunsche aller Aeltern aus den gebildetern Ständen eben so angenehm zu begegnen hoffe, als durch diese Zeitschrift die edelsten Bedürfnisse ihrer Kinder auf die schönste Weise befriedigt werden sollen. Ich glaube um so mehr, gegründete Ansprüche auf die Zufriedenheit und den thätigen Beifall aller guten Aeltern zu haben, je inniger ich überzeugt bin, durch die Vereinigung der berühmtesten Jugendschriftsteller Deutschlands, welche an dieser Zeitung arbeiten, und von denen ein Dolz die Redaktion übernommen hat, das Interesse der aufblühenden Menschheit auf das Beste berathen zu haben. — Es sollen diese Bildungsblätter für die Jugendwelt eben das seyn, was die politischen Zeitungen für gebildete Erwachsene sind; es soll den jungen Lesern und Leserinnen durch diese Zeitung nicht bloß eine angenehme und belehrende Lektüre, sondern auch eine aufmunternde Veranlassung zu einer zweckmäßigen Selbstthätigkeit gegeben werden.

Sie wird zu dem Ende enthalten:

I. Interessante Neuigkeiten aus der Jugendwelt, oder auch aus der Menschenwelt überhaupt, wenn diese Begebenheiten für die Jugend wichtig und interessant sind. Z. B.

a) Merkwürdige Eigenschaften und schöne Charakterzüge jugendlicher Seelen.
b) Nekrologische Denkmähler hoffnungsvoller junger Menschen.
c) Nachrichten von jungen Leuten, die bald auf diese bald auf jene Weise verunglückten.
d) Kurze interessante Beschreibungen von kleinen Reisen, die Kinder unter Leitung vornahmen.
e) Beschreibungen von Schul- und Familienfesten.
f) Nachrichten von politischen auch für die Jugend Interesse habenden Zeitereignissen, von wichtigen Entdeckungen und Erfindungen.
g) Nachrichten über jetztlebende merkwürdige Menschen.

II. Lehrreiche und anziehende Aufsätze verschiedenen Inhalts. Z. B.

a) Ernsthafte und launige Aufsätze, die mit der ersten Rubrik in näherer oder entfernterer Verbindung stehen.
b) Mannigfaltige angenehme und lehrreiche Kleinigkeiten, als: Angaben von neuen Kinderspielen, neue Jugenlieder, und andere Gedichte, Sentenzen, Räthsel, ꝛc.
c) Kurze Empfehlungen guter Jugendschriften und anderer Hülfsmittel für jugendliche Bildung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III. Soll einen Theil des Inhalts dieser Zeitung die junge Lesewelt selbst liefern

a) durch Beantwortung kleiner Preisfragen,

b) durch Anfragen über Gegenstände, die ihre Bildung und Unterhaltung betreffen.

Wöchentlich erscheinen von dieser Zeitschrift drey Stücke, mit Kupfern und Musikalien, nebst einem

Begleitungsblatte

für Aeltern und Erzieher,

welches in Bezug auf obige Blätter enthalten soll:

1) Kurze Winke über einzelne pädagogische Gegenstände.

2) Kurze Nachrichten von neuen oder verbesserten Erziehungs- und Unterrichtsanstalten und Methoden.

3) Wichtige Anfragen von Aeltern und Erziehern über pädagogische Gegenstände, und, wenn es frommt, öffentliche Antwort.

4) Hauslehrergesuche und Empfehlungen derselben.

Das schöne Aeußere dieser Zeitung zu bezeichnen, sey diese Anzeige hinreichend, daß Format, Papier und Druck so besorgt werden, wie bey der, auch bey mir erscheinenden Zeitung für die elegante Welt, einem Institut, welches das höhere gebildete Publikum kennt, mit dem ausgezeichnetsten Beifall begünstigt und sich von dem steigenden Interesse desselben immer mehr überzeugt.

Um indessen von dem Innern und Aeußern dieser Zeitung für die Jugend sogleich die Ueberzeugung zu geben, ist davon Die erste Lieferung in vier Stücken mit zwey Kupfern und einer Musikbeylage vom Januar 1806 datirt, schon jetzt zur Ansicht und Prüfung zu haben.

Alle respective Postämter und Zeitungs-Expeditionen und alle Buchhandlungen jedes Orts in ganz Deutschland und den angrenzenden Ländern sind damit hinlänglich versehen und geneigt, solche zu communiciren und darauf Bestellung anzunehmen.

Mit dieser ersten Lieferung hoffe ich zugleich für Aeltern, Lehrer und Kinderfreunde, die gewiß angenehme Veranlassung zu bewirken, sie bey der bevorstehenden Gelegenheit als ein schönes nützliches Weihnachts- und Neujahrsgeschenk zu bestimmen und sich dadurch eine oft erneuerte Freude im künftigen Jahre zu versichern.

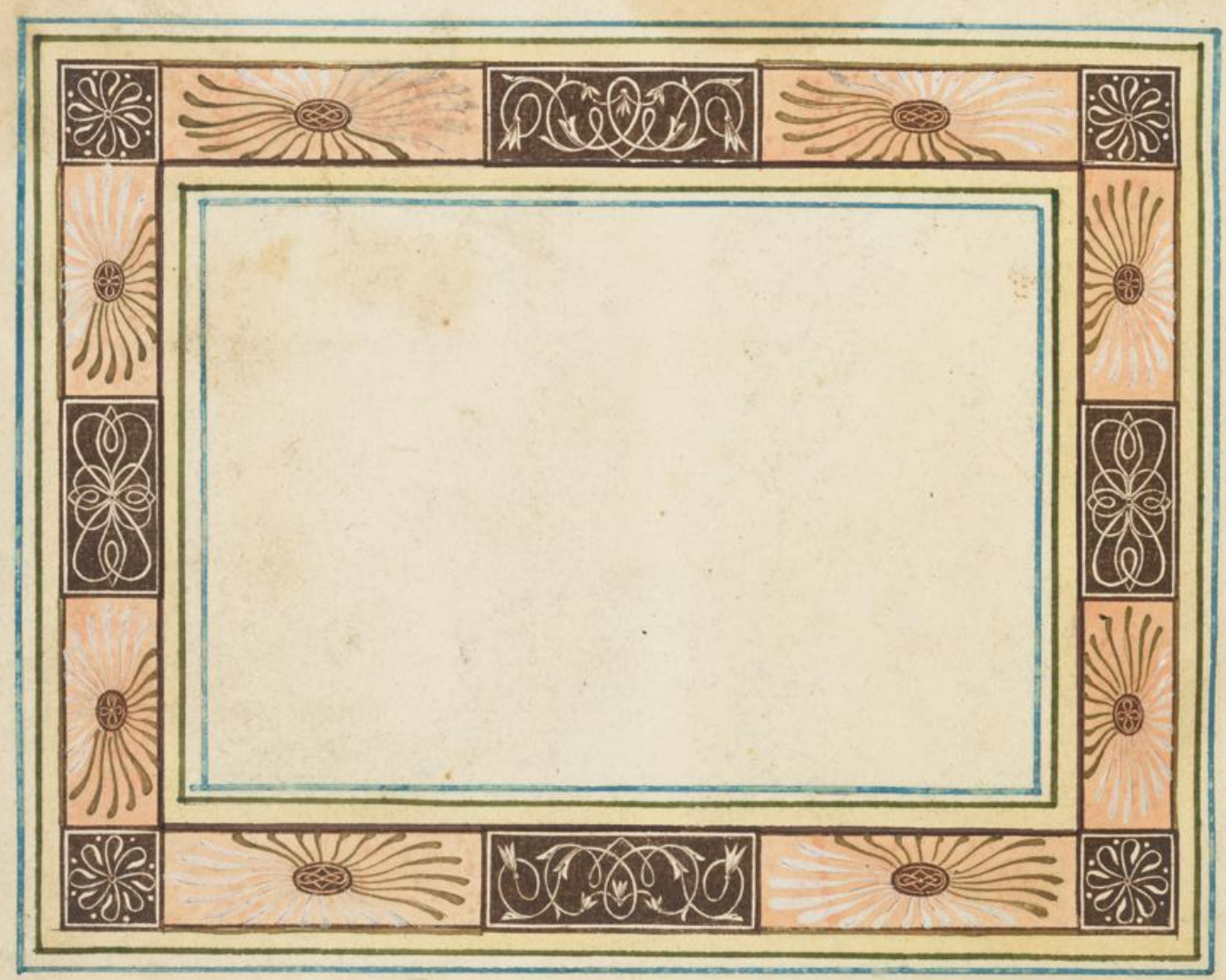
Der Preis des Jahrgangs dieser Zeitung für die Jugend ist 8 Thlr. Sächsisch oder 16 fl. Wiener oder 14 fl. 30 Xr. Rheinisch und dafür portofrey durch ganz Deutschland zu erhalten

Jeden Theilnehmer bitte ich noch zum Voraus von dem guten Erfolg dieses Instituts versichert zu seyn und durch den baldigen Beytritt mich in den Stand zu setzen, die Anzahl Exemplare als Fortsetzung zur zweiten Woche des Januars, für den Druck bestimmen zu können.

Leipzig, im September 1805.

Georg Voß.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

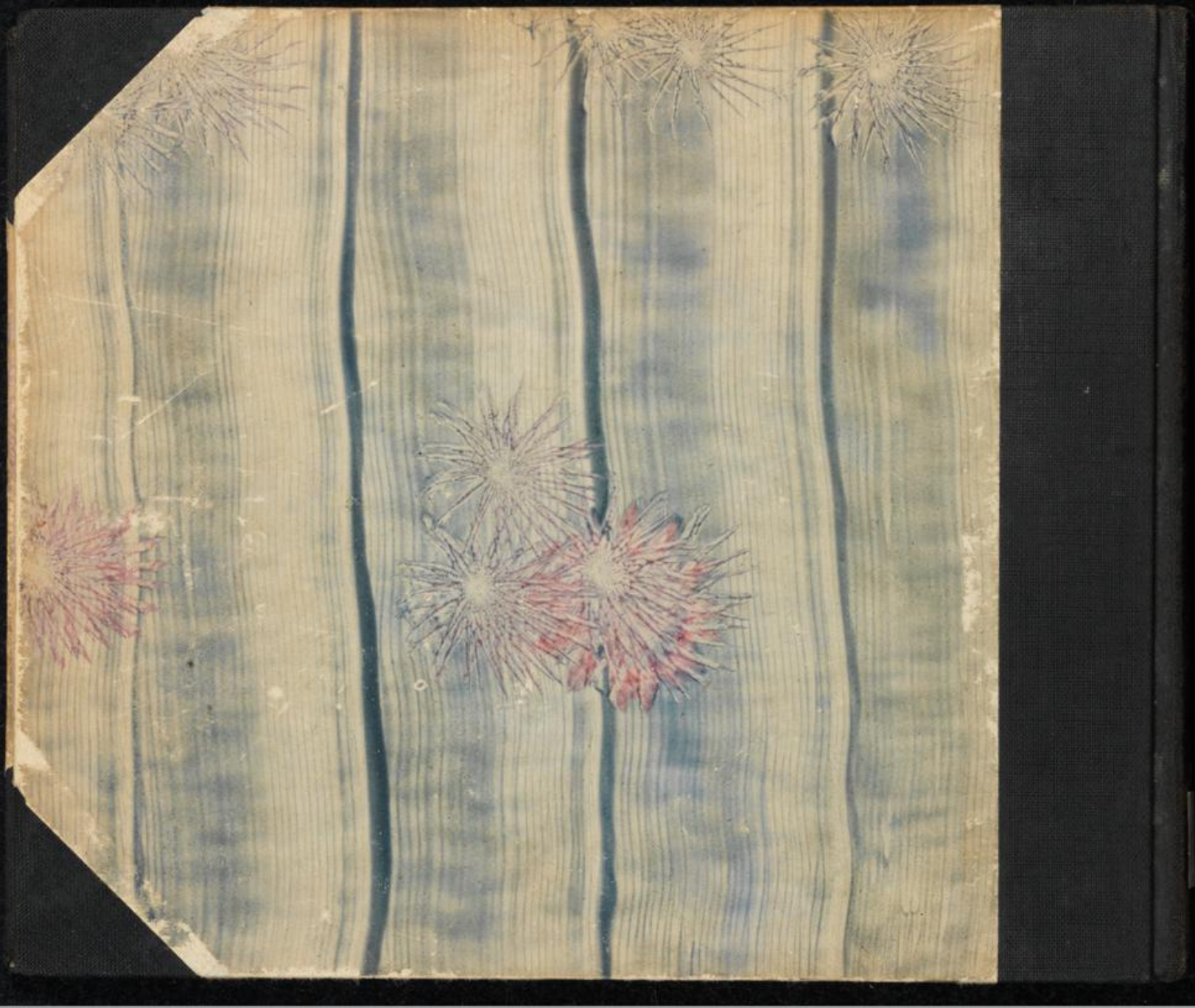


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VI/126 Einzelblätter, 2 Zl. bes. Rückarbeit

173/39 7,20 M.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf